Ausgabe auf weißem Druckpapier.

# Conversations-Lexikon

der

# Gegenwart.

Ein

für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,

**zugleich ein Supplement**

zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,

sowie zu jeder frühern,

zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

**Drittes Heft**, Bögen 21—30

**Baini** bis **Besson.**

| | | |
|---|---|---|
| Auf weißem Druckpapier | **8** | Groschen. |
| Auf gutem Schreibpapier | **12** | Groschen. |
| Auf extrafeinem Velinpapier | **18** | Groschen. |

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Redaction des 30. Bogens beendigt am 20. Jun. 1838.

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Denkmünze prägen, welche nach seiner eignen Angabe auf einer Seite sein Brustbild, auf der andern in einem Kranze von Eichenlaub die Jahreszahl 1834 zeigt mit der Umschrift: „Ehre dem Ehre gebührt!"

Auf dem Landtage vom J. 1837, der vom 11. Febr. bis 4. Nov. dauerte, wurden vorzüglich die materiellen Interessen des Landes berathen. Eine verbesserte Gerichtsordnung, die Verkleinerung der Landgerichte, Verbesserung des Straßen-, Wasser- und Brückenbaues und der Landbauten, dazu die Flußcorrectionen und die Bestimmungen des Expropriationsgesetzes waren die vorzüglichsten Gegenstände der Berathungen, bei welchen sich die beiweitem größere Zahl der Abgeordneten für ein allmäliges gesetzmäßiges Fortschreiten aussprach und nur Wenige starr am Alten festhielten oder dasselbe wiederzurufen und zu wecken suchten. Die einzelnen Verhandlungen über die verschiedenen Berathungspunkte waren oft von großem Interesse und offenbarten die verschiedenen Ansichten bald offen und gerade, bald indirect und versteckt. Interessant war gleich von vornherein die Berathung über die Zulassung eines Dompfarrers und Domcapitulars in einer Person in die zweite Kammer, was der königliche Regierungscommissair bejahen zu müssen glaubte, weil der Dompfarrer selbständiger Pfarrer sei, obschon in allen bairischen Capiteln die Dompfarreien der Dotation derselben einverleibt sind und der Pfarrgehalt einen Theil der Kanonikalpräbende bildet, der Dompfarrer nur aus dem Domcapitel, nur ein Domcapitular, und kein Anderer als ein Domcapitular Dompfarrer sein kann, das Domcapitel aber zu dem höhern Klerus gehört, der in der ersten Kammer vertreten wird. Daß dem wirklich so sei, zeigte sich später im Verlaufe der Verhandlungen ganz deutlich, als dem Antrage, „daß die Dompfarreien von den Domcapiteln getrennt werden sollten", vom Minister des Innern entgegnet wurde, daß der Ausführung desselben hochwichtige Rücksichten entgegenständen, worauf der Ausschuß den Antrag nicht verfolgte.

Der Rechnungsbericht über die Führung des Staatshaushalts lieferte ein sehr erfreuliches Resultat, da in der Verwaltungsperiode von 1832—35 eine Ersparniß von mehren Millionen nachgewiesen war. Doch grade Dieses gab einigen Abgeordneten die Veranlassung, das System der vaterländischen Finanz- und Staatswirthschaft als übertriebene und als absolute Geldwirthschaft zu bezeichnen, und während die Einen hervorhoben, daß die Entfesselung des Grund und Bodens, der Verfassung durchaus conform, in Frankreich, im Rheinkreise, in Baden und Würtemberg die wohlthätigsten Folgen geäußert habe und noch äußere, behauptete die Minderzahl: werde von dem bisherigen Ablösungssysteme nicht abgestanden, so möchte die nothwendige Folge davon sein, daß aller Grund und Boden allmälig in die Hände der Bemittelten und der Städter gelange, der Bauernstand ganz unterdrückt werde, und wie in Italien lediglich Pächter an seine Stelle gesetzt werden würden. Das Gedeihen der Industrie, des Handels und Ackerbaus beruhe auf unablösbarem Grund und Boden, und höre man nicht auf, abzulösen, so werde es am Ende noch so weit kommen, daß man selbst abgelöst werde. Als darauf die Kammer der Reichsräthe den Antrag stellte: „Es möge die Ablösung nutzbarer Rechte des Staatsvermögens niemals unter andern als unter solchen Bedingungen gestattet werden, wodurch das Staatsvermögen der ausdrücklichen Vorschrift der Verfassungsurkunde Tit. III. §. 7 gemäß, gegen Schmälerung der aus solchen Rechten bezogenen Einkünfte vollständig gesichert werde", bekämpften mehre Abgeordnete diesen Antrag gleichfalls aus den Bestimmungen der Verfassungsurkunde und zeigten, der Antrag verlange nichts weniger, als die königliche Regierung möge in Zukunft ein dem bisherigen Verfahren grade entgegengesetztes einschlagen, und den Ablösungen der Grundlasten einen mächtigen Hemmschuh anlegen, während sie durch die bisherige Gestaltung und Beschleunigung der Ablösung nutzbarer Rechte im wahren Sinne des ganzen Landes Wohl zu erringen ge-



Digitized by Google

sucht habe; denn in einem ackerbautreibenden Staate sei nichts nothwendiger, als möglichste Entfesselung des Grund und Bodens. Die Kammer der Abgeordneten beschloß darauf mit großer Stimmenmehrheit, dem Antrage der Kammer der Reichsräthe ihre Zustimmung zu verweigern.

Sehr wichtig war die Berathung über die den Klöstern und Stiftern unentgeltlich zur Nutzung überlassenen Staatsrealitäten und Renten. Von dem Ausschusse waren an das Referat darüber folgende Anträge geknüpft worden: es möge 1) sowol mit der Errichtung neuer als mit der Wiederherstellung der ehemals bestandenen Klöster in Baiern aus Staats- oder andern öffentlichen Mitteln von jetzt an Einhalt geschehen; es möge 2) die Stiftung neuer Klöster durch Privatdotationen, gleichfalls von jetzt an, nicht weiter, oder doch nur zu dem im Art. 7 des Concordats ausgesprochenen Zwecke der Aushülfe in der Seelsorge und der Pflege der Kranken bei vollkommen und sicher ausreichender Dotation verstattet werden; es möge 3) in keinem Falle mehr das Vermögen einer Pfarr- oder andern Seelsorgestiftung, welches nach Tit. IV. §. 9 Abs. 4 und §. 10 der Verfassungsurkunde seiner ursprünglichen Stiftungsbestimmung verbleiben soll, zur Dotation von Klöstern und zum Unterhalte von Klostergeistlichen verwendet, somit keine Pfarrei oder andere Seelsorgerstelle mehr mit einem Kloster verbunden werden; ebenso möge 4) keinerlei Rente von Unterrichts- und Erziehungsstiftungen, welche gleichmäßig unangreifbar unter dem Schutze der Verfassung stehen — auch nicht die Rentenüberschüsse der Cultstiftungen — zu Klosterdotationen verwendet werden, mit der Ausnahme, daß es die dabei betheiligte Gemeinde verlange, der Landrath gutheiße und das Kloster selbständig oder aushülfsweise zum Unterrichte der Jugend bestimmt sei; es möge 5) das Termíniren der Klostergeistlichen in jeder Art und Form auf das strengste untersagt und dieses Verbot kräftigst gehandhabt werden; es möge 6) den Klostergeistlichen der Betrieb förmlicher theologischer Studien und die Bestehung von Prüfungen darüber nach den allgemein gesetzlichen Vorschriften auferlegt, auch wenn sie zur Seelsorge verwendet werden sollen, insbesondere die gesetzliche Synodal- und Pfarrconcursprüfung nicht erlassen werden. Alle diese sechs Anträge wurden von der Kammer der Abgeordneten mit großer Stimmenmehrheit angenommen und gegen die Kammer der Reichsräthe wiederholt.

Bei der Berathung über die Bestrafung geringerer körperlicher Mishandlungen, veranlaßt durch die in neuester Zeit auffallend häufigen blutigen Raufereien, glaubten Einige der Abgeordneten und die Kammer der Reichsräthe, die Strafe körperlicher Züchtigung anwenden zu müssen. Dagegen machte die Mehrheit ihre Ansicht geltend, daß ein Antrag auf Einführung körperlicher Züchtigungen im constitutionnellen Baiern höchst befremdend und überraschend sei; daß vor Allem die Frage sich aufdränge, ob denn Stockprügel und Ruthenhiebe das einzige Mittel seien, den Menschen wieder zur Ordnung zurückzuführen, oder ob das Mittel, Körperverletzungen zu verhüten, nicht vielmehr in einer guten häuslichen Erziehung von frühester Jugend auf gesucht werden solle. Körperliche Züchtigungen seien nicht allgemein anwendbar; vor dem Gesetze aber müsse nach einem der obersten Grundsätze der Verfassung jeder Unterthan dem andern gleich sein. Übrigens seien die Körperverletzungen in andern Gebietstheilen Baierns nicht so häufig, als in den Kreisen, welche durch die Redner für die Einführung körperlicher Züchtigungen bezeichnet worden seien. Wolle man das Übel heilen, so solle man die Quelle desselben verstopfen.

Auch auf diesem Landtage wurde ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister gewünscht, da wieder mehre Etatsüberschreitungen und Vorausgaben, namentlich in Prunkbauten, vorkamen. Ein ganz eignes, in frühern Jahren unbekanntes, freudiges Gefühl schien die Aussicht der Ersparungen im Staatshaushalte in den Gemüthern der Abgeordneten zu wecken. Die Summe war nachge-

Digitized by Google

wiesen, sonst jedoch weiter nichts über die künftige Verwendung mitgetheilt. Einige Abgeordnete sprachen den Wunsch aus, diese bedeutenden Ersparnisse zum Nachlasse eines Simplums der directen Steuer, zur Beschleunigung der Herbeiführung des Steuerdefinitivums, zur Beförderung der Cultur und Gewerbe, zur Deckung der schwer auf dem Unterthanen lastenden Umlagen, zur Herstellung der Straßen, zur Beseitigung des langsamen Justizganges, namentlich bei dem obersten Gerichtshofe, und zur Hebung des Beamtenstandes zu verwenden. Die Minister beobachteten dabei ein tiefes Stillschweigen, selbst dann noch, als ein Abgeordneter in seiner Eigenschaft als Referent über die sämmtlichen Staatseinnahmen sich dahin aussprach, daß er in Folge der von Seiten einiger Mitglieder gemachten Äußerungen in Ansehung der Rechte der Kammer bezüglich der Erübrigungen sich veranlaßt sehe, um bestimmte Aufklärung zu bitten. Die Kammer änderte in dem vorgelegten Budgetansatze Manches und machte mehre Erhöhungen. Doch der Landtagsabschied wies die Abgeordneten in ihre Stellung zurück, von welcher aus ihnen die Initiative auch über die Verwendung der Staatseinnahmen nicht zukomme. Der Landtagsabschied enthielt in Hinsicht auf das Budget folgende merkwürdige Stelle: „Wir haben den Ständen des Reiches bei dem diesjährigen Zusammentritte in Gemäßheit der Bestimmungen der Verfassungsurkunde Tit. VII, §. 4, die genaue Übersicht des Staatsbedürfnisses, sowie der gesammten Staatseinnahmen vorlegen lassen, um über die zu erhebenden Steuern für die vierte Finanzperiode in Berathung treten zu können. Beide Kammern haben inhaltlich Gesammtbeschlusses, die Einnahme betreffend, die Summe der zu erhebenden Steuern nach dem Voranschlage ohne Veränderung der Summe zugestanden, jedoch bei den Taxen, Aufschlagsgefällen, Zöllen und bei dem Ertrage aus Ökonomien und Gewerben im Ganzen eine Mehrsumme von 477,311 Gulden annehmen zu können erachtet und solche Summe den Staatseinnahmen sogleich zugesetzt; übrigens auf den Grund dieser Zusätze, die Ausgaben betreffend, aussprechen zu können geglaubt, daß hierdurch die Mittel gegeben seien, um Ausgabenmehrungen zu decken u. s. w.; da aber zur Zeit Überschüsse oder weitere Erübrigungen rechnungsmäßig nicht feststehen, so vermögen wir, in Erwägung der deutlichen Bestimmung der Verfassungsurkunde Tit. VII. §. 3, 4, 5 und 9, auf deren gewissenhafteste Festhaltung, sowol in Beziehung auf die Rechte unserer Krone, als auf die den Ständen des Reichs verfassungsmäßig eingeräumten Befugnisse wir unerschütterlich beharren, die von den Kammern der Ständeversammlung zu den Staatseinnahmen gemachten Zusätze so wenig, als die von denselben hierauf gegründeten Festsetzungen und Anweisungen von Ausgaben zu vereinbaren, dieselben daher auch als zulässig oder bindend nicht anzuerkennen u. s. w.“ In Beziehung auf den in jeder Ständeversammlung von den Kammern gemachten Antrag über die Erlassung eines allgemeinen Culturgesetzes, erfolgte in demselben Abschiede die Antwort: „Wir haben uns überzeugt, daß ein Culturgesetz, da dasselbe fast durchgehends aus privatrechtlichen Bestimmungen besteht, nur im Einklange mit den allgemeinen Gesetzen über Eigenthum, Dienstbarkeiten, Eingehung und Auflösung von Verbindlichkeiten u. s. w. gegeben werden kann, wenn es nicht ein Ausnahmegesetz werden, wohlerworbene Rechte zerstören und andere Schwierigkeiten und Nachtheile herbeiführen soll. Wir werden jedoch bei Gebung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches die Anträge der Stände hinsichtlich eines Culturgesetzes in Erwägung ziehen.“ Ein beinahe in jeder Ständeversammlung und auch in dieser vorgebrachter Antrag über die Aufhebung des Zahlenlotto wurde dahin entschieden, daß diesem Antrage die königliche Genehmigung nicht ertheilt werden könne. Übrigens enthielt der Abschied manches Erfreuliche in Hinsicht der materiellen Interessen des Landes. Der sämmtliche Staatsbedarf für Ein Jahr der vierten Finanzperiode 1837—43 war in folgender Hauptübersicht festgestellt worden: Staatsschuld für die Zins-,

Tilgung- und Pensionsamortisationskasse: 8,746,294 Guld.; Etat des königlichen Hauses und Hofes: 3,188,000 Gulden; Etat des Staatsraths: 72,000 Guld.; Etat der Ständeversammlung und des ständischen Archivs: 45,500 Guld.; Etat des Staatsministeriums des königlichen Hauses und des Äußern: 480,000 Guld.; der Justiz: 1,158,944 Guld.; des Innern: 756,460 Guld.; gemeinschaftlicher Etat der Staatsministerien der Justiz und des Innern und der Landgerichte: 1,269,966 Guld.; Etat des Staatsministeriums der Finanzen: 770,000 Guld.; Etat der Staatsanstalten, umfassend die Ausgaben für Erziehung und Bildung, Cultus, Gesundheit, Wohlthätigkeit, Sicherheit, Industrie und Cultur, Straßen-, Brücken-, Wasserbau, besondere Leistungen des Staatsärars an die Gemeinden und Steuerkataster: 5,893,247 Guld.; Militairetat: 6,794,976 Guld.; Landbauetat: 531,440 Guld.; Pensionen der Witwen und Waisen der Staatsdiener: 276,000 Guld. Dies ergab die Gesammtsumme der Staatsausgaben von 29,983,827 Gulden. Die Gesammtsumme der Staatseinnahmen war im J. 1832—33: 27,840,337 Guld. 43½ Kreuz.; im J. 1833—34: 28,351,376 Guld. 31¼ Kreuz.; im J. 1834—35: 30,195,933 Guld. 38 Kreuz.

Einen ganz eigenthümlichen Anblick boten die kirchlichen Verhältnisse dar, wie sie sich in der neuesten Zeit in Baiern gestalteten. Die Zeit des Rationalismus, der vernünftigen Prüfung und Ansichten in katholischen Kirchendingen ging allmälig vorüber; die Zeit des festen starren Glaubens kam, und bald galt es für ehrenvoll, würdig und fruchtbringend, strenggläubig allen Geboten der römischen Kirche wieder zu gehorchen. Das Ausschreiben des Papstes Gregor XVI. an die bairischen Erzbischöfe und Bischöfe in Betreff der Ehe zwischen Katholiken und Nichtkatholiken, in welchem eine solche Ehe als mit der größten Seelengefahr für die Katholiken dargestellt erschien, machte schon einen großen Eindruck und fand willfährige Ohren und Herzen. Die katholische Orthodoxie wurde bald, nicht nur bei den Geistlichen, sondern auch bei den Weltlichen nicht blos ein empfehlendes, sondern nothwendiges Mittel zur Beförderung im Staatsdienste und zumal für die öffentlichen Lehrer an den niedern und höhern Schulen wesentliches Bedürfniß. Mehre, welche in dieser Hinsicht von der lauernden aufmerksamen katholischen Geistlichkeit verdächtigt waren, empfanden die Strafe des weltlichen Armes und wurden in den Ruhestand versetzt und immer mehr trat die Ansicht siegend hervor, daß das Lehramt überhaupt nur von der Geistlichkeit am besten versehen würde. Darum wurden denn auch die männlichen und weiblichen geistlichen Orden wieder errichtet und begünstigt, deren theilweise Errichtung Rom in einem Artikel des Concordats fürgesehen hatte, der jetzt erst im ausgedehnten Umfange geltend gemacht wurde. Als eifriger Vertheidiger, Pfleger und Nährer dieser Mönchsinstitute erschien der Bischof Riegg zu Augsburg, der, nachdem er den bischöflichen Stuhl bestiegen, sehr bald die Aufmerksamkeit der römischen Curie und deren Dank durch seine mönchischen Ansichten und Förderung des klösterlichen Lebens in Baiern sich zuwendete. Am 20. Dec. 1834 erschien ein königliches Rescript, in welchem die Wiederbelebung des Benedictinerordens in Baiern ausgesprochen wurde, nachdem schon einige Jahre vorher durch die Wiedererrichtung des Klosters Metten an der Donau der Versuch ohne große Hoffnung gemacht worden war. Zum bessern Gedeihen des Ordens sollte ihm die Gesammtstudienanstalt in Augsburg übergeben und damit das Priorat in Metten und ein neues in Ottobeurn vereinigt werden. Zum Abte des Klosters wurde Barnabas Huber ernannt, nicht nach den ehemaligen Klostergesetzen von den Ordensmitgliedern frei gewählt. Darauf erging der Aufruf an sämmtliche noch lebende Glieder der ehemaligen Benedictinerklöster in Baiern, in die wiederhergestellten Klöster zu treten. Wenige nur entsprachen dem Ansinnen; auch die Weltgeistlichen, besonders die jüngern, wurden ohne Erfolg auf alle Weise zum Eintritte in den Orden ermuntert. Schon fürchtete man,

Digitized by Google

nicht einmal diese drei Klöster nothdürftig besetzen zu können. Da erhielt der Bischof Riegg die Erlaubniß, sich mit den Vorständen der in Östreich bestehenden Benedictinerabteien in Correspondenz zu setzen, und im folgenden Frühjahre reiste er mit Barnabas Huber nach Östreich und der Schweiz, um die Klöster zu besuchen und die von den Äbten ausgewählten Männer für den großen Zweck der Erziehung in Baiern zu prüfen und in Empfang zu nehmen. Der Papst drückte seine große Freude in einer Bulle vom 19. März 1835 an den König Ludwig aus, den er „Carissimum in Christo filium, Vindelicorum regem" nannte, und in Schreiben an den ehrwürdigen Bruder, den Bischof von Augsburg, und an den geliebten Sohn Barnabas Huber; er rühmte und lobte die Stiftung und den religiösen Eifer durch Verleihung ausgezeichneter Klosterprivilegien, weil seiner Heiligkeit „nichts angenehmer, nichts wünschenswerther und lieber sein könne, als daß die Mönchsorden wiederhergestellt werden". Das neue Benedictinerstift in Augsburg wurde mit großer Feierlichkeit und mit einer Rede des Fürsten von Wallerstein am 5. Nov. 1835 eröffnet. Der Redner erinnerte darin, wie in Baiern die Errichtung einer entsprechenden Anzahl von Klöstern, und unter diesen einige dem Unterrichte der Jugend ausschließlich gewidmete, durch den Art. VII des zweiten Anhangs zur Verfassungsurkunde zum förmlichen Verfassungsgebote erhoben sei. Er wies nach, wie der König die in der erwähnten Verfassungsstelle entwickelte wichtige Aufgabe, ungeachtet der demselben mehrfach geäußerten dringenden Wünsche, nicht einer Corporation, die man eines reactionnairen Standpunktes mindestens fähig erachte (den Jesuiten), sondern einem Orden deutschen Wesens und deutscher Stiftung, einer kirchlichen Körperschaft anvertraut habe, für deren unbedingtes Fernsein von allen politischen Tendenzen die Geschichte voller zehn Jahrhunderte zeuge, deren tief wissenschaftliche Bildung, heitere Lebensansicht und echt veredelnde Erziehungsweise allen Confessionen gleiche Achtung einflöße u. s. w. Darauf entwickelte er das bairische Erziehungssystem nach allen Momenten seiner Restauration, die aus den ureigensten Gedanken des Königs selbst hervorgegangen sei. In mehren größern Städten wurden, nachdem die Regierung ihre Neigung zur Klöstererrichtung so offen zu erkennen gegeben hatte, Unterschriften gesammelt, um innerhalb ihrer Stadtmauern ein Kloster zur Erziehung der Jugend errichten zu dürfen. Auf welche Weise man solche Unterschriften manchmal erhalten mochte, zeigte ein Fall dieser Art in Bamberg, wo ein Professor der Philosophie am dortigen Lyceum als eifriger Freund der Mönche erscheinen wollte, Unterschriften ohne Wissen der Stadtbehörde sammelte, worauf der Magistrat, sobald er davon Kunde erhielt, die Sache öffentlich misbilligend nicht weiter gedeihen ließ. In weit größerer Anzahl gediehen die Frauenklöster, deren beinahe alle Jahre einige restaurirt wurden; als wahrhaft ehrwürdig erscheint der Orden der barmherzigen Schwestern, die sich mit edler Selbstaufopferung der Krankenpflege widmen. In München wurde im J. 1837 ein Mutterhaus für diesen Orden erbaut, in welchem die jüngern und neuen Mitglieder herangebildet werden sollten. In den kirchlichen Streitigkeiten zwischen der Krone Preußen und dem römischen Stuhle in Beziehung auf den Erzbischof zu Köln nahm man in Baiern vom Anfange an entschieden und zumeist höchst leidenschaftlich für den Letztern Partei; doch sah sich in Folge wiederholter diplomatischer Verhandlungen die bairische Regierung endlich veranlaßt, den ultramontanen Blättern, namentlich der „Neuen Würzburger Zeitung", eine gemäßigtere Sprache bei der Beurtheilung des Verfahrens der preußischen Regierung anzuempfehlen und insbesondere alle gröblichen Ausfälle gegen dieselbe zu unterlassen.

In der protestantischen Kirche zeigte sich in den letzten Jahren häufig ein scheues Misbilligen des überhandnehmenden Mysticismus; auch wurden noch andere Klagen laut. So wandten sich im J. 1832 eine große Anzahl Protestanten mit einer Bittschrift an den König, worin sie den Schutz der Staatsgewalt gegen die

Digitized by Google

oberste geistliche Behörde anriefen. Drei Gründe, hieß es darin, seien es, weswegen sie klagen müßten: das ungeeignete Benehmen bei den frühern Verhandlungen über die Bildung der Presbyterien; die Unterlassung der Zuziehung einer genügenden Anzahl weltlicher Mitglieder zu den allgemeinen Synoden; und die unverkennbare Begünstigung des immer weiter um sich greifenden Mysticismus. Allein diese Klage ward neutralisirt durch die Adresse einer Anzahl anderer Protestanten, welche die vollkommenste Zufriedenheit mit den bisherigen Anordnungen und die treueste Ergebenheit bezeugten. Ähnliche Klagen, aber ebenso vergeblich, erfolgten noch öfter; vergebens wandten sich mehre Capitel an den König, mit der Bitte, es möge eine einzige wahre Generalsynode gehalten und dazu eine gleichmäßige Anzahl freigewählter Laien zugezogen werden. Die Synoden wurden auf die gewöhnliche Weise gehalten; doch gleich in der ersten Sitzung der ansbacher Synode im J. 1833 erklärte ein Beisitzer und dictirte zu Protokolle, daß er feierlich gegen alle blos von geistlichen Mitgliedern und einigen, nicht von der Kirche selbst beauftragten Laien festzusetzenden Bedingungen protestire, auch das der Kirche durch die Reichsverfassung zugesicherte Recht bewahre: nur durch eine sie vollständig repräsentirende Synode ihre innern Angelegenheiten zu ordnen. Der Entwurf einer neuen Kirchenordnung wurde von ihr verworfen, so auch der neue Katechismus und die neue Agende. Die baireuther Synode aber trat diesen Ansichten bei.

Die Aufsicht über die gelehrten Schulen, vorzüglich über die Universitäten, wurde geschärft; von den Universitäten wurden jährlich einige Professoren als Commissaire an die Gymnasien abgeordnet und hauptsächlich nach deren Urtheil den Gymnasialschülern der Abgang zur Universität ertheilt oder verweigert wurde; auf der Universität sollten die Candidaten der katholischen Theologie, gleich den protestantischer, zum Studium der hebräischen Sprache angehalten werden. Für sämmtliche bairische Hochschulen wurden neue Satzungen promulgirt. In den meisten Kreisen des Landes bildeten sich historische Vereine. Als vorzüglich wichtig aber erscheint die Anordnung und glückliche Durchführung der technischen Unterrichtsanstalten, deren Aufgabe es ist, alle jene Unterrichtszweige zu lehren, deren Grundlage und Zweck zunächst dem Gebiete der exacten Wissenschaften angehört. Die gesonderten Anstalten für diesen technischen Unterricht beginnen mit der Periode des Gymnasialstudiums, und der parallel laufenden Sonn- und Feiertagsschulpflicht mittels der den wissenschaftlichen Gymnasien gegenüber gestellten technischen Gymnasien (Landwirthschafts- und Gewerbschulen); sie setzen sich fort in den den wissenschaftlichen Lyceen correspondirenden technischen Lyceen (polytechnischen Schulen) und culminiren in der den wissenschaftlichen Hochschulen entsprechenden technischen Hochschule zu München.

Vorzugsweise gedieh in Baiern die Kunst und entwickelte sich immer mehr durch die wahrhaft großartigen Aufgaben, welche der König den ersten jetzt lebenden Künstlern bestimmte, die sich in München niedergelassen hatten, und die er auf manche Weise zu beschäftigen und festzuhalten suchte. Auf diese Weise ist München (s. d.) in der neuesten Zeit der Sitz und der Mittelpunkt der herrlichsten Kunstschöpfungen geworden. Nicht minder war die Sorgfalt der Regierung auf die Erhaltung der Kunstwerke der Vorzeit gerichtet, weshalb bei dem Ministerium des Innern eine eigne Generalinspection gegründet ward, welche die Baudenkmale des Mittelalters zu erhalten und ihr Geschichtliches näher zu erforschen hat. Auch die Walhalla (s. d.) bei Regensburg schreitet ihrer Vollendung entgegen. Die königliche Akademie der bildenden Künste in München, in ihrer jetzigen Gestalt gegründet von dem Könige Maximilian I. im J. 1808, um die Erhaltung und Fortpflanzung der Künste, welche nur durch lebendige, ja persönliche Überlieferung möglich ist, zu sichern, und den Künsten ein öffentliches Dasein, eine Beziehung auf die Nation und den Staat selbst zu geben, wodurch sie fähig werden, ihrer seits vortheilhaft auf das Ganze zurückzuwirken, den Sinn für Schönheit und Ge-

Digitized by Google

schmack an edlern Formen allgemein zu verbreiten — diese Akademie ist sowol eine Lehr- und Bildungsanstalt, als eine Kunstverbindung oder Kunstgesellschaft. Ihre ursprüngliche Idee trat recht eigentlich in den letzten zehn Jahren ins Leben unter ihrem berühmten Vorstande Cornelius. Zur Belebung des reinen Geschmackes und der Nationalgeschicklichkeit wird von der Akademie ein großes Werk ausgearbeitet, das instructiv sowol für die untersten Stufen der Kunst als auch für die höhern Grade sein und als Anhaltspunkt aller artistischen Anstalten in Baiern dienen soll. Der erste Theil ist bereits am Ende März 1838 erschienen und umfaßt den Vorbereitungs- oder Elementarzeichnungsunterricht.

Erfreulich ist insbesondere auch der Blick auf die großen Fortschritte, welche in der neuesten Zeit Baierns Industrie und Handel gemacht haben und für deren Erhebung die Regierung sehr viel gethan hat. Unter den directen Mitteln, welche ihr zur Förderung derselben zu Gebote standen, waren Verbreitung der Intelligenz unter den Gewerbtreibenden und belohnende Anerkennung der Leistungen derselben am wirksamsten; Baiern schuf im J. 1833 ein wohlgeordnetes System des gewerblichen Unterrichts in den Landwirthschafts- und Gewerbs-, in den polytechnischen Schulen und der technischen Hochschule. Der Volksunterricht in den deutschen Schulen hat eine der gewerblichen Bildung entsprechende Richtung erhalten, und durch die Errichtung der Volkszeichnungsschulen ist den Schülern schon in der ersten Jugend Gelegenheit gegeben, die Grundlage zu jener artistischen Ausbildung zu erhalten, welche auf die Bildung der Gewerbetreibenden einen mächtigen Einfluß übt. Denjenigen, welche nicht die Mittel besitzen, Gewerbs- oder polytechnische Schulen zu besuchen, eröffnen die Sonn- und Feiertagsschulen, und die außerordentlichen gewerblichen Vorträge, welche in vielen Gewerbsschulen auch an Werktagen für Lehrlinge und Gesellen gegeben werden, eine Quelle zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse; und damit diese Gelegenheit für jede Bildungsstufe und für jedes Alter gegeben sei, hat die Regierung das Institut der Gewerbsvereine geschaffen, welches alle Verbindungen, deren Zweck Förderung der Industrie ist, begünstigt. Zu diesen kommt die ehrende Anerkennung durch Medaillen und Diplome, welche den Einsendern ausgezeichneter Gegenstände der Fabrikation zu den öffentlichen Industrieausstellungen in München, die 1834 und 1835 stattfanden, bewilligt wurden. Bei Zuerkennung der verschiedenen Abstufungen der Auszeichnung bildeten die technische Vollendung des Fabrikats, die Wichtigkeit desselben für die vaterländische Industrie, die Größe des Betriebs und der Umstand, ob durch die Fabrikation ausländische Waaren mehr oder weniger verdrängt worden sind, die leitenden Motive für das Preisgericht. Die Zahl der Einsender vermehrte sich bei der zweiten Ausstellung ungemein und lieferte den Beweis, daß der Zweck der Industrieausstellung im Allgemeinen mehr erkannt und begriffen worden sei. Die Ausstellung beschränkt sich nicht blos auf sogenannte Schaustücke der betreffenden Gewerbe, sondern es finden alle meisterhaft gefertigten Producte des Gewerbsfleißes ihren Platz. Durch die Unterstützung von Seiten der Kreisregierungen und der Unterbehörden war es gelungen, in den beiden letzten Ausstellungen der genannten Jahre für mehr als 80,000 Gulden Waaren, theils durch den Detailverkauf, theils durch die Lotterie zu verwerthen; es wurden nämlich Actien zu einem Gulden ausgegeben, aus deren Erlös Gegenstände der Ausstellung angekauft und durch eine Lotterie verloost wurden. Wohlthätig wirkte auch der landwirthschaftliche Verein, der seinen Zweck zu erreichen sucht durch mündliche und schriftliche Mittheilung der Mitglieder unter sich, durch möglichst schnelle Kundgabe der merkwürdigsten Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft und der damit in nächster Verbindung stehenden Gewerbe, sowie durch Ankauf und Verbreitung landwirthschaftlicher Geräthe, Maschinenmodelle, nützlicher Sämereien und Gewächse; durch Veranlassung auf den Landbau und die damit zunächst zusammenhängenden Gewerbe sich beziehender naturwissenschaftlicher Versuche von Seiten

Digitized by Google

erfahrener Landwirthe und Gewerbsleute; durch Belehrung, Unterstützung und Vertheilung von Preisen an Diejenigen, welche landwirthschaftliche Versuche mit Fleiß und entschiedenem Erfolge ausgeführt haben, sowie an die Verfasser gelungener Schriften, welche von dem Vereine veranlaßt wurden. Zur Beförderung des Flachsbaues und der Leinwandfabrikation, sowie für die vorzüglichsten Leistungen einer Ölmühle aus dem Samen des Rapses und Mohnes, wurden bedeutende Preise ausgesetzt. Sehr bedeutende Geschäfte machte die Runkelrübenzuckerfabrik von Utzschneider. Zur Beförderung der Seidenzucht bildete sich eine Gesellschaft in Regensburg, die auch viele Mitglieder in andern Theilen Baierns zählt. Zur Belebung der Industrie wird in der Folge vor Allem wirken die Ausführung des großartigen Unternehmens: den Rhein mittels eines Kanals mit der Donau zu verbinden. Alle Jahrhunderte fühlten das Bedürfniß eines Zusammenhanges zwischen den zwei größten und mächtigsten Flußgebieten Europas, welche Deutschland seiner ganzen Tiefe nach durchschneiden, in zahlreiche Äste sich in Baden und Würtemberg verzweigen, die südlichen Länder mit dem Weltmeere in Verbindung bringen und auf der andern Seite dem deutschen Handel eine directe Richtung nach dem schwarzen Meere eröffnen. Zur Ausführung dieses großartigen Unternehmens wurde die Bildung einer Actiengesellschaft den Gebrüdern Rothschild und Söhne in Frankfurt am Main übertragen, das Staatsministerium der Finanzen aber ermächtigt, dieser Gesellschaft, sobald dieselbe durch eine angemessene Anzahl Subscribenten sich gebildet, mit dem vierten Theile der für die Ausführung ermittelten Actiensummen als Actionnair beizutreten. Die erfoderliche Summe wurde auf 8,530,000 Gulden berechnet; den Inhabern der Actien sollen die Kanalanlagen als immerwährendes Eigenthum verbleiben, auch soll ihnen auf 99 Jahre ein Privilegium für die Erhebung von Kanalgebühren nach einem festzusetzenden Tarif ertheilt werden. Die Ausgabe der Actien erfolgte in Frankfurt im Aug. 1835 und fand bald zahlreiche Abnehmer. Der Kanal nimmt seine Richtung von bairisch Dietfurt an der Altmühl in dem Thale der Sulz nach Neumarkt, von da nach Nürnberg und durch das Regnitzthal bei Bamberg. In dieser letzten Gegend waren die Arbeiten bis zum Ende des J. 1837 sehr weit und vollkommen gediehen. Im J. 1835 ertheilte der König auch einer Actiengesellschaft auf zehn Jahre ein Privilegium zur Erbauung eines Dampfbootes und Betreibung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, jedoch ohne Beeinträchtigung der Schiffergesellschaft zu Lindau und ohne Zwang für Güterversender und Reisende. Schon im J. 1834 waren vom Könige die Statuten für eine Eisenbahngesellschaft in Nürnberg genehmigt und derselben ein ausschließliches Privilegium für die nächsten 30 Jahre bewilligt worden; am 21. Nov. 1835 wurde die erste Probefahrt nach Fürth unternommen und die Bahn am 7. Dec. mit großer Feierlichkeit eröffnet. Die Bahnstrecke ist zwar eine der kürzesten (ungefähr $^7/_8$ deutsche Meilen), aber mit ungewöhnlicher Personenfrequenz. Nach langem Zaudern kam im J. 1837 endlich auch die Actiengesellschaft für eine Eisenbahn von München nach Augsburg zu Stande und die Arbeiten zur Ausführung der Bahn haben bereits begonnen; eine andere bildete sich in Bamberg und Nürnberg zur Herstellung einer Eisenbahn an die nördliche Grenze Baierns; in Regensburg wurde ein Dampfschiff zu Fahrten auf der Donau erbaut, und die Fahrt ist seit dem Ende März 1838 bis Linz im Gange. Für den Handel Baierns, der sich in neuerer Zeit gleichfalls sehr bedeutend gehoben hat, dürfte die am 17. Jan. 1835 eröffnete bairische Hypotheken- und Wechselbank in München von wesentlichem Nutzen sein, mit welcher eine Lebens- und Mobiliar-Feuerversicherungs-, auch eine Rentenanstalt verbunden sind. Sie ist von einer Privatgesellschaft auf Actien errichtet, und steht unter dem Schutze und der fortwährenden Oberaufsicht der Staatsregierung. Ihr Fonds ist vorerst auf 10 Mill. Gulden festgesetzt, und ihre Hauptgeschäfte bestehen im Darleihen gegen hypothekarische Sicherheit, welche sie auf 43 Jahre gegen eine Annuität von 5 Proc. abzugeben verbunden ist. Com-

Digitized by Google

missionsgeschäfte und Geschäfte in auswärtigen Staatspapieren sind ihr gänzlich untersagt, dagegen ist sie ermächtigt, andere Bank- und Wechselgeschäfte mit ihren disponiblen Geldern zu machen; doch dürfen die in solchen Geschäften verwendeten Summen nie zwei Fünftheile ihres Capitalstockes überschreiten. Die Bank hat das ausschließende Privilegium, Banknoten, im Betrage bis zu 10 Gulden, auf den Inhaber lautend, in Umlauf zu setzen, welche bei allen königlichen Ämtern und Kassen angenommen werden. Der Betrag dieser Banknoten darf nie zwei Fünftheile des Bankfonds überschreiten und muß stets für drei Viertheile durch den doppelten Betrag an Darleihen gegen hypothekarische Sicherheit garantirt und für ein Viertheil das baare Geld in der Kasse vorräthig sein. (32)

**Baini** (Giuseppe), Abbate und Director der päpstlichen Kapelle zu Rom, geboren zu Rom am 21. Oct. 1775, ist gegenwärtig unstreitig der gelehrteste und in theoretischer Beziehung ausgezeichnetste Musiker Italiens. Unter dem leichtfertigen, gedankenlosen Kunsttreiben der neuern Italiener hält B. an dem Altehrwürdigen fest, wodurch die Kunst ein Heiligthum ist, und wird so zu einem Anschließungspunkte für alle diejenigen jüngern Musiker Italiens, zunächst Roms, die in sich Ernst und Beruf genug fühlen, tiefer in die erhabenen Geheimnisse der Kunst einzudringen. Diese jüngern Männer sind zahlreich um ihn versammelt, und folgen ihm wie Jünger ihrem Meister in der Strenge seiner Lehre und seines Vorbildes. Mitten in der musikalischen Sündflut Italiens hat diese Erscheinung etwas einzig Großartiges, wenngleich durch die erzwungene Schärfe des Gegensatzes, in dem die Schule B.'s zu Allem, was die übrige musikalische Welt um ihn her fodert und erzeugt, sich auch hier und da Einseitigkeit und ein Zurückweisen manches wahrhaft Schönen, welches in andern als den ernsten Formen des alten Kirchenstyls auftritt, erzeugen muß. Seine erste Bildung erhielt B. in dem Seminario romano, wo er seine Studien in der Philosophie, Theologie und den schönen Wissenschaften in noch zartem Alter begann. Hier erlernte er den Gregorianischen Kirchengesang unter Anleitung des Stefano Silveira. Sein Oheim, Lorenzo B., der, ein Schüler Cerponi's, zu Rom, dann zu Venedig an der Kirche der zwölf Apostel, nachher wieder in Rom als Kapellmeister angestellt und später in Wien ein genauer Freund Haydn's war, gab seinem Neffen den ersten gründlichen Unterricht in der Musik. Noch als Alumnus wurde B. 1795 wegen seiner außerordentlich schönen Baßstimme und seiner Geübtheit in der Gesangskunst als Bassist in der päpstlichen Kapelle angestellt. Um das J. 1802 wurde B. Schüler und Freund des Giuseppe Zannacconi und durch diesen in die Lehre vom Contrapunkt eingeweiht. Bald gewann er einen Ruf und schon 1804 wurde er zum Director der Concerte der päpstlichen Kapelle ernannt. Hier fanden seine musikalischen Kenntnisse und auch seine anderweit gründliche Gelehrsamkeit bald das reichste Feld des Wirkens. Vorzüglich widmete er sich musikalisch-historischen Forschungen; indessen war er auch als Componist thätig. Im J. 1810 erhielt er eine Einladung, in die kaiserliche Kapelle zu Paris einzutreten; doch lehnte er dieselbe ab. Demungeachtet ernannte ihn Napoleon im folgenden Jahre zum Generaldirector der Kirchenmusik im ganzen französischen Reiche mit einem sehr bedeutenden Gehalte, wobei er zugleich den Befehl ertheilte, daß in allen Departements des Kaiserreichs die von B. vorgeschlagene Methode treu befolgt und nur Derjenige als Musiklehrer angestellt werden sollte, den B. empfohlen haben würde. B. lehnte auch diesen Ruf ab, und Napoleon, der, dadurch gereizt, gesagt hatte, „bei meiner Rückkehr von Petersburg will ich B. in Paris finden", vermochte ihn nicht mehr zu erreichen. Im J. 1814 wurde B. zum Generaldirector der päpstlichen Kapelle ernannt, eine Stelle, die er noch gegenwärtig mit allgemeinem Beifall bekleidet. Seine vorzüglichsten Tonwerke sind folgende: „Salmi ed inni a quattro voci per la solenne consegrazione dell' altare della cappella apostolica al Quirinale" (1804); „Inni ad otto voci per la solenne

Digitized by Google

canonisazione di cinque santi" (1807); „Tutto il servigio per la solenne messa del martedì santo dell' anno 1815 tanto in canto Gregoriano quanto in musica figurata a quattro ed otto voci"; „Il Te Deum o Inno Ambrogiano a otto voci con un canone a dieci voci sopra la intonazione" (1815); „Tutto il servigio di chiesa annuale in più volumi a quattro, sei e otto voci" (1816); „Saggio sopra la identità dei ritmi musicali e poetici"; „Il terzo Miserere a dieci voci per servigio della cappella pontificia nella settimana santa, in continuazione degli altri due di Gregorio Allegri e di Tommaso Baï" (1821). Außerdem gehören ihm eine große Anzahl kleinerer Werke zu, als da sind Psalmen, Messen, Hymnen, Motetten, Concerte zu 4, 5, 6, 8, 10 und 12 Stimmen, theils zum Gebrauche für die päpstliche Kapelle, theils im Auftrage verschiedener Höfe und Kirchen verfertigt. Das Miserere ist, nach dem Urtheile der gründlichsten Kenner, ein Werk der ernstesten Kenntniß und Anschauung der Kunst, weniger ein Erzeugniß schaffenden Dranges, als das Ergebniß langjährigen Sammelns des Trefflichsten. Nach Fétis ist es das einzige Werk, welches den berühmten Misereren von Allegri und dem von Baï an die Seite zu setzen ist, mit denen es auch abwechselnd aufgeführt wird, wie es denn überhaupt die einzige Arbeit eines noch lebenden Meisters sein soll, die in der Sixtinischen Kapelle gehört wird. Demungeachtet ist der Ruf B.'s als musikalischer Schriftsteller noch größer und gewiß auch bleibender. Seine erste Schrift war eine Broschüre über eine vierchörige Motette von Santucci, welche die Akademie Napoleon zu Lucca im J. 1806 als ein Werk ganz neuer Gattung gekrönt hatte, während, wie B. nachwies, schon unzählige Arbeiten in der gleichen Form, ja in viel verwickelterer, vorhanden waren und zwar nicht blos aus der frühern Zeit, sondern selbst in der neuesten, indem z. B. Gregorio Ballabene ein Kyrie und Gloria zu 48 Stimmen, zwölfchörig, geschrieben, um sich damit als aufnahmsfähig für die Akademie zu Bologna zu legitimiren. Eine zweite, größere und sehr gelehrte Arbeit B.'s sucht die Identität der neuern musikalischen Rhythmen mit denen der griechischen und römischen Dichtungen nachzuweisen; doch war der Verfasser dabei von einer nicht haltbaren vorgefaßten Ansicht ausgegangen. Eine Verwandtschaft dieser Rhythmen ist allerdings vorhanden und führt uns, zumal für den Chor der griechischen Tragödie, fast unabweisbar auf ein hinzugefügtes musikalisches Element, wodurch allein die Nothwendigkeit der minutiösen Übereinstimmung in der Strophe und Antistrophe erklärt wird, aber der Ausdruck Identität führt offenbar zu weit. Auch ist B. hier im Widerspruche mit Allem, was die gelehrtesten Metriker in der neuern Philologie grundsätzlich über die Rhythmik der Alten angenommen haben. Die dritte und wichtigste Arbeit B.'s endlich, die allgemeines Aufsehen in der musikalisch-literarischen Welt erregt hat, ist sein großes Werk: „Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da Palestrina etc. detto il principe della musica" (2 Bde., Rom 1828, 4.; deutsch von Kandler, mit einer Vorrede von Kiesewetter, Leipz. 1834). Allgemein gilt die Meinung, daß die Geschichte der Musik diesem Werke eine große Menge neuer Aufschlüsse und Bereicherungen verdankt, die nur aus den langjährigsten unermüdlichen Forschungen in Archiven und Bibliotheken geschöpft werden konnten. Hat gleich die Kritik manche Ausstellungen dagegen gemacht, namentlich ein zu häufiges Abschweifen getadelt, die Ansichten des Verfassers über nicht-italienische Kunst berichtigt u. s. w., so ist doch die Anerkennung der großen Verdienste des Verfassers überall, in Frankreich, England und Deutschland, vorwaltend geblieben. Der durch seine musikalische Gelehrsamkeit gerade auch in diesem Fache berühmte Geheimerath G. von Winterfeld in Berlin gab, durch B.'s Werk veranlaßt, eine zum größern Theil kritische Schrift darüber heraus: „Johann Pierluigi von Palestrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der neuern Tonkunst. Mit Bezug auf B.'s neueste Forschungen." (Brsl. 1832.) Dieses Büchlein enthält treffliche, berichtigende Bemerkungen, die jedoch die Irrun-

Digitized by Google

gen B.'s in Beziehung auf deutsche und andere Kunst nicht berühren. Die für die Kunst wichtigste und folgenreichste Thätigkeit B.'s besteht jedoch in einer seit nunmehr fast dreißig Jahren unermüdlich fortgesetzten Sammlung der Werke Palestrina's, deren er in alten Bibliotheken und Klöstern sehr viele noch ganz ungekannte aufgefunden hat. Die Mühe dabei war außerordentlich groß, indem er nicht immer Partituren, sondern weit öfter bloße Stimmen vorfand, und blos dadurch, daß er diese in Partitur setzte, eine Anschauung von den Werken bekommen und seine Untersuchungen über ihre Echtheit anstellen konnte. Leider sind die Resultate dieser eifrigen Bemühungen noch nicht zur Öffentlichkeit gekommen, denn von der beabsichtigten Ausgabe sämmtlicher Werke Palestrina's ist noch nichts erschienen. Erst seit dem Erscheinen seines Werkes über Palestrina hat B. einen europäischen Ruf erhalten; früher war er als zurückgezogener Musikgelehrter nur Denen bekannt, die sich streng in diesem Fache beschäftigten, oder die der Zufall in Rom mit ihm in Verbindung brachte. Im J. 1837 ernannte ihn die musikalische Section der berliner Akademie der Künste zu ihrem Mitgliede. (12)

**Balbi** (Adrian), Statistiker und Geograph, geboren 1784 zu Venedig aus einer alten edlen Familie, wurde von Jugend auf, in der frühesten Zeit von seinem Vater, sehr sorgfältig erzogen und unterrichtet. Schon sein erstes geographisches Werk, das er in Venedig 1808 erscheinen ließ, berechtigte zu schönen Hoffnungen. Unter Andern erregte es auch die Aufmerksamkeit des Cardinals Zurla in solchem Grade, daß dieser B. sofort als Lehrer der Geographie am Collegium San-Michael zu Murano anstellte. Im J. 1811 wurde B. Lehrer der Physik am Lyceum zu Fermo und lehrte daselbst bis 1813. Im Begriffe, als Professor der Statistik, eine Professur, die lediglich für ihn geschaffen worden war, nach Padua zu gehen, sah er sich in Folge der politischen Vorfälle genöthigt, wieder nach Fermo zurückzukehren; allein auch hier wurde er 1815 von der päpstlichen Regierung, weil er ein Ausländer war, entlassen. Noch in demselben Jahre ward er als Secretair bei der General-Zolldirection zu Venedig angestellt, eine Stelle, die ihm Muße genug ließ, sich mit seinen Lieblingsstudien zu beschäftigen. Unter Andern arbeitete er sein „Compendio di geografia universale", das ihn mit Maltebrun in ein sehr freundschaftliches Verhältniß brachte, der ihm auch mehre Artikel für die „Nouvelles annales des voyages" übertrug. Verheirathet mit einer Künstlerin, die vorher in Lissabon gelebt hatte, veranlaßten ihn 1820 Familienangelegenheiten, sich mit ihr nach Portugal zu begeben, wo er inmitten der damaligen Revolution sehr bald mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern bekannt wurde und vorzüglich in den königlichen Archiven die Materialien zu seinem „Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve" (2 Bde., Par. 1822) sammelte. Dieses treffliche Werk ist besonders in der Partie ausgezeichnet, welche Portugal zur Zeit der Römer behandelt; auch enthält es Vieles über portugiesische Literatur und Künste, was man nirgend anders findet; dagegen ist es sehr spärlich im politischen Theile, was aber nicht B.'s Schuld ist, sondern durch Rücksichten veranlaßt ward, die dieser zu nehmen hatte. Um den Druck dieses Werkes unter seinen Augen besorgen zu lassen, begab er sich 1821 nach Paris. Hier sammelte er mehre Jahre hindurch für seinen „Atlas ethnographique du globe" (Par. 1826, mit Atlas in Folio), der die Franzosen mit den Forschungen Adelung's, Vater's und Anderer bekannt machte, durch die Anordnung vor allen frühern derartigen deutschen Schriften sich vortheilhaft auszeichnet und dem bereits Bekannten vieles Neues beifügt, worin B. von den berühmtesten Reisenden, Sprachforschern und Geographen unterstützt wurde. Der ethnographische Theil ist jedoch weit vorzüglicher als der rein linguistische, besonders anziehend ist der Abschnitt über die Schreibekunst bei den verschiedenen Völkern der Erde. Obschon in dem Werke nicht eine politische Bemerkung vorkam, so legte doch der Verbreitung desselben die östreichische Regierung, weil es in Paris gedruckt war, anfangs

Schwierigkeiten in den Weg, die aber durch A. von Humboldt's Verwendung beseitigt wurden. Seitdem ließ B. in Paris statistische Tabellen über Persien (1827), Frankreich (1828 und 1829), Rußland (auch Weimar 1830), England (1829), die Niederlande (1831) u. s. w. erscheinen, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden; auch gab er mit Larenaudière und Huot aus Maltebrun's Sammlungen, dessen „Traité élémentaire de geographie" (2 Bde., Par. 1830—31) heraus, und arbeitete mehre sehr gründliche Artikel für die „Revue encyclopédique", sowie andere Abhandlungen für die „Revue des deux mondes" und die „Revue britannique". Das Ministerium Martignac's suchte ihm seinen Aufenthalt in Paris dadurch zu erleichtern, daß es ihm eine Unterstützung gewährte. Nachdem er jedoch seinen „Abrégé de géographie" (Par. 1833) beendet, der deutsch von Andree unter dem Titel: „Handbuch der politischen Erdbeschreibung" (2 Bde., Braunschw. 1834—35) und von Cannabich unter dem Titel: „Hausbuch des geographischen Wissens (2 Bde., Günz 1834) bearbeitet wurde, verließ er 1832 Paris und wendete sich nach Padua, worauf er dann den „Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne" (Wien 1835) arbeitete. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch unendlichen Sammlerfleiß aus und eine Genauigkeit der Angaben, selbst in den scheinbar geringfügigsten Sachen, die nicht genug anzuerkennen ist.

**Balemann** (Georg Ludwig), Präsident der holsteinischen Ständeversammlung von 1835, Doctor der Rechte, Obergerichtsadvocat und Committirter der schleswig-holsteinischen Regierung bei dem Bankinstitute, geboren am 11. Jan. 1786 im holsteinischen Flecken Reinfeld, wo sein Vater Prediger war, besuchte das Gymnasium zu Holzminden und bezog 1805 die Universität, um die Rechte zu studiren. Nach einem vierjährigen Studium in Göttingen und Kiel ließ er sich 1810 in Kiel als Anwalt nieder, wo der Ruf der entschiedenen Tüchtigkeit und strengsten Rechtlichkeit ihm bald eine bedeutende Praxis verschaffte, die durch die verwickelten Geschäftsverhältnisse, welche der Krieg, die Finanznoth des dänischen Staates und die Reichsbankverordnung mit ihren unglücklichen Folgen für Holstein herbeiführte, eine Wichtigkeit und Ausdehnung gewann, wie sie selbst in großen deutschen Ländern bei Anwälten selten gefunden wird. Das Vertrauen zu ihm wuchs nach und nach so sehr, daß nicht leicht ein wichtiges Privatgeschäft ohne seine Mitwirkung abgeschlossen wurde, und er selbst auf die höchsten Regierungscollegien, mit deren ersten Mitgliedern er zum Theil befreundet war, wie man allgemein annahm, indirect einen heilsamen Einfluß ausübte. Angesehene Staatsämter, welche zu erlangen ihm leicht geworden wäre, begehrte er nicht, um als Advocat unabhängiger zu leben. Dagegen nahm er, nach dem Abgange des Professors Dahlmann, das Amt eines Secretairs des Corps der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft an, was allerdings bei seinen Ansichten über Adel und Aristokratie ihm hätte bedenklich erscheinen sollen. Während B. so gestellt war, trat die politische Krisis von 1830 ein. Der Kanzleirath Lornsen (s. d.), aus der kopenhagener Kanzlei nach seiner Heimatsinsel, Sylt, geschickt, bewirkte eine liberale Bewegung in Holstein, die eine Verfassung erwirken sollte, und Kiel war der Mittelpunkt dieser Bewegung. B. konnte in seiner Stellung als Volksmann nicht neutral bleiben; Lornsen und seine Partei drangen in ihn; endlich erklärte er sich, obwol nicht ohne Zögern und Bedenken, für die Bewegung. Dadurch schien Vieles gewonnen; dennoch mißglückte der eigentliche Plan und Lornsen wurde verhaftet. Hier nun that B. einen Schritt, der ihm sehr zur Ehre gereicht; er verfaßte eine Schrift, worin die Gesetzmäßigkeit der beabsichtigten Schritte auseinander gesetzt, Lornsen disculpirt, und gezeigt wurde, wie sehr die Holsteiner Anspruch auf eine Verfassung hätten. Diese mit einer scharfen Kritik der bisherigen Regierung begleitete, aber in den würdigsten Ausdrücken abgefaßte Schrift wurde, von noch sechs andern Liberalen mitunterzeichnet, unmittelbar an den König eingesandt, und sie hat vielleicht wesentlich dazu beigetragen, daß durch das allgemeine Gesetz

Digitized by Google

vom 28. Mai 1831 berathende Stände in Schleswig und Holstein, ja selbst in Dänemark eingeführt wurden. B.'s Ansehen und Einfluß im Volke war jetzt aufs Höchste gestiegen. Er wurde von der juristischen Facultät zu Kiel honoris causa zum Doctor creirt, und ihm mannichfaltige Ehrenbezeugungen gespendet. Aber auch die Regierung blieb ihm günstig. Er suchte Diejenigen, welche unzufrieden waren, daß nur berathende Stände bewilligt worden, zu beruhigen, indem er hierin den ersten Schritt zu fernern Concessionen sehen wollte, und erklärte sich von den wohlwollenden Absichten der Regierung und deren hervorragenden einzelnen Mitgliedern überzeugt. Als nun die Regierung die „erfahrenen Männer" nach Kopenhagen berief, um die nähern Bestimmungen der Ständeinstitution mit ihnen zu berathen, befand sich auch B. unter denselben. Obgleich die Wirksamkeit dieser Versammlung von Notabeln nicht eben bedeutend zu nennen ist, so war doch B. unter den Wenigen, die innerhalb der einmal gegebenen Begrenzung auf möglichst freisinnige Institutionen drangen. Bei den nachfolgenden Wahlen war er Derjenige, welcher in der Stadt Kiel mit den meisten Stimmen zu einem der beiden Abgeordneten erwählt wurde. Hierauf legte er sein Secretariat bei der Ritterschaft nieder, weil er die Beibehaltung desselben mit seiner Stellung als Abgeordneter zur Ständeversammlung, in welcher die Ritterschaft als solche repräsentirt ist, unvereinbar fand, und es ist dieses Aufopfern eines nicht unbedeutenden Gehaltes beiweitem nicht genug anerkannt worden, vielleicht weil man glaubte, daß es vorzüglich mit Hinblick auf die Präsidentenstelle in der Ständeversammlung geschehe. Wirklich wurde B. in der Ständeversammlung von 1835, trotz der Opposition des Adels und seiner Anhänger, zum Präsidenten erwählt, was man als einen Sieg des demokratischen Elements über das aristokratische feierte. Wegen seines vermittelnden Charakters, seiner Unparteilichkeit, seiner Geschäftsgewandtheit und seines Directorialtalents eignet er sich sehr zum Ständepräsidenten; indessen wurde ihm von seinen Gegnern der genaue Verkehr, in welchem der Präsident mit seinem Freunde, dem Ständecommissair, Conferenzrath Hopp, während des Landtages stand, zum Vorwurfe gemacht, obwol gewiß nicht nachzuweisen ist, daß den öffentlichen Geschäften dadurch Eintrag geschehen ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Landtag die Popularität B.'s nicht vermehrt hat, und unverholen ist seitdem von der liberalen Seite wiederholt geäußert worden, daß er zu entschiedenem Auftreten gegen die Regierung nicht mehr geneigt sei. Mit größerm Rechte hat man gerügt, daß er als Präsident sich gar zu sehr blos negativ verhielt, denn so wenig es zu billigen ist, wenn der Präsident sich mit seinen Ansichten vordrängt, so kann doch auch die Zurückhaltung übertrieben werden. Nach dem Landtage ist B. zum Committirten der schleswig-holsteinischen Regierung bei dem Bankinstitute ernannt worden, eine Anstellung, die nicht von der Staatsregierung unmittelbar, sondern von der schleswig-holsteinischen Provinzialregierung abhängt und die sich mit der Advocatur vereinigen läßt. (45)

**Ballanche** (Pierre Simon), ein dichterischer Philosoph von der höchsten Bedeutung und als Stylist mit Chateaubriand, Lamennais und George Sand zu vergleichen, ist zu Lyon 1776 geboren. Sein Vater war Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung, und er selbst hat bis zum J. 1814, seit welcher Zeit er in Paris lebt, dieses Geschäft geführt. B.'s Jugend war eine lange Reihe ununterbrochener Schmerzen; 18 Jahre alt, mußte man ihn trepaniren. Dennoch studirte er fleißig und viel, und wenige Franzosen mögen so innig vertraut mit Homer, Sophokles, Platon und Virgil sein, wie B. Auch knüpfte er schon früh freundschaftliche Verbindungen mit mehren Männern an, die wie Chateaubriand, Nodier u. A. jetzt in der Literatur glänzen; Camille Jordan, auf den er 1823 eine treffliche Lobrede schrieb, war sein vertrautester Freund. Schon früh fühlte B. das Bedürfniß, seine Ideen mitzutheilen, auch gab er einige kleinere Schriften („Du sentiment", 1801, u. s. w.) heraus; eigentlicher Schriftsteller wurde er aber erst

mit dem J. 1814. Bis dahin hatte B. mehr seinen Freunden und seinen Träumen gelebt; der plötzliche und gewaltige historische Umschwung riß ihn aus dem engen Kreise seines idyllischen Daseins heraus und offenbarte ihm sein eigenstes Talent. B. widmete sich von nun an als philosophischer Publicist dem Dienste seiner Nation, erweiterte aber auch diese Aufgabe sehr bald bis dahin, wo ihm sein Vaterland nur als ein Theil der europäischen Menschheit erschien: er wurde Geschichtsphilosoph. Gleichsam die Einleitung zu seinen geschichtsphilosophischen Arbeiten bildet das Gedicht „Antigone" (Par. 1814), das zwar in Prosa geschrieben ist, aber in einer Prosa, die unendlich zarter, harmonischer und poetischer ist, als es die meisten französischen Verse sind. Gewöhnliche Leser wollten in „Antigone" eine der Herzogin von Angoulême dargebrachte Huldigung sehen, hier war aber mehr als ein Gelegenheitsgedicht. Vom ästhetischen Gesichtspunkte läßt sich gegen das Gedicht Mancherlei einwenden; es muß, wie Goethe's „Iphigenie", als ein rein modernes Werk gefaßt werden, wenn es genossen werden soll, denn die substantiale Tragik des alten Fatums hat der christlichen Anschauung weichen müssen. B., obgleich in royalistisch-katholischen Lehren erzogen und die Restauration als ein Werk der Vorsehung betrachtend, war doch weit von dem Wahnsinne der Reaction entfernt. Vielmehr ging sein ganzes Streben auf eine Versöhnung der kämpfenden Antinomien, ohne daß er jedoch diese Versöhnung auf dem Wege gesucht hätte, wo Royer Collard, Guizot, Barante und die andern Doctrinaires sie suchten. B. war keineswegs Gegner der von Ludwig XVIII. gegebenen Constitution, aber er hatte den richtigen Blick, in einem Stück Papier keine Garantie zu sehen; er verglich die Charte mit einer algebraischen Formel, durch deren Anwendung man mit der Zeit zu einer wahrhaften, in dem Leben und in der Geschichte der Nation wurzelnden Verfassung gelangen könne. Diese Ansichten, welche B., damit sie überzeugen könnten, auf einer metaphysischen Grundlage vortragen wollte, suchte er in seinem „Essai sur les institutions sociales" (Par. 1818) darzulegen. B. ist ein speculativer Mystiker. Die Kraft der Speculation ist ihm in einem hohen Grade gegeben; in allen seinen Werken kommen erstaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorschein, und nicht selten hat er wie Hegel das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu getrieben. Darum kann er auch die Wahrheit, wo er sie ausspricht, nicht beweisen; er kann sie nur durch Analogien wahrscheinlich machen und muß sich auf das natürliche Wahrheitsgefühl seiner Leser berufen. B. ist aber auch Mystiker, d. h. er will von der Vermittelung nichts wissen, sondern statuirt einen unmittelbaren Verkehr Gottes mit der Menschheit. Was der Mensch von Wahrheiten in sich findet, ist ihm ein nicht vom Geiste Producirtes, sondern ein Offenbartes. Hat auch diese Offenbarung seit langer Zeit für den Einzelnen aufgehört, so dauert sie doch mittelbar fort, indem der Mensch alles Wahren und Guten durch die Tradition theilhaftig wird. Die Tradition ist demnach für B. das reale Erkenntnißprincip; aus sich heraus, wie der Rationalismus wähnt, kann der Geist nichts wissen und nicht schaffen. B. steht sonach dem Rationalismus direct gegenüber; während dieser aller Wahrheit einen einseitig menschlichen Ursprung gibt und von dem göttlichen Moment abstrahirt, hält B. einseitig dies Letztere fest. Er weiß nicht, daß für die höhere Philosophie die Wahrheit ein sowol Producirtes als nicht Producirtes ist; ihm sind Sprache, Staat, Religion u. s. w. nur Offenbartes. Um zu erkennen, haben wir uns in den Geist der Traditionen zu versenken. Hierin aber, in dem Verständniß der Mythen und Traditionen, zeigt B. eine solche Virtuosität, daß man ihn in Wahrheit, um mit Fr. Schlegel zu reden, einen rückwärts gekehrten Propheten nennen kann. Auf den „Essai" ließ B. 1819 einen schönen Platonischen Dialog: „Le vieillard et le jeune homme" folgen und 1820 schrieb er seinen „Homme sans nom", die Geschichte eines Königsmörders. Sein Hauptwerk aber ist die Philosophie der Geschichte, der er den Titel „Essai de palingénésie sociale" gegeben hat. Doch sind von diesem großartigen

Werke erst die Prolegomena und der erste Theil „Orphée" erschienen. Von dem zweiten Theil: „Formule générale de l'histoire de tous les peuples, appliquées à l'histoire du peuple romain", wurden 1834 17 Bogen als Manuscript für Freunde gedruckt. Vom dritten Theile, der den Titel „Ville des expiations" führen und die Zukunft der Menschheit darstellen soll, indem gezeigt wird, wie die antike Solidarität der Strafe sich im Christenthum in die Solidarität der Seligkeit vermöge der allgemeinen Liebe aufhebt, ist nur ein Fragment, „La vision d'Hébal" (Par. 1829), erschienen. Die philosophisch-poetische Conception, welcher B. den Titel „Orphée" gegeben, ist nach der Absicht des Verfassers das Epos und die Philosophie der vorgeschichtlichen Zeit. Die „Formule générale" will die Rehabilitation, also die Geschichte der Menschheit, darstellen. B. steht mit keinem seiner Landsleute in philosophischem Zusammenhange. Auch ist er lange unbeachtet geblieben, und erst seit 1830, wo er eine Ausgabe seiner Werke für das Publicum veranstaltete (4 Bde., Par. 1830), scheint er Einfluß zu gewinnen. Sein Styl ist nicht der Styl der reinen Intelligenz, wie er Aristoteles und Hegel, Machiavelli und Talleyrand eigen ist; B. hat den seelenvollen Styl Platon's und Bruno's, den Styl, in welchem die Objectivität des Gedankens mit dem Ausdruck der subjectiven Schönheit geschwängert ist. B. kann als Beispiel und Muster dienen, wie die Gedankenfülle und Tiefe heutiger Zeit mit der Eleganz des großen Jahrhunderts zu vereinigen und so wieder zu einer neuen, wahrhaften und inhaltsvollen Classicität zu gelangen ist. (10)

Balzac (Honoré de), der gelesenste Romandichter des gegenwärtigen Frankreichs, ist zu Tours in der Touraine 1799 geboren. Nachdem er seine classischen Studien auf einem Collège seiner Provinz vollendet, kam er gegen das J. 1820 nach Paris und fing an, sich als Schriftsteller zu versuchen. Der Umstand jedoch, daß B. neun Jahre lang schrieb und dreißig Bände in die Welt schickte, ohne nur einen Zoll breit über die Mittelmäßigkeit hervorzuragen, mußte zunächst nothwendiger Weise wenigstens zu der Furcht berechtigen, daß er auch an seinen spätern Werken zu keiner eigentlichen Vollendung gelangen werde; denn wer so lange wie er herumgetappt, der ist auch dann, wenn er den rechten Weg gefunden, keinen Augenblick sicher, ihn wieder zu verlieren, und diese Furcht war nicht ungegründet. Die Romane, welche B. bis zum J. 1829 bald unter diesem, bald unter jenem Namen (Horace de Saint-Aubin; M. de Viellerglé de St.-Alme; Lord R'Hoone etc.) schrieb, z. B. „Le vicaire des Ardennes" (1822); „Annette et le criminel" (1824); „Jane la pâle" u. s. w. interessiren uns hier billigerweise nicht, obgleich neuerdings eine neue Ausgabe davon veranstaltet worden ist. Sie sind ganz in Pigault-Lebrun'scher Manier. Wir beginnen B.'s literarische Existenz mit dem J. 1829, wo sein Roman: „Les derniers Chouans, ou la Bretagne en 1800" herauskam. Dieses Werk zog zwar den Verfasser noch nicht aus der Menge heraus, führte ihn aber wenigstens in die Reihe der Schriftsteller ein, welche in der Literatur mitzählen. Kurze Zeit vorher hatte B. sich ein bürgerliches Geschäft gründen wollen und eine Druckerei gekauft; er verlor aber sein Capital dabei und kehrte zur Literatur zurück. Von nun an machte er ein entschiedenes Glück, die Verleger wogen seine Manuscripte mit Gold auf, und B. schrieb ohne Rast. Es erschienen: „Physiologie du mariage" (2 Bde., 1830), „La peau de chagrin" (2 Bde., 1831), „Scènes de la vie privée" (5 Bde., 1831), „Scènes de la vie de province" (1832 fg.), „Scènes de la vie parisienne" (1832 fg.), „Contes bruns" (1832), „Romans et contes philosophiques" (1831 fg.), „Le médecin de campagne", „La fleur de pois", „Le livre mystique: Séraphita", „Histoire intellectuelle de Louis Lambert", „Eugénie Grandet", „Le père Goriot", „La recherche de l'absolu", „Illusions perdues", „Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau, parfumeur, chevalier de la légion d'honneur etc.", „Les cent contes

Digitized by Google

drolaliques, colligez ès abbaïes de Touraine, et mis en lumiere par le sieur de Balzac pour l'esbattement de Pantagruelistes et non aultres" (2 Bde., 1833). Diese große Bändezahl der hier noch lange nicht vollständig verzeichneten Schriften, die fast insgesammt, sehr bald nach ihrem Erscheinen, und zum Theil mehrmals ins Deutsche übersetzt wurden, darf Niemand wundern, denn abgesehen davon, daß die weißen Ränder in B.'s Romanen bedeutend größer sind, als der bedruckte Raum, läßt er auch fast jedes Werk, nachdem es zuerst in der „Revue de Paris" gestanden, drei-, vier- und fünfmal unter verschiedenen Titeln abdrucken. Da von allen B.'schen Romanen wol nur „Eugénie Grandet" und „Histoire intellectuelle de Louis Lambert" als wirkliche Kunstwerke angesehen werden können, die meisten dagegen an allerlei häßlichen Fehlern sowohl der Form als des Inhalts leiden, so könnte seine Popularität räthselhaft erscheinen. Das Geheimniß dieser Popularität besteht aber großentheils wol darin, daß B. die wichtigere Hälfte des Lesepublicums, die weibliche nämlich, in sein Interesse zu ziehen gewußt hat. Die Frauen gehören B. vom Kopf bis zu den Füßen; er zieht sie an und aus, er ist ihr Hausfreund, ihr Beichtvater, Arzt und Rechtsconsulent. Mancherlei von den Frauen wissend, Psychisches und Physiologisches, geht B. sehr ungenirt mit ihnen um. Dabei hat er das Glück gehabt, zu rechter Zeit zu kommen, nach der Julirevolution, als der Saint-Simonismus die Frauen aufregte. Vorzüglich in der Provinz, wo einer in der Ehe unbefriedigten Frau wenig Mittel geboten sind, sich ihr Joch leichter zu machen, hat B. sein eigenstes, ja enthusiastisches Publicum, die Frauen von achtundzwanzig bis sechsunddreißig Jahren. Die Männer aber bis zu einem gewissen Alter studiren B. wie ein deutscher Gymnasiast den Knigge, und das ist kein Wunder in einem Lande, wo auf Eine Ehe drei Eheloſe kommen. In der That kann man über das heutige, besonders französische Privatleben von B. unendlich viel lernen. B. kennt das Leben des höhern Mittelstandes durch und durch, bis in die kleinsten fast mikroskopischen Einzelnheiten hinein. Er hat eine unerschöpfliche Menge der feinsten Züge dem weiblichen Geschlechte abgelauscht; er hat die kränklichen Weiber besser studirt als viele Ärzte; er weiß, wie es einer verlassenen Geliebten, einer vernachlässigten Gattin ums Herz ist; er ist alten und jungen Eheloſen auf allen ihren Wegen nachgegangen, und dabei gelingen ihm Schilderungen des Lebendigen ebenso gut wie die des Leblosen. Leider hat B. seine vielfachen Anlagen nur ungenügend ausgebildet. Seine Lebensansicht ist auf allen Punkten schadhaft und gebrechlich. Bei tiefer Einsicht in die menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in die Schwächen und Inconsequenzen des menschlichen Herzens, fällt er unaufhörlich in unbegreifliche Fehlschlüsse, spricht falsche Maximen aus, und zeigt in moralischer Beziehung ein trauriges Gemisch von Misanthropie und Frivolität. B. dürfte unter allen neuern französischen Autoren das reichste Lexikon besitzen. Ein großer Theil der von ihm gebrauchten Wörter aber muß auch von der anticlassischen Kritik für den Gebrauch in Werken der Kunst verworfen werden; dahin gehören die termini technici, besonders der Naturwissenschaften, mit denen B. in ungeschickter Nachahmung Nodier's den allergrößten Misbrauch treibt. Selbst die Grammatik hat sich nicht selten über B. zu beklagen; so braucht er namentlich die Partikel en in ganz unstatthafter Weise. Wo er sich zusammennimmt, da ist sein Styl vortrefflich; fast alle seine Anfänge sind wunderschön geschrieben und gedacht. Im Laufe der Geschichte aber kommt für B. jedesmal ein Augenblick, wo ihn hastige Eile und Unruhe faßt; dann verdirbt wie die Geschichte selbst so auch der Styl, der nachlässig, incorrect, überladen und geschmacklos wird. Was endlich die Weise zu componiren betrifft, so ist sie B. eigenthümlich; er ist nämlich der Meinung, daß es nicht auf das Sujet ankomme, sondern nur auf die Details, und dadurch sind manche seiner Romane Uhren ohne Feder. Weil er in Schilderungen stark ist, so will er auch nur schildern und fällt dabei ins Minutiöse, ja in die lächerlichste Mikrologie. Jedenfalls ist sehr zu bedauern, daß

Digitized by Google

er bei seinen reichen Gaben, denen das Höchste erreichbar wäre, sich mit einem augenblicklichen Erfolge begnügt und, indem er nur für den Geschmack und das Bedürfniß des Tages schreibt, nicht an seine Zukunft zu denken scheint. (10)

**Bandtke** (Georg Samuel), oder wie er sich auf den Titeln seiner polnischen Werke nannte: Bandtkie, polnischer Geschichtschreiber und Bibliograph, geboren am 24. Nov. 1768 zu Lublin, der Sohn eines deutschen aus Schlesien eingewanderten Kaufmanns, kam früh auf das Elisabethgymnasium zu Breslau und bezog 1787 die Universität zu Halle und später die zu Jena. Nach beendigten akademischen Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Peter Czarowski und begleitete seine Zöglinge, nachdem er mit ihnen eine Zeit lang in Warschau, Dresden und Berlin zugebracht hatte, nach Petersburg, wo er zwei Jahre verweilte und zum Studium der russischen und altslawischen Literatur geführt wurde. B. gefiel sich in Petersburg sehr wohl, und nur die Aussicht einer festen Anstellung führte ihn 1798 nach Breslau zurück. Hier wurde er als Lehrer der polnischen Sprache an dem Elisabethgymnasium angestellt und 1804 zum Rector der Heiligengeistschule befördert. Seinen beachtungswerthen „Historisch-kritischen Analekten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa" (Berl. 1802) folgten das große „Polnisch-deutsche Wörterbuch" (2 Bde., Berl. 1806), durch welches sich B. als einen der ersten slawischen Sprachkenner bekundet und die polnische Lexikographie wesentlich gefördert hat; ferner eine „Polnische Grammatik für Deutsche" (Bresl. 1808 und öfter) und seine „Dzieje narodu polskiego" („Begebnisse des polnischen Volkes", Bresl. 1810), eines Werkes, dessen Vervollkommnung B. beständig im Auge hatte, und das in der kurz vor seinem Tode erschienenen dritten Ausgabe (2 Bde., Bresl. 1835) zu seinem Hauptwerke gediehen und allgemein als die vorzüglichste und gründlichste Geschichte von Polen anerkannt ist. Nächstdem besorgte er einen neuen Abdruck von „Comenii orbis sensualium pictus" (Bresl. 1802) und von Fredro's „Sammlung polnischer Sprüchwörter" (Bresl. 1802 und 1809); auch begann er mit seinem Bruder, Joh. Vinc. B., jetzt in Warschau, ein „Polnisch-deutsch-französisches Taschenwörterbuch" (4 Bde., Bresl. 1811 fg.). Durch diese Leistungen zog B. so große Aufmerksamkeit auf sich, daß ihn 1811 die allgemeine Educationscommission des Herzogthums Warschau als Bibliothekar und Professor der Bibliographie an die Universität Krakau berief, wo sich ihm ein würdiger aber sehr beschwerlicher Wirkungskreis eröffnete. Denn die ausgezeichnete und reiche Bibliothek war durch lange Vernachlässigung so sehr in Unordnung und Verfall gerathen, daß eine zehnjährige unausgesetzte Thätigkeit B.'s dazu gehörte, die großen Schätze für den allgemeinen Gebrauch wieder vollständig zugänglich zu machen. Auch als Lehrer der Bibliographie fand B. ein fast ganz vernachlässigtes Feld vor, auf dem es ihm nur nach und nach gelang, zu sichten und bestimmte Resultate zu gewinnen. Die Ergebnisse seiner Forschungen theilte er in den Schriften: „De incunabulis cracoviensibus" (Krakau 1812, 4.); „Historya drukarń Krakowskich" („Geschichte der krakauer Druckereien", Krakau 1815) und später in der umfassenden und höchst verdienstlichen „Historya drukarń w Polsce" („Geschichte der Druckereien Polens", 3 Bde., Krakau 1825) mit. Die Reorganisation der krakauer Universität im J. 1833 änderte zwar nichts in B.'s Verhältnissen, traf aber sein Gemüth sehr schmerzlich. B. starb am 11. Jun. 1835, nachdem er, schon 1833 vom Schlage getroffen, in Teplitz und Karlsbad vergebens Genesung gesucht hatte. Er hatte den Ruf eines biedern, gefälligen, doch nicht lebensfrohen Mannes. Vergl. die Biographie B.'s in dem krakauer „Kwartalnik" (Bd. 2, 1835). (46)

**Banken.** Das Bankwesen hat bei den Nationen, bei welchen es seit längerer Zeit in großer Ausdehnung besteht, in den letzten Jahren einen beträchtlichen Einfluß auf ihre Geschicke gehabt, vielfältige Berathungen der gesetzlichen Gewal-



Digitized by Google

ten und Maßregeln der Regierungen veranlaßt, und eine Menge Punkte haben sich hervorgethan, über welche ein ernster Zwiespalt der Meinungen entstanden ist. Ebenso steht es bei andern Völkern, welche den Entschluß der Nacheiferung auf der Bahn des industriellen Weltlaufes gefaßt haben, mit oben an in der Reihe der Hülfsmittel, durch welche man den Gewerbsfleiß zu beflügeln gedenkt. Daß man nur nicht, wie bei so viel andern Dingen, sich an den Namen hefte! Daß man nur sorglich frage, welche Banken, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen und was für Nutzen sie gespendet und nun ebenso reiflich unsere Verhältnisse und Bedürfnisse bedenke! Erfahrungen liegen genug vor uns; die Institute sind zahlreich; wollen wir auch, da nun einmal von den amerikanischen Verhältnissen auf europäische nicht füglich ein Schluß zu ziehen ist, von Amerika (s. Vereinigte Staaten) absehen, so bietet sich doch Großbritannien mit den ausgedehntesten Bankanstalten dar, die seit alter Zeit bestehen; auch haben sich die Bankanstalten über die Handels- und Hauptstädte von ganz Europa verbreitet; ihr Wirken, ihre Resultate liegen offen da und die sachkundigsten Männer haben sich, was die Verhältnisse in England betrifft, in Schriften ausgesprochen. Wird man diese Erfahrung benutzen und recht benutzen? Wird man, was Deutschland anlangt, erwägen, welche Bankinstitute bereits seit langer Zeit bei uns bestanden und was sie gewirkt haben? woran es gelegen, daß nicht andere sich bildeten und wodurch man zeither den Mangel derselben zu ersetzen gesucht hat?

Die Banken sind eine alte kaufmännische Erfindung; sie sind zum Theil ein erweitertes Bankiergeschäft. Aber unter den einzelnen Anstalten, die man mit diesem Namen belegt, waltet nach Grundlagen und Wirkungen der mächtigste Unterschied ob. Das Gemeinsame finden sie nur in der großen Ausdehnung und der geregelten, man möchte sagen, verfassungsmäßigen Einrichtung ihrer Operationen. Die ältesten Gattungen derselben sind die Giro- und Depositobanken, dergleichen seit dem 12. Jahrhunderte bis 1808 in Venedig, seit 1407 — zugleich als Leihbank — ebenfalls bis 1808 in Genua, seit 1619 in Hamburg bestanden und außerdem in vielen großen Handelsstädten mit andern Bankinstituten vereinigt sich vorfinden. Diese gereichen lediglich zur Bequemlichkeit der großen Handelshäuser des Ortes, allenfalls zur Sicherung bedeutender Capitalisten, in den seltenen Fällen, wo dieselben Bedenken tragen, ihre Summen den gewöhnlichen Creditgeschäften zu vertrauen. Diese Institute haben nur für einen kleinen Kreis von Individuen Werth, wie beträchtlich auch die Summen sein mögen, die sie bewahren. Ihr Werth beruht auf höchster Sicherheit und Gewissenhaftigkeit. Er wird gefährdet, sobald sie sich in eigne Handelsgeschäfte einlassen, wol gar dem Staate Vorschüsse leisten. Darüber ist z. B. die ältere amsterdamer Bank untergegangen, die von 1619—1814 bestand. Auch tritt insofern ein bedenkliches Dilemma ein, als die Anstalt ihre Sicherheit und Planmäßigkeit kaum hinreichend verbürgen kann, wenn sie nicht eine Art öffentlichen Charakters annimmt, wodurch sie aber wieder vielfältigen Anmuthungen von Seiten des Staates und in Kriegszeiten, wie zuletzt die Erfahrung in Hamburg unter Davoust gezeigt hat, sogar Beraubungen ausgesetzt ist.

Ganz anderer Art, wiewol häufig dasselbe Geschäft als einen Nebenzweig treibend, sind die Leihbanken, deren Hauptziel der Gewinn aus dem ins Große getriebenen Darlehnsgeschäft ist und deren Nutzen darin gesucht wird, daß sie den Credit für beide Theile zweckmäßiger ordnen sollen. Eine solche Bank ist eigentlich zunächst eine Vermittlerin, eine Mäklerin für Nachfrage und Angebot der Capitalien. Aber sie erwartet als Lohn nicht sowol ein Propeneticum, als einen eigentlichen Gewinn aus dem durch sie vermittelten Geschäfte. Sie vereinigt die zum Ausleihen bereiten Capitalien und bietet sie Denen dar, die dergleichen suchen. In ersterer Hinsicht leistet sie den Capitalisten einen Dienst, indem sie denselben das Aufsuchen einer Gelegenheit zum Ausleihen und die mancherlei Weiterungen

Digitized by Google

und Unannehmlichkeiten erspart, die mit dem gewöhnlichen Darlehnsgeschäfte, auch bei völliger Sicherheit, verbunden zu sein pflegen; dann indem sie ihnen präsumtive größere Sicherheit gewährt, weil sie selbst ihnen haftet. Das Capital wird nicht dem einzelnen Schuldner, der es vielleicht bekommt, sondern der Bank geliehen. Auch für die Schuldner kann es manche Bequemlichkeit und Vortheile haben, lieber der Bank als einem Privatmanne verschuldet zu sein, und, wie sich später zeigen wird, sind gewisse Banken allerdings im Stande, auch Solchen mit großem Vortheile für alle Theile Credit zu geben, denen es außerdem schwer wird, solchen zu finden. Der Gewinn der Anstalt wird in der Regel daraus erwartet, daß sie von ihren Schuldnern höhere Zinsen erhebt, als sie ihren Gläubigern zahlt. Dieser Gewinn kann den letztern gleichfalls antheilsweise zu Gute kommen, sobald sie nicht bloße Gläubiger, sondern Actionnairs der Bank sind; wo sie dann freilich auch die Verluste mit zu tragen haben. So viel die gewöhnlichen Leihbanken anlangt, welche füglich nicht gegen andere als hypothekarische oder sonstige Pfandsicherheit ausleihen, so scheinen sie wenigstens kein unbedingt dringendes Bedürfniß; denn gegen Sicherheit ist fast immer Geld zu bekommen; ihre Vortheile belaufen sich auf einige Bequemlichkeiten; es wird Denen geholfen, denen schon geholfen ist. Übrigens würde eine zu große Anreizung zu Benutzung des Credits, zur sogenannten Mobilisirung des Eigenthums, ein Übel sein. Man darf nicht wünschen, daß die Geschäfte mehr und mehr die sichere Basis des Besitzes verlassen und blos auf die luftige des Credits gebaut werden. Daraus erwächst dann eine Kette von Illusionen, unbegründete Unternehmungen, Luxus, endlicher Ruin. Es haben ferner diese Leihbanken einige bedeutende Klippen zu bestehen. Die Bank kann mit dem ihr anvertrauten Gelde pflichtwidrig oder doch unbesonnen umgehen; sie kann schlechte Geschäfte machen. Ist die Zahl der Theilnehmer groß, so ist es immer eine sehr bedenkliche Sache, wie sich das Verhältniß der leitenden Behörden stellen soll. Möglichste Sicherheit kann nicht durch Controlen, weder durch die des Staates, noch der Öffentlichkeit, sie kann nur dadurch erlangt werden, daß das ganze Lebensinteresse der Directoren mit der Anstalt auf das innigste verflochten ist, daß sie mit ihr stehen und fallen. Die bloße Gefahr eines Verlustes, der vielleicht die Directoren treffen könnte, ist da nicht ausreichend. Wird endlich diesen Gefahren die Administration oder Mitadministration des Staates entgegengesetzt, so liegt darin wieder eine Hinderung des zweckmäßigsten Operirens der Bank, da der Staat zu solchen Geschäften kein Geschick hat, und zugleich die Gefahr, daß diese Banken, wie durchgängig geschehen, dem Staate leihen müssen, daß sie von ihm in seinen finanziellen Nöthen gemisbraucht werden.

Zu diesen Vortheilen und Gefahren der Leihbanken gesellen sich neue Vortheile und Gefahren, sobald die Leihbanken, wie die meisten thun, durch Emittirung von Banknoten zu Zettelbanken werden. Sobald jedoch diese Banknoten nur so hohe Summen repräsentiren, wie sie durch keine Metallmünzen ausgedrückt werden, so haben sie für den gemeinen Verkehr keine gefährliche, aber auch keine wesentlich nützliche Bedeutung, sondern dienen nur zur Bequemlichkeit des Handelsstandes, für welchen sie Dasselbe leisten, was die Wechsel thun. So die Hauptbank zu Berlin, deren niedrigste Scheine 100 Thlr. betragen; die brüsseler Bank mit Scheinen zu 500 und 1000 Gulden; die Bank von Belgien, eine 1835 zur Concurrenz mit der erstern errichtete Anstalt, mit Noten zu 1000 Fr.; die pariser Bank mit Noten zu 500 Fr.; die französischen Provinzialbanken mit Noten zu mindestens 250 Fr.; die 1834 errichtete römische Bank mit Billets zu mindestens 25 Scudi. Anders aber ist der Fall, wenn die Banknoten in der That für den gemeinen Verkehr an die Stelle des baaren Geldes treten. So schon in Amsterdam, wo die seit 1814 bestehende niederländische Bank Zettel bis zu 25 Guld. ausgibt; in Kopenhagen, wo die Bankzettel schon 1763 zu einem ge-



Digitized by Google

zwungenen Zahlungsmittel gemacht werden mußten, wo man sich durch dieses Papiergeld in eine heillose Verwirrung stürzte, die noch heute die künstlichsten und verwickeltsten Operationen nöthig macht; in Norwegen, wo gegen 40 Millionen Zettel cursiren; in Großbritannien, das wir weiter unten besprechen werden; in Petersburg, wo die Bank förmlich das Staatspapiergeld herstellt; in Stockholm, wo die große Masse auf Bancothaler gestellter Zettel (32 Millionen) nur sehr langsam vermindert wird; in Warschau, wo die Bank Billets bis zu 5 polnischen Gulden ausgibt; in Wien, wo gleichfalls das Staatspapiergeld auf der Bank beruht. In allen diesen Fällen wird der Vortheil erstrebt, ein wohlfeileres Tauschmittel an die Stelle des baaren Geldes zu setzen. Dieser Vortheil ist aber nur so lange rein, als noch die Banknoten in der That völlig dem baaren Gelde gleichstehen. Auch dann vermehren sie nicht an sich den Reichthum des Landes; denn sie sind immer nichts als Papier, wie die Münze nichts ist als Metall; der Reichthum des Landes erwächst aber nur aus Gütern. Die Metallmünze gewährt den Vortheil, daß für sie in der Regel jede Art von Gütern zu jeder Zeit eingetauscht werden kann. Das Papiergeld kann nur dann mit Nutzen an die Stelle der Metallmünze treten, wenn es die gleiche Bedingung erfüllt. Dies wird es fast niemals für den ausländischen Verkehr; kann es aber allerdings für den innern thun, so lange die Überzeugung besteht, daß man das Papiergeld jederzeit in Metallgeld von gleichem Nominalwerth umtauschen könne. Auch unter dieser Bedingung vermehrt das Papiergeld den Geldreichthum des Landes nicht, vielmehr treibt es das gemünzte Geld aus dem Lande. Dies ist aber, unter jenen Voraussetzungen, ein Vortheil. Das Volk kann nun einen weit größern Theil seines Metallgeldes auf den ausländischen Verkehr wenden, weil es den innern Verkehr mit einem weit weniger kostspieligen Werkzeuge bestreitet. Aber aus diesem Vortheile erwächst eine unermeßliche Gefahr, sobald entweder das Vertrauen zu diesem Papiergelde stockt, oder es in der That sich als entwerthet darstellt. Das Vertrauen sinkt, sobald die Besorgniß entsteht, es werde nicht immer möglich sein, die Banknoten zu ihrem Nominalwerthe in Münze umzusetzen. Dann bildet sich ein doppelter Curs und das Metallgeld steht höher als das Papiergeld. Damit sind viele Verluste, besonders für die ärmern Classen des Volkes, verbunden und das Übel ist in der Regel im steten Zunehmen, da sich Jeder möglichst der Banknoten zu entledigen sucht. Größer noch ist das Unheil, wenn in der That die Banknoten nicht durch einen entsprechenden Werth an Gütern gedeckt waren und nun bei irgend einer großen Krisis die Insolvenz der Banken an den Tag tritt. Dann werden die verzweifeltsten finanziellen Operationen, halbe und ganze, offene und verschleierte Bankrotts gemacht und über den größern Theil des Volkes unermeßliche Verluste verhängt, die alle von diesem Papiergelde gewonnenen Vortheile weit überwiegen. Endlich wenn zu viel Papiergeld ausgegeben ist und der Verkehr es nicht beschäftigen kann, so sinkt es natürlich an Werth und dies spricht sich in einer Vertheuerung aller Preise aus. Dabei kommen die arbeitenden Classen am schlechtesten weg; denn der Arbeitslohn steigt zwar auch, aber, sobald Überfluß an Arbeitern ist, niemals in entsprechendem Verhältnisse. Der einzige Umstand eben, daß bei uns Überfluß und in Amerika Mangel an Arbeitern ist, hebt alle Anwendbarkeit dortiger Erfahrungen auf unsere Verhältnisse auf. Soweit überhaupt die Zettelbanken nur deshalb geschätzt werden, weil sie dem Staate Papiergeld liefern, bleibt es zweifelhaft, ob der Staat nicht besser thue, selbst dergleichen zu emittiren. Er kann allerdings Misbrauch davon machen; aber die Erfahrung hat, z. B. in Dänemark, Schweden und Östreich, gelehrt, daß er denselben Misbrauch auch mit den Banknoten der Privatbanken macht, sobald diese dergestalt organisirt sind, daß dem Staate ein directer oder indirecter Einfluß auf sie freisteht. Indeß sind die Zettel der Banken nicht blos als Papiergeld für das Volk, sie sind auch als eine Art Wechsel für die Banken und den kaufmännischen Credit von Wichtigkeit, wodurch für den Handel

Digitized by Google

im eigentlichen Sinne des Wortes manche Erleichterung bewirkt wird. Dem steht wieder die Gefahr einer zu starken Benutzung dieses Credits entgegen. Eine Zettelbank darf allerdings weit mehr Banknoten ausstellen, als sie durch Metallmünze in jedem Augenblicke zu bezahlen im Stande ist. Müßte sie ebenso viel in Metallgeld, als die Masse ihrer Noten beträgt, fortwährend bereit halten, so würde sie kaum noch einen besondern Vortheil in der Emittirung von Zetteln finden. Aber sie darf nicht mehr emittiren, als ihr sicheres Vermögen, oder doch als das Capital, worüber sie verfügen kann, deckt. Jenes Zugeständniß beruht auf der Gewißheit, daß nicht die ganze Masse der emittirten Zettel der Bank auf einmal zur Einlösung überbracht werden wird. Sie braucht nur so viel baares Geld vorräthig zu haben als sie zur Einlösung der höchsten Summe von Zetteln bedarf, die ihr wahrscheinlich auf einmal präsentirt werden wird. Aber sie muß neben diesem baaren Gelde an sichern, schnell zu realisirenden Effecten jederzeit eine völlige Deckung für die ganze Masse ihrer Zettel besitzen, damit nie der Fall eintreten könne, wo ihr die Einlösung dieser Zettel unmöglich wird, oder auch nur eine Stockung eintritt. Die erste Stockung erzeugt ein panisches Schrecken und bringt unfehlbar die ganze Masse der Zettel zur Bank zurück. Niemals sollte die Bank ihren Credit, wie groß dieser auch sein mag, zu den verbürgenden Effecten rechnen. Sie mag ihn für ihre anderweiten Operationen benutzen; aber er ist kein so sicheres Gut, daß er zur Grundlage der Banknoten werden dürfte. Hierin liegt jedoch die große Gefahr. Es ist eine so leichte Sache, durch Emittirung von Banknoten Geld zu machen, und die Bank vertraut nicht selten auch auf solche Außenstände, die nicht sogleich zu realisiren sind; dann auf ihren Credit, wol gar auf erst noch zu machende Gewinne. Sobald ihre Operationen mislingen, ja sobald bei zu starken Emissionen auch nur Mistrauen entsteht, so ist sie verloren und mit ihrem Ruin verknüpfen sich unermeßliche Verluste, die um so schlimmer sind, wenn sie kleine Zettel ausgab, die unter dem Volke als baares Geld umhergehen. Denn der Handelsstand sichert sich schon; die blos für ihn bestimmten Papiere kann die Bank gar nicht über Gebühr vermehren, weil sie in dieser Hinsicht von den Argusaugen ihrer Geschäftsfreunde überwacht wird. Deshalb ist es eine vielfach besprochene Frage geworden, bis zu welchem Werthe herab die Banken sollen Zettel ausstellen dürfen, und wenn man für nöthig hielt, eine Beschränkung eintreten zu lassen, so hat dies viele Schwierigkeiten gehabt und im Anfange, aus Mangel an einem genügenden Vorrathe von Metallmünzen, manche Unzufriedenheit bei den ärmern Classen erregt. Man hat bei jener Frage alle möglichen Verhältnisse, die Höhe des Arbeitslohnes, die Preise der Lebensmittel, den Betrag des gemünzten Geldes, wol gar die imaginaire Handelsbilanz des Staates in Betracht gezogen. Man hätte besser gethan, die Frage nach der Einrichtung der Banken zu entscheiden. Ist diese so, daß das höchste Interesse der Bank in einem vorsichtigen Verfahren beruht, so kann man ihr mit vollem Vertrauen jede Beschränkung ersparen. Denn an sich sind die kleinen Zettel kein Nachtheil, sondern ein Vortheil; sie werden erst durch die Leichtigkeit ihrer ungemessenen Vermehrung ein Übel. Dagegen muß eigentlich der beste Schutz in der Bank selbst gesucht werden. Alle Bürgschaften, die durch gesetzliche Beschränkungen, allerlei Controlen, Mitaufsicht des Staates u. s. w. gesucht werden, sind trügerisch, führen unnöthige Weitläufigkeiten und Hindernisse für die Operationen der Bank mit sich, und je mehr diese den Charakter einer öffentlichen Anstalt annimmt, desto größer ist die Gefahr, daß der Staat sich mit ihr in eine Verbindung setzen werde, bei der beide Theile einander auf Kosten der Sache Dienste leisten, die zuletzt in der Regel ein sehr schlechtes Ende herbeigeführt haben.

In Großbritannien findet man mehrfache Wege nebeneinander eingeschlagen. Die englische Bank zu London, die von 1708—1826 eine Art Monopol hatte, dient ebenso dem Staate, wie dem Handel, und besorgt für den erstern eine Menge Finanzgeschäfte. Die besondere Regierungsweise Englands kann es allein erklären,

Digitized by Google

warum aus diesem Verhältnisse noch nicht die Nachtheile entstanden sind, zu denen andere Staaten in finanziellen Verlegenheiten den Grund legten. Doch selbst dort mußte man 1797 die Bank von der Verpflichtung zur Einlösung ihrer Noten temporair lossprechen, woran die Vorschüsse, die sie der Regierung gemacht, schuld waren. Seit 1826 hat diese große Anstalt Filialbanken errichtet, wodurch sie mit den Landbanken zu wetteifern sucht. Diese letztern sind völlig in Privathänden und in großer Anzahl (jetzt über 600, 1814 sogar 900) vorhanden. Allein bis 1826 durften sie, in Folge des Monopols der Bank von England, aus nicht mehr als sechs Theilnehmern bestehen. Hatten sie mehr, so wurden sie als Actiengesellschaften betrachtet und es bedurfte eines Gesetzes zu ihrer Constituirung. Seit 1826 aber ist das Monopol der Bank auf London und 65 englische Meilen in der Runde beschränkt worden. Dafür verbot man den Landbanken aber die Ausgabe von Noten unter 5 Pf. Sterl., die ihnen seit 1797 gestattet gewesen war. Auch diese Privatbanken müssen vierteljährliche Übersichten über den Betrag der von ihnen in Umlauf gesetzten Noten an den Kanzler der Schatzkammer einsenden, ebenso vierteljährliche Übersichten ihres Activ- und Passivstandes vorlegen, jährlich aber ein Verzeichniß ihrer Etablissements und Mitglieder. Ihre Noten müssen an bestimmten Plätzen zahlbar gemacht werden. Sie haben zwei in England wohnende Mitglieder als Vertreter zu bezeichnen. Jedes Mitglied einer Actienbank haftet für die Zahlung ihrer Noten und wird durch gerichtliche Urtheile verbunden. — Entschiedener noch ist das Letztere, die solidarische Verhaftung, bei den schottischen Banken der Fall, und der einfache Umstand, daß jedes Mitglied einer schottischen Bank, die zum Theil mehre hundert Theilnehmer haben, mit seinem ganzen Eigenthum für die Verbindlichkeiten der Bank haftet, hat hingereicht, zu bewirken, daß diese Banken, deren es mit den Filialbanken gegen 150 gibt, mit dem besten Nutzen für sich und das Ganze arbeiten und daß ihnen die Emittirung kleiner Noten gelassen werden konnte, als sie den englischen Landbanken verboten ward. Seit einem Jahrhunderte kennt man kein Beispiel, daß Jemand sein in einer schottischen Bank deponirtes Eigenthum verloren hätte. Das Segensvollste ihres Wirkens besteht aber darin, daß sie auf gewöhnliche Bürgschaft Kassencredit eröffnen. Dadurch unterscheiden sie sich von allen andern Banken, und von ihnen gilt nicht, daß sie blos Denen helfen, denen schon geholfen ist. Sie sind das Mittel, durch welches sich der Mittellose, der nur Kenntnisse, Fleiß und Sparsamkeit besitzt, zu höhern Stufen der Gesellschaft erheben kann. Der Geschäftsmann, der Credit bei einer schottischen Bank hat, findet ihn später auch bei andern; denn man weiß, daß sie ihn mit Vorsicht gibt und ihre Schuldner fortwährend bewacht. Aber sie fördert auch ihre Schuldner in deren Geschäftsbetrieb und genießt, außer den Zinsen, viele Vortheile aus dem Geschäftsverkehre mit ihnen. Dieses Banksystem wird zu einer Stütze der öffentlichen Moralität, da es eines redlichen, thätigen und sparsamen Lebens bedarf, um Credit bei einer Bank zu erhalten und zu behaupten. Aber gegeben wird er an Jeden, der ihn verdient und selbst die Beischaffung der Bürgen macht keine Schwierigkeit, denn es ist Grundsatz der Banken, das wirkliche Beiziehen der Bürgen zu vermeiden. Sie bewachen ihre Schuldner selbst und decken sich bei Zeiten. Sie nehmen übrigens die kleinsten Abschlagszahlungen an. So haben sie seit 100 Jahren kaum ein paar hundert Pfund verloren. Aber dies Alles, wozu noch ihre Nützlichkeit als Sparkasse kommt, indem sie das kleinste Depositum verzinsen, würden sie nicht leisten können, wenn nicht durch jenen Grundsatz der solidarischen Haftung und die Strenge der schottischen Creditgesetze, welche jenen Grundsatz zur Wahrheit macht, die sämmtlichen Theilnehmer einer solchen Bank zu ihren gleichinteressirten Agenten gemacht wären und sie dadurch die wahren Bürgschaften für ein der Bank wie dem Publicum vortheilhaftes Verfahren erlangt hätte. Keine Staatsbank, keine nach Analogie der letztern organisirte und durch Beamte verwaltete Bank kann wagen, was den Haupt-

Digitized by Google

nutzen der schottischen ausmacht; keiner kann zugelassen werden, was man ihnen mit so viel Erfolg vertraut. Alle andern schweben zwischen den beiden Klippen: Unvorsichtigkeit und beengenden Instructionen, die aus der Mehrzahl der Fälle eine für alle Fälle bindende Regel machen, während die schottischen Banken nicht nach Präsumtionen, sondern nach der wahren Natur jedes Falles verfahren. Es mag übrigens auch Das bei ihnen zu berücksichtigen sein, daß sie sich seit langer Zeit in das Volk hineingelebt haben und daß berechnende Sparsamkeit, Nüchternheit, Vorsicht und Thätigkeit Charakterzüge des schottischen Volkes sind, zu deren Erhaltung die Banken wieder wesentlich beigetragen haben.

In Deutschland bestehen meist nur Banken von einer Art öffentlicher, staatsmäßiger Organisation und nach ihrem ganzen Wesen auf die Bedürfnisse, bald des Staates, bald der größern Geschäftsleute und Capitalisten berechnet. In das eigentliche Volksleben sind sie nicht recht verflochten. Wenn sie nicht rein kaufmännische Institute sind, stehen sie meist unter einer öffentlichen Controle, und einzelne, wie die wiener Bank, besorgen manche Finanzgeschäfte des Staates für ihn. Denselben Dienst leistet in Preußen die Seehandlung, die von der Bank getrennt ist. Die vielseitigste Ausdehnung ist in neuerer Zeit der am 17. Jan. 1835 errichteten bairischen Hypotheken- und Wechselbank gegeben worden, die alle Arten Bankgeschäfte vereinigt, auf Actien gegründet ist und das Privilegium hat, Banknoten, doch nicht über 10 Gulden, in Circulation zu setzen. Sie hat Filialbanken und steht unter öffentlicher Controle. Nach ähnlicher Art wird im Laufe des J. 1838 im Königreiche Sachsen eine Bank errichtet werden. (11)

**Baer** (Karl Ernst von), Collegienrath und Bibliothekar der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, mehrfach verdient um das Fach der Zootomie, welches er durch wichtige Entdeckungen und lehrreiche Schriften bereichert hat, wurde auf dem Landgute seines Vaters in Esthland am 17. Febr. 1792 geboren. Nachdem er bis zum sechszehnten Jahre im väterlichen Hause unterrichtet worden war, kam er auf die Ritter- und Domschule zu Reval, und bezog hierauf die Universität zu Dorpat, wo er von 1810 — 14 dem Studium der Medicin oblag, mit Unterbrechung eines Semesters, welches er, während der französischen Invasion, in den Lazarethen zu Riga zubrachte. B. hatte von Jugend auf mit großer Vorliebe sich zur Botanik hingeneigt; doch suchte er auf der Universität die Neigung zur Naturgeschichte gewaltsam zu unterdrücken, weil in Rußland gar keine Aussicht für einen jungen Naturforscher vorhanden war. Zu seiner weitern Ausbildung als praktischer Arzt unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland, die seinen Studien eine andere Richtung gab. In Würzburg nämlich machte er die nähere Bekanntschaft Döllinger's, dessen geistvolle Behandlung der Naturwissenschaft ihn dem eifrigen Studium der Zootomie zuführte. Im J. 1817 folgte er dem Rufe als Professor nach Königsberg, wurde 1819 außerordentlicher und bald darauf ordentlicher Professor der Zoologie und übernahm aus Burdach's Händen 1826 die Leitung der anatomischen Anstalt. Im J. 1829 nahm er einen Ruf nach Petersburg an, gab aber schon im folgenden Jahre seine dortige sehr ehrenvolle Stelle als Mitglied der kaiserlichen Akademie wieder auf und kehrte nach Königsberg zurück. Doch folgte er 1834 einem abermaligen Rufe nach Petersburg in seine noch gegenwärtige Stellung, in der er namentlich als Bibliothekar eine große Thätigkeit entwickelte. Dagegen muß man sich wundern, daß er seine treffliche „Anthropologie" (Bd. 1, Königsb. 1824) unvollendet ließ und um die Beendigung seines Hauptwerkes: „Über Entwickelungsgeschichte der Thiere" (Bd. 1, Königsb. 1828, 4.) so wenig besorgt war, daß der Verleger, nachdem der Druck des zweiten Bandes bereits im J. 1829 begonnen, sodann fünf volle Jahre geruht hatte und endlich 1834 bis zum 38 Bogen gefördert worden war, da er seit dieser Zeit kein weiteres Manuscript erhalten konnte, endlich die Hoffnung aufgab, den Schluß des Werkes zu erlangen, und daher sich gegen das Pu-

Digitized by Google

blikum verpflichtet hielt, denselben (Königsb. 1837) unvollendet erscheinen zu lassen. Nächstdem haben wir zu erwähnen seine „Epistola de ovi mammalium et hominis genesi" (Leipz. 1827, 4.), und die „Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der Fische" (Leipz. 1835, 4.). Im J. 1837 machte B. eine Reise nach Novaia Zemlia und in Lappland, über die er sehr interessante Berichte in den „Bulletin scientifique" der kaiserlichen Akademie (Bd. 2 und 3) mitgetheilt, worin sich auch mehre andere sehr gründliche Aufsätze von seiner Hand finden, unter denen wir nur auf die „Entwickelungsgeschichte der ungeschwänzten Batrachier" (1835) aufmerksam machen. B.'s Arbeiten charakterisirt die strengste Genauigkeit in der Untersuchung des Einzelnen und das bestimmte Bewußtsein, mit welchem Grade von Sicherheit eine allgemeine Lehre aus den einzelnen ihr zum Grunde liegenden Thatsachen zu folgern ist. Was die Philosophie, und namentlich die Naturphilosophie, längst anerkannt hatte: daß nämlich alle Zeugung nur scheinbar, in der That aber blos eine Umbildung des Bestehenden, also das Dasein nur fortgesetzte Schöpfung sei, — diese Lehre hat zuerst B. mit dem Messer und Mikroskop nachgewiesen und so das wahre Ziel der Naturforschung verfolgt.

**Barante** (Prosper Brüguière, Baron de), französischer Staatsmann und Gelehrter, geb. 1783 zu Riom in Auvergne, stammt aus einer altadeligen Familie. Er trat früh in den Staatsdienst und wurde unter Napoleon zuerst Auditeur beim Staatsrathe; dann erhielt er nacheinander die wichtigen Präfecturen der Vendée und der Loire. Während der ersten Restauration blieb B. amtlos; nach den hundert Tagen aber, als Ludwig XVIII. begriffen hatte, daß große Fehler von nun an vermieden werden müßten, kam die Regierung ihm entgegen, ernannte ihn zum Staatsrath und stellte ihn als Generalsecretair im Ministerium des Innern an. Gleichzeitig wählte ihn das Departement des Puy-de-Dome in die Kammer. B. gehörte mit Guizot, Royer-Collard, Broglie, Villemain und den andern Doctrinairen unter dem Ministerium Richelieu-Lainé-Decazes, unter Richelieu wie unter Dessolles-Deserre-Decazes, zu denjenigen Staatsmännern, welche, in Gemeinschaft mit den hommes politiques Lainé, Pasquier, Siméon, Roy und Molé, am thätigsten und am glücklichsten dahin arbeiteten, die Wuth der royalistischen Reaction so unschädlich als möglich zu machen. Zu diesem Ende mußte man sich auf ein mittleres Gebiet, zwischen die liberale Opposition und die royalistische Contreopposition stellen, und auf diesem Gebiete steht B. noch jetzt. Nachdem er einige Zeit die sehr einträgliche und besonders unter den damaligen Umständen wichtige Direction des indirecten Steuerwesens verwaltet, wurde er durch den vollständigen Sieg der Ultras aus den Geschäften gedrängt, aber in die Pairskammer befördert. Hier saß er mit Talleyrand, Broglie und Andern in der Opposition; viele seiner Reden, z. B. die gegen den spanischen Feldzug im J. 1823, dürften als Meisterstücke politischer Tüchtigkeit gelten. Im J. 1826 wurde B. als Mitglied der Akademie aufgenommen. Ludwig Philipp schickte ihn als Gesandten nach Turin, eine Stelle, die innerlich bedeutender war als sie äußerlich schien, da an diesem absolutistischen Hofe ebenso große Geschmeidigkeit als Festigkeit erfodert wurde. B. zeigte sich seiner schwierigen Stellung völlig gewachsen und als seine doctrinairen Freunde Herren des Ministeriums wurden, sandten sie ihn nach Petersburg, von wo er gegen Ende des J. 1837 zurückgekehrt ist, um, wie man glaubt, nicht wieder hinzugehen.

Da das Publicum selten über den Geist und die Kenntnisse der Diplomaten zu urtheilen in den Stand gesetzt ist, indem deren Arbeiten sich durch ihre Natur der Öffentlichkeit entziehen, so ist B. als Historiker bekannter denn als Staatsmann. Sein erstes Buch war die Abhandlung „De la littérature française au 18ième siècle (Par. 1809), von der Goethe einmal äußerte, daß kein Wort zu viel und keines zu wenig darin wäre. In der That ist es eine sehr verdienstliche, auch noch jetzt lehrreiche, obschon ungenügende Arbeit. Die Veranlassung dazu

Digitized by Google

gab ihm das Institut, welches die Literatur des 18. Jahrhunderts zur Preisaufgabe gemacht hatte. Dieses wollte eine literarische Kritik; B., den Gegenstand tiefer auffassend, concurrirte gar nicht mit und schrieb die Geschichte der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zur gesammten Cultur der Nation, besonders zur politischen. Er wollte zeigen, wie beim Mangel anderer Institutionen die Literatur eine Institution werde. Napoleon war nicht ganz zufrieden mit dem Buche und die Voltairianer fielen sehr erzürnt darüber her. Als Präfect in der Vendée lernte B. die bekannte Marquise de Laroche-Jacquelein kennen, und die von dieser Dame später herausgegebenen sehr interessanten „Mémoires" sind von ihm redigirt. Auch nahm er Theil an dem von Ladvocat herausgegebenen „Théâtre étranger" und übersetzte einige Stücke von Schiller. Dabei war er für mehre Journale thätig, unter andern für die 1828 von Guizot und Broglie gegründete, neuerdings wieder erstandene „Revue française"; auch lieferte er viele und bedeutende Artikel für die „Biographie universelle". Die meisten dieser kleinen Arbeiten sind, mit manchem Ungedruckten vermehrt, in den „Mélanges historiques et littéraires" (3 Bde., Par. 1835) gesammelt erschienen. Am berühmtesten ist aber B. durch seine große „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois, 1364—1477," (13 Bde., Par. 1824 fg.) geworden, ein Buch, das in Frankreich des höchsten Ruhmes genießt und neben Aug. Thierry's „Histoire de la conquête d'Angleterre par les Normands" die Ehre hat, an der Spitze einer neuen Art der Geschichtschreibung zu stehen, die man, im Gegensatze zu der pragmatischen, die école descriptive genannt hat. Die pragmatische Schule, in der Guizot und Mignet glänzen, hat nämlich den nicht ungegründeten Vorwurf auf sich geladen, sie schreibe nur die Geschichte der Ideen, die in irgend einem Welterereigniß sich bethätigt, sie vernachlässige die äußere Seite der Geschichte, gebe nur das Resultat einer logischen Analyse, theile von dem reichen Drama nur das trockene Argument mit. Ihr ist nun in der descriptiven Schule, die das Quinctilian'sche: Scribitur ad narrandum, non ad probandum als Motto führt, das andere Extrem entgegengetreten, nämlich das Streben, sich aller Reflexion ganz zu entschlagen, und nur Facta mitzutheilen. Dieses System ist von Thierry in gelehrterer Weise, die sich auf allseitige Quellenforschung stützt, durchgeführt worden; B. hingegen hat für seine Erzählung meist nur die bereits gedruckten Chroniken benutzt. Er erzählt in dem naiven Tone dieser Chroniken und so liest sich sein Buch so angenehm und so leicht wie ein Scott'scher Roman. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat B. am vollständigsten in seiner Schrift „Des communes et de l'aristocratie" (Par. 1821; 3. Aufl. 1829) ausgesprochen. Seit vielen Jahren arbeitet er an einer Geschichte des pariser Parlaments. (10)

**Barbier** (Auguste), geboren um 1810 in Paris, wo er amtlos und durch sein Vermögen unabhängig lebt, wurde ein Jahr nach der Julirevolution zuerst durch einige kräftige Satiren gegen die allgemeine Verderbniß und sittliche Schlaffheit der gegenwärtigen Zeit bekannt und schnell berühmt. Er ist im Grunde der einzige Dichter, den die Julirevolution in Frankreich hervorgebracht hat. Wie die französische Nation nur auf die Ordonnanzen wartete, um ihrem lange verhaltenen Ingrimme Luft zu machen, so hat auch die Muse dieses neuen Archilochus die erste Gelegenheit wahrgenommen, um sich auf die Straße zu stellen und die Vorübergehenden zu insultiren. Zuerst erschien „La curée" in der „Revue de Paris" (1831), worin B. die Intriganten geißelte, die, in den drei Tagen unsichtbar, nach dem Siege herbeigeflogen kamen wie Geier, die ein Aas wittern. Dann folgte „L'idole", ein zorniges Gedicht gegen Napoleon, diesem „La popularité" und hierauf die ganze Sammlung unter dem Titel: „Jambes" (Par. 1832; deutsch von Förster: „Geißelhiebe für die große Nation", Quedlinburg 1832). Wie schön nun auch die Verse dieser Satiren, welche in Frankreich kein Vorbild haben, gebaut waren, so konnte es doch nicht fehlen, daß der In-

Digitized by Google

halt vielfachen Widerspruch aufregte. Am meisten klagte man den Dichter der Übertreibung an und dieser Vorwurf hat relative Richtigkeit. B. hat nicht selten die Grenzen des Schönen und Erlaubten weit hinter sich gelassen und seine Kraftwörter dürfen nicht verlangen, allgemein gefallen zu wollen. In der Sache aber dürfte B. doch Recht haben, wenn man auch nicht zugeben wollte, daß alle Poesie nothwendig in einem gewissen Sinne übertreibt. Wer mehr von der heutigen Welt gesehen hat, als man in einer Mädchenpension wieder erzählen darf, muß B.'s Äußerungen über die Niederträchtigkeit der theatralischen Vorstellungen, über die Sitten der Großstädter, über die Bevölkerung der Werkstätten und Bedientenzimmer wahr wie ein Protokoll finden, weshalb man denn auch nicht zu sehr erschrecken darf, wenn die Hand des Operateurs von der Wunde, die sie sondirt, etwas besudelt wird. Indem wir aber anerkennen, daß die höhere Moralität auf B.'s Seite ist, sprechen wir zugleich einen Tadel gegen den Dichter aus. B. ist mehr und weniger als Dichter; er ist in den „Jambes" überhaupt nur uneigentlich ein Dichter, denn er hat Zwecke. Die Kunst ist ihm etwas Dienendes, seine Verse sind Pamphlete; ob für eine gute oder schlechte Sache, ist in ästhetischer Beziehung gleichgültig. Seine beiden folgenden Gedichtsammlungen: „Il Pianto" (Par. 1833) und „Lazare" (Par. 1837), jenes Italien, dieses das englische Volk beklagend, schlugen zwar im Ganzen mildere Töne an, stehen aber noch zu sehr auf dem Gebiete, worauf die „Jambes" sich bewegten, als daß ein Urtheil über des Dichters Zukunft und ob er überhaupt ein wahrer Dichter sei schon jetzt möglich wäre. (10)

**Bardaji y Azara** (Don Eusebio de), spanischer Ministerpräsident im J. 1837, wurde 1765 in Huete in der Provinz Cuenca geboren, wo seine Familie Güter besitzt. Der berühmte, auch durch seinen Kunstsinn ausgezeichnete **Ritter von Azara**, der spanischer Botschafter in Paris und Rom war und an vielen der wichtigsten Staatsgeschäfte seiner Zeit Theil nahm, war sein Oheim und bestimmte ihn, sich schon früh der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Angestellt in der Staatskanzlei zu Madrid, war er bei dem Ausbruche der Staatsumwälzung in Folge des Eindringens der Franzosen in die Halbinsel und der Thronentsagung Karl's IV., im J. 1808, bis zum Bureauchef emporgestiegen. Als solcher begleitete er den Staatsrath Don Pedro Cevallos auf dessen Sendung nach Bayonne. Er war der wahre Verfasser der so berühmt gewordenen Staatsschriften, welche auf die bayonner Verhandlungen ein helles Licht werfen. Nach der Rückkehr von Bayonne schloß er sich der Centraljunta von Aranjuez an und folgte ihr auch nach Sevilla. Dort erhielt er den Auftrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben, um beim Wiederausbruch des Kriegs zwischen Östreich und Frankreich zu Gunsten Spaniens zu operiren. Da aber der Feldzug von 1809 ein für die östreich'schen Waffen so trauriges Ende nahm, kehrte er alsbald wieder nach Spanien zurück. Er traf in Cadix ein, als bereits die Centraljunta aufgelöst war und sich die erste Regentschaft unter dem Vorsitz des Generals Castaños gebildet hatte. Von dieser wurde B. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und als solcher widersetzte er, in Verbindung mit dem englischen Gesandten Sir Henry Wellesley, sich ganz vorzüglich dem Verlangen des Herzogs von Orleans, welcher sich von Palermo nach Cadix eingeschifft und der spanischen Regentschaft seine Dienste angeboten hatte. B. wußte nicht nur die Zulassung des Herzogs zu hintertreiben, sondern sogar einen Beschluß zu erwirken, kraft dessen dem Prinzen untersagt wurde, sich auszuschiffen. Ebenfalls durch den Einfluß des englischen Gesandten wurde B. nach Lissabon geschickt, und als im J. 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, zum spanischen Gesandten in Petersburg ernannt. Hier gelang es seiner Geschicklichkeit, den Vertrag von Welicki Lucki abzuschließen, kraft dessen die russische Regierung die spanische Regentschaft und die Constitution von 1812 anerkannte, ein Umstand, in welchem man freilich, wie sich später ergab,

Digitized by Google

nichts Anderes als die Anerkennung eines bestehenden Verhältnisses erblicken konnte. Als der König Ferdinand seinen Thron wieder bestiegen und sich in den Besitz der unumschränkten Gewalt gesetzt hatte, kam B. nach Madrid zurück, begab sich aber, da ihm das herrschende System nicht zusagen konnte, auf seine Güter. Indessen ernannte ihn der König 1816 zum Gesandten am turiner Hofe. Da er aber hier als einer der Hauptanstifter der Insurrection von 1821 betrachtet wurde, und in seinen amtlichen Depeschen, die die Minister in Madrid in den Cortes vorlasen, ihr unverhohlen seinen Beifall zollte und sie für eine dem constitutionellen Systeme in Spanien günstige Diversion erklärte, so konnte er, nach der kurzen Dauer jener Insurrection, nicht länger in Turin verweilen, sondern wurde von seiner Regierung mit einer Sendung nach Paris beauftragt. Dort hatte er Gelegenheit, sich mit dem Herzoge von Orleans, welcher damals eine gegen den Hof gerichtete Opposition um sich versammelte, wegen der frühern Verfälle von Cadix wieder auszusöhnen. Im J. 1822 verwaltete er eine kurze Zeit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und zog sich nach dem zweiten Sturze der Constitution abermals in das Privatleben auf seine Güter zurück. Bei der Einberufung der Cortes in Folge des Estatuto Real im J. 1834 ernannte die Königin B. zum Procer des Reichs und zum Präsidenten der Section für die auswärtigen Angelegenheiten in dem königlichen Rathe von Spanien und Indien. Als diese Behörde in Folge der Wiederherstellung der Constitution im Aug. 1836 aufgelöst wurde, schloß sich B. im Stillen den Gegnern des Ministeriums Calatrava an, und wurde, nachdem letzteres vor dem Willen der Armee, der sich in der Protestation der Gardeoffiziere von Aravaca laut aussprach, zusammengestürzt war, von der Königin zum ersten Staatssecretair ernannt. Als solcher trat er am 10. Aug. 1837 an die Spitze des Cabinets, welches er aus Männern zusammensetzte, von denen er fast keinen einzigen auch nur dem Aussehen nach kannte. Seine eigne Ernennung geschah vorzüglich auf die Empfehlung des französischen Botschafters, welcher in ihm den Mann gefunden zu haben glaubte, der sich geschmeidig in den Willen der Königin fügen und in Übereinstimmung mit dem Grafen Luchana die ersten Schritte der Rückkehr zu einem gemäßigtern Systeme der innern und auswärtigen Politik thun würde. Der Graf Luchana war zwar der Form nach zum Kriegsminister und Präsidenten des Conseils ernannt worden, weil man theils einen berühmten Namen voranstellen, theils durch diesen Namen das neu einzuschlagende System bezeichnen wollte; allein man war im Voraus überzeugt, daß der Graf beiden Ämtern entsagen würde. Die Cortes selbst legten dem neuen Ministerium keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg, da die liberale und selbst die exaltirte Partei durch Männer wie San Miguel und Pita Pizarro darin vertreten waren.

Auf jeden Fall war vorauszusehen, daß nicht B. der Mann sei, dem es gelingen werde, die schwierige Frage, wie der Bürgerkrieg zu beendigen sei, besser zu lösen als seine Vorgänger. In der auswärtigen Politik neigte sich B. entschieden auf die Seite Frankreichs und suchte dagegen den kategorischen Anfragen des englischen Gesandten durch ausweichende Antworten zu begegnen. Nachdem am 12. Sept. die Armee des Prätendenten vor Madrid erschienen war, wurde das Ministerium heftigen Angriffen ausgesetzt, und es zeigte sich immer deutlicher, daß in demselben eine Spaltung vorhanden war. Auf der einen Seite standen B. und der Finanzminister Pita Pizarro, auf der andern San Miguel, Salvato und Gonzalez Alonso. Bei der wichtigen Debatte der Cortes über die Finanzmaßregeln Pita Pizarro's ließen die drei Letztern diesen in Stich, und so setzten es denn die persönlichen Feinde desselben durch, daß die Majorität der Cortes seinen Befehl, kraft dessen er die Auszahlung verschiedener von seinem Vorgänger ausgestellten Wechsel suspendirte, am 29. Sept. für verfassungswidrig erklärte. Dies führte zur Auflösung des Ministeriums, indem der Finanzminister vor der Entscheidung der Cortes zurücktreten mußte und die Königin die übrigen entließ, weil sie nur den

Fortgang des eingeschlagenen Systems hemmten. B. allein, weit entfernt, seinen Sitz aufzugeben, faßte nun den Plan, nur solche Männer um sich zu sammeln, von deren gänzlicher Ergebung in seinen Willen er überzeigt zu sein glaubte; doch wollte ihm dies nicht sogleich gelingen und mehre Tage lang war der Staat ohne Ministerium. Endlich brachte er doch am 6. Oct. ein Ministerium zu Stande; aber von so entschiedener Nullität, daß, sobald einer der Minister in den Cortes das Wort nahm, allgemeines Gelächter erfolgte. Auch B. hütete sich, den Mund aufzuthun und nur am letzten Tage der Cortes, 4. Nov. wich er nothgedrungen von dieser Regel ab, indem er das königliche Decret der Auflösung derselben in Person mit zitternder Stimme vorlas. Zu den nächsten Cortes wurde er von seiner heimatlichen Provinz Cuenca zum Senator vorgeschlagen und von der Königin bestätigt. Die Auswahl der übrigen Senatoren hing natürlich von den durch ihn der Krone ertheilten Rathschlägen ab. Ebenso war die Thronrede, mit welcher am 19. Nov. die Cortes eröffnet wurden, größtentheils als sein Werk zu betrachten In der neuen Versammlung aber zeigten sich alsbald mehrere aufgeklärte und über die Interessen ihres Landes unterrichtete junge Männer, welche der Nichtigkeit des bestehenden Ministeriums nicht unthätig zusehen konnten und deshalb eine fast noch stärkere Opposition, als die Anhänger Mendizabal's, gegen dasselbe erhoben. Allein B. gefiel sich zu sehr im Besitze der Gewalt, um sich freiwillig zurückzuziehen; doch, als Toreno und Cordova von Paris in Madrid angekommen waren, vermochte er dem Sturme nicht länger zu widerstehen. Die Königin überzeugte sich von der Nothwendigkeit, einen entscheidenden Schritt zu thun, und so mußte denn B. am 17. Dec. 1837 das Decret, durch welches der Graf Ofalia zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, unterzeichnen und von der politischen Bühne, vermuthlich für immer, zurücktreten. In seinem politischen Testamente vertheilte er zuvor noch eine Menge Stellen und Orden unter seine Freunde und ernannte namentlich seinen Sohn zum Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. (2)

**Barry Cornwall.** Unter diesem Namen erscheinen die Poesien eines der geachtetsten Schriftsteller im heutigen literarischen England, ohne daß man weiß, was Bryan Waller Proctor, einen ganz frei dastehenden Mann, zur Annahme dieser Namensmaske bewogen hat. Proctor, aus einer angesehenen Familie im nördlichen England, ward gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in London geboren. Seine erste Erziehung erhielt er zur Ealing, einem Dorfe in der Nähe der Stadt, und ward dann in das Gymnasium von Harrow gebracht, wo er der Schulkamerad Lord Byron's, Sir Robert Peel's und Anderer war, die seitdem einen Namen im öffentlichen Leben sich erwarben. Mit dem Erstern blieb er in freundschaftlichem Verkehr auch in der spätern Zeit seines Lebens, welches sich durch keine besondern Ereignisse ausgezeichnet hat. In glückliche Verhältnisse durch seine Geburt gestellt, verfolgte er die juristische Laufbahn, wie es in England üblich ist. Er lebt jetzt in angesehenen Verhältnissen zu London, als Barrister, glücklich vermählt mit einer Dame aus der Montague'schen Familie, und unangefochten von den Lockungen des Ehrgeizes, in friedlichem Umgang mit seiner Muse, der in seinem Vaterlande, wenn nicht Bewunderung, doch allgemeine Anerkennung und Achtung gezollt wird. Im J. 1815 gab er zuerst seine „Dramatic scenes" heraus, und als bald darauf seine „Sicilian story" erschien, war sein Name schon dem Publicum beliebt. Im J. 1820 trat er mit „Marcian Colonna", seinem besten Werke, hervor und 1821 mit seiner „Mirandola". Seitdem sind nur im „Monthly magazine" oder in Taschenbüchern gelegentliche Aufsätze von ihm erschienen. B. ist glücklicher im Ausmalen als im Erfinden. Ein düsterer Ton geht durch alle seine Dichtungen, doch ist er kein angezwungener, sondern das Product einer Stimmung, die in seinem Gesundheitszustande ihren Quell haben soll. Als Muster seines poetischen Styls hat er die ältern lyrischen und dramatischen Dichter Englands, wie Beaumont und Fletcher, Webster, Decker, Marlow und Massinger

Digitized by Google

genommen. Sein ernstes Studium derselben verführte ihn, vielleicht unbewußt, bisweilen zur Nachahmung. Entbehrend der gewaltigen Naturkraft dieser Alten, hat er doch viel von ihren Feinheiten, ihrem Pathos, ihrem düstern Charakter und dem süßen Schmelz ihrer Leidenschaften. Er liebt es, in bittern Gefühlen sich zu ergehen und zeichnet häufiger die Verirrungen der menschlichen Natur als sie selbst im Glanz der Reinheit und Vollendung. Nicht Schuld und Unglück macht seine Menschen ungesund, sie sind es in der Regel schon durch die Geburt. Dennoch halten einige seiner Zeichnungen, was Schönheit anlangt, den Vergleich mit den meisten neuen englischen Dichtungen aus; manche Scenen sind voll ernster, anregender Betrachtungen, und was er schreibt, ist von ihm selbst gefühlt. Mannichfaltigkeit geht ihm ab; er verfolgt, ohne sich zu unterbrechen, seinen geraden Weg, in keuscher Reinheit des Gedankens. Sein Charakter als Mensch soll demjenigen, welchen seine Dichtungen an sich tragen, entsprechen. Ein englischer Kritiker sagt: „Unter allen lebenden Dichtern Englands hat keiner sich reiner gehalten und sein ganzes Leben so vor jeder Befleckung und Anmaßung bewahrt und daher mehr Anspruch auf ein ehrenwerthes Lob als Barry Cornwall." (6)

**Bartels** (Ernst Daniel August), geheimer Medicinalrath, ordentlicher Professor der Medicin und Director der Universitätsklinik zu Berlin, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen und der Oberexaminationscommission, wurde nach 1770 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Consistorialrath war. Nachdem er 1801 zu Jena die Doctorwürde erhalten, practicirte er in seiner Vaterstadt, wurde dann 1803 zum außerordentlichen Professor in Helmstedt ernannt, von dort 1805 nach Erlangen als ordentlicher Professor der Medicin und Geburtshülfe und Director der Entbindungsanstalt, später 1810 nach Marburg, von hier schon nach einem Jahre als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, von wo er jedoch 1821 abermals nach Marburg als Professor der Pathologie und Therapie und Director der Klinik zurückging Im J. 1828 folgte er dem Rufe nach Berlin, nicht zurückschreckend vor der schwierigen Aufgabe, vor der scharfen berliner Kritik als Nachfolger des höchst bedeutenden klinischen Lehrers Berend aufzutreten. Um diese Zeit trat die unglückliche Nachahmung der östreichischen lateinischen Kliniken in Berlin in's Leben, die auch einen geeignetern klinischen Lehrer, als B. es ist, bei dem heutigen vorgeschrittenen Standpunkte der Wissenschaft, einengen müssen, und so konnte es nicht fehlen, daß B., der mehr gelehrter und physiologischer Arzt als Praktiker, seiner ganzen Persönlichkeit und Richtung nach gediegener im Studirzimmer als passend für das bewegte öffentliche Leben ist, die berliner medicinische Klinik nicht in ihrem frühern Glanz zu erhalten vermochte. Von seinen sehr zahlreichen, sich noch immer vermehrenden Schriften haben besonders seine „Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (2 Bde., Leipz. 1821—22), seine „Pathogenetische Physiologie, oder die physiologischen Hauptlehren in ihrer Anwendnng auf die Krankheitslehre" (Kassel 1829), die „Grundzüge einer speciellen Pathologie und Therapie der orientalischen Cholera" (Berl. 1832) und „Die gesammten nervösen Fieber, in sich begreifend die eigentlichen Nervenfieber, nebst den Fieberseuchen und Wechselfiebern" (2 Bde, Berl. 1837—38) ihrem Verfasser mit Recht einen geachteten Namen verschafft, wie wir auch in seinen übrigen philosophisch-naturwissenschaftlichen Werken lehrreiche Früchte seines Strebens in diesen Fächern besitzen. Seine praktisch-medicinischen Schriften dagegen bekunden zwar überall den Mann von gründlicher, gelehrter Bildung, entbehren aber in Form und Inhalt jenes Stempels, der die Schriften echter Praktiker bezeichnet, und haben deshalb nie eine entschiedene Wirkung erringen können. Manche harte Urtheile über B.'s Persönlichkeit im Leben wie in Schriften mögen durch eine große Reizbarkeit des sonst sehr urbanen Mannes, die für den Widerspruch höchst empfindlich ist, hervorgerufen worden sein. (22)

Digitized by Google

**Bartels** (Karl Moritz Nikolaus), Doctor der Medicin und kaiserlich russischer Hofrath, geb. am $^{12}/_{24}$. Aug. 1800 zu Petersburg, gestorben in Hamburg am 7. März 1835. Sein Vater, Joh. Moritz B., aus Hamburg gebürtig, bekleidete in der russischen Hauptstadt die Stelle eines Oberadmiralitäts-Apothekers und hatte diesen Sohn gleichfalls für das Studium der Pharmacie und Chemie bestimmt. Der sinnige und unverkennbar talentvolle Knabe zeigte aber eine entschiedene Neigung für das Studium der Theologie und fügte sich dem Zureden des Vaters nur, als dieser ihm erlaubte, die Vorbereitung für den ihm zugedachten Beruf mit dem wissenschaftlichen Studium der Medicin und Chirurgie zu vertauschen. Dieses erste Versagen eines Lieblingswunsches war das Vorspiel von allerlei äußeren und zufälligen Hemmnissen, durch welche ein reiches geistiges Leben von dem ersehnten Ziel einer erfreulichen und belohnenden Wirksamkeit fern gehalten ward. Im 17. Jahre trat B. in die medicinisch-chirurgische Akademie zu Petersburg und ging nach vollendetem vierjährigen Cursus nach Dorpat, um dort zu promoviren. Aber ihm war unbekannt geblieben, daß diese Universität akademische Würden nur Demjenigen zu ertheilen pflegt, der die gesetzliche Zeit von drei Jahren daselbst zugebracht. So hielten die Facultätsstudien ihn volle sieben Jahre fest, und am Schlusse derselben war das Motiv, das ihn nach Dorpat zunächst geführt hatte, nämlich die Begünstigung im russischen Staatsdienst, für ihn vorübergegangen. Sein Vater hatte sich nämlich in der Zwischenzeit nach Hamburg zurückgezogen, und den Sohn ergriff so lebhafte Sehnsucht nach dem von ihm noch nicht gesehenen Deutschland, daß er eine Anstellung in den Hospitälern der russischen Marine bald wieder aufgab, und im Kreise seiner Familie als praktischer Arzt in Hamburg seine Tage zu verleben gedachte. Er besuchte Hamburg zuerst im J. 1825, ging aber, ehe er die nöthigen Schritte that, sich zu fixiren, erst nach Paris, wo er äußerst zurückgezogen nur seiner Wissenschaft lebte. Unterwegs wohnte er der Versammlung der Naturforscher in Frankfurt bei und ward, insbesondere durch Oken's Einfluß, zu physiologischen Untersuchungen angeregt. Nach Hamburg zurückgekehrt, suchte er die Zulassung als praktischer Arzt. Die Verhältnisse, durch welche sie ihm erschwert ward, mögen hier um so eher unerörtert bleiben, da sie auf seine wissenschaftliche Ausbildung keinen Schatten werfen. Genug, als er jene Zulassung erlangt, war sie ihm dermaßen verleidet, daß er keinen Gebrauch davon machte, sondern nach Rußland zurückeilte, wo er sofort als Arzt auf dem Admiralschiff Fère Champenoise angestellt ward, und mit der Escadre unter dem Befehl des Admirals Ricord nach den griechischen Gewässern abging. Für seine thätige und einsichtige Pflichterfüllung auf diesem Posten, namentlich während der Blockade der Dardanellen, spricht ein glänzendes Zeugniß der vorgesetzten Behörde und die ehrenvolle Auszeichnung, die ihm zu Theil ward, als er, durch Kränklichkeit veranlaßt, im Jahre 1830 aus dem Staatsdienst trat und sich nach Deutschland wandte, um durch wissenschaftliche Leistungen sich eine akademische Laufbahn zu eröffnen. Berlin schien für seine Bestrebungen der geeignetste Ort. Als erste und leider auch letzte Frucht seiner literarischen Muse erschienen seine „Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes" (Berl. 1834). Der Hauptgegenstand, um welchen die darin enthaltenen mannichfaltigen Betrachtungen sich vereinigen, ist das Phänomen des Aufrechtsehens, während die optischen Bilder auf der Netzhaut verkehrt stehen. Umfang und Schärfe der Beobachtung, sinnreiche und überraschende Combination auch der bekanntern Thatsachen, eine strenge, von dem Einflusse gangbarer Theorien emancipirte Logik und durchsichtige Klarheit der Darstellung, sind die Vorzüge, welche sowol in öffentlichen, motivirten Beurtheilungen als auch in Privatschreiben von Männern wie Purkinje und Tourtual einstimmige Anerkennung fanden. Um so mehr ist zu beklagen, daß unmittelbar nach diesem ersten öffentlichen Auftreten seine Kränklichkeit einen ernstern Charakter annahm. Noch im Laufe des J. 1834 holte sein Bruder ihn nach Hamburg ab, aus einer

Digitized by Google

nur zu wohl gegründeten Besorgniß, denn ärztliche Sorgfalt und liebevolle Pflege vermochten nicht, ihn den Seinigen und der Wissenschaft zu erhalten.

**Barthe** (Felix), Großsiegelbewahrer und Minister des Cultus, Pair von Frankreich, geb. am 28. Jul. 1795 zu Narbonne im Departement der Aude, der Sohn bemittelter, aber weder durch Vermögensverhältnisse noch Familienverbindungen ausgezeichneter Ältern, studirte auf der Universität zu Toulouse die Rechte und begab sich nach der Vollendung seiner Studien nach Paris, um sich dem Advocatenstande zu widmen. Als ein junger Mann von 25 Jahren übernahm B. die Anklage des Soldaten, der bei dem Auflaufe im J. 1820 den Studenten Lallemand erschossen hatte. Mit kühnen Worten griff er die Machthaber an, die den Auflauf selbst herbeigeführt hätten, indem sie mit Stöcken bewaffnete Banden ausschickt, um die jungen Leute durchprügeln zu lassen, die den vollkommen gesetzmäßigen Ruf erhoben: „Es lebe die Charte!" Das Kriegsgericht sprach den Angeklagten frei und erklärte, daß derselbe nur seine Schuldigkeit gethan habe. B. war mit diesem Urtheile übel zufrieden und wollte seine Sache in den öffentlichen Blättern weiter führen, die aber durch die Censur verhindert wurden, seinen leidenschaftlichen Ergießungen ihre Spalten einzuräumen. Von diesem Augenblicke war das Glück des jungen Advocaten gemacht. Er wurde jenen Vertheidigern der öffentlichen Freiheiten beigezählt, welche die Volksgunst mit ihren glänzendsten Strahlenkronen umgab, und wahrscheinlich wurde er um diese Zeit bereits in einen jener geheimen Vereine hineingezogen, welche zum Zwecke hatten, die Bourbonenherrschaft zu stürzen und die besonders seit dem J. 1820 sich über ganz Frankreich verbreiteten. Als eines der Bundesmitglieder, der Oberstlieutenant Caron, eingezogen wurde, der einen voreiligen Ausbruch vorbereitet hatte, übernahm B. seine Vertheidigung vor der Pairskammer und bewirkte seine Freisprechung, weil die Staatsgewalt außer Stande war, ihre Anklage durch die erforderlichen Beweise zu unterstützen. Die Verschwörung von Béfort im J. 1822 gab B. eine neue Gelegenheit, der Regierung siegreich entgegen zu treten; er vertheidigte drei junge Männer, die in diese selbst jetzt noch nicht ganz aufgeklärte Sache verwickelt waren; alle drei, auf den Tod angeklagt, wurden freigesprochen. Mit gleichem Erfolge verfocht er die Sache der Angeklagten von Rochelle, und im folgenden Jahre hatte er den Abgeordneten Köchlin von Mühlhausen zu vertheidigen, der in einer Flugschrift über die unruhigen Auftritte zu Colmar behauptet hatte, daß dieselben durch die Policei absichtlich veranlaßt wären, und deshalb angeklagt wurde, zum Hasse und Aufruhr gegen die Regierung angereizt zu haben. Köchlin wurde zu einer Geldstrafe von 3000 Francs und sechs Monaten Gefängniß verurtheilt; aber B. gewann durch die Kühnheit, mit der er sich einer Sache annahm, die für die Sache des Volkes galt, einen Ruhm, der ihn den ersten und glänzendsten Namen seines Standes an die Seite setzte. Der merkwürdigste und berühmteste unter den Rechtshändeln, die B. unter der Restauration geführt hat, war jener des „Journal du commerce" vor der Abgeordnetenkammer im J. 1826. Dieses liberale Blatt hatte in mehren Artikeln die Behauptung aufgestellt, daß die Abgeordnetenkammer in ihrer damaligen Zusammensetzung nicht die Nation, sondern nur die Höflinge und die Beamten vertrete. Salaberry, einer der legitimistischen Wortführer jener Zeit, fand hierin einen Versuch, die Kammer in den Augen der Nation verächtlich zu machen, und trug darauf an, daß der Herausgeber mit der höchsten für diesen Fall durch das Gesetz bestimmten Strafe, drei Jahre Gefängniß und 5000 Francs Geldbuße, belegt werde. Eine große Mehrheit entschied dafür, daß das Journal zur Verantwortung zu ziehen sei, und B. erschien am 1. März als Vertheidiger des Herausgebers vor den Schranken der Kammer. Er wies nach, daß Alles, was das Journal gesagt habe, nur die mildere Wiederholung von viel heftigern Ausfällen war, welche manche der bedeutendsten Mitglieder der Kammer sich früher gegen frühere Majoritäten in der gesetzgebenden Versammlung

Digitized by Google

erlaubt hätten; er sprach es unumwunden aus, daß eine Abgeordnetenkammer, in welcher die Mehrheit durch absetzbare Beamte gebildet werde, dem Lande keine Bürgschaft für die Erhaltung der öffentlichen Freiheiten gewähre. B.'s Rede machte einen gewaltigen Eindruck, und die Kammer, in der die Verurtheilung des Journals bereits zum voraus entschieden war, erkannte auf das Minimum der gesetzlichen Strafe: einen Monat Gefängniß und 100 Fr. Geldbuße.

Ebenso thätig, wie als Vertheidiger der liberalen Grundsätze vor Gericht war B. zur Verbreitung und praktischen Durchführung derselben in den geheimen Gesellschaften. Die furchtbaren Eide, welche die Mitglieder schworen, haben das Geheimniß aber auch nach der Auflösung bewahrt; wir wissen nur, daß zu einer spätern Periode, als B. sich unter den eifrigsten Verfolgern der politischen Vereine befand, ihm von seinen frühern Verbündeten Vorwürfe gemacht wurden, die jedem nicht ganz gegen alle Gefühle der Scham abgestumpften Menschen das Blut in die Wangen getrieben hätten. Die Julirevolution, zu deren Verbreitung und Herbeiführung B. so viel beigetragen, als irgend einer der berühmtesten Wortführer der liberalen Partei, versetzte den Advocaten, der bisher zu den leidenschaftlichsten Widersachern der Gewalt gehört hatte, mit einem Male selbst in die Reihen der Machthaber. Wenige Tage nach der Herstellung der neuen Ordnung der Dinge wurde er zum königlichen Procurator bei dem Gerichtshofe des Seinedepartements, bald darauf zum Präsidenten desselben Gerichtshofes und noch vor Ablauf des J. 1830, am 27. Dec., zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts und zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. Anfangs scheint B. in seiner neuen Laufbahn geschwankt und nicht recht gewußt zu haben, auf welche Seite er sich wenden sollte. In der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 8. Nov., in der er zum ersten Male das Wort nahm, schlug er vor, die Stempelsteuer der Journale aufzuheben. „Die Preßfreiheit", rief er aus, „muß wie die öffentliche Ordnung gesichert sein; dieselben Bürger, die als Nationalgarden die Ruhe und Ordnung in den Straßen aufrecht halten, werden auf den Bänken des Geschworenengerichts die wahre Freiheit gegen die Ausschweifungen der Frechheit schützen!" Aber dem Hofe war schon damals an einer Erweiterung der ohnehin so ausgedehnten Macht der Presse wenig gelegen; Laffitte, der als Minister den Einflüssen des Hofes nicht so unzugänglich war, wie später als Haupt der liberalen Opposition, widersetzte sich dem Antrage und die Kammer verwarf B.'s Vorschlag. Von diesem Augenblicke scheint in B.'s Gesinnungen, wie in seinen Charakter eine gewaltige Veränderung vorgegangen zu sein. Er erkannte, daß es ein Irrthum gewesen war, wenn er von der neuen Ordnung der Dinge die Verwirklichung der schönen Träume seiner Jugend erwartete; er begriff, daß er entweder seinen alten Meinungen oder der Macht entsagen müßte, und er wählte die Macht. Der Vorschlag zu der Aufhebung des Journalstempels war der erste und letzte liberale Antrag, den er in der Abgeordnetenkammer stellte. Wir finden ihn von jetzt an unter den treuesten und unbedingtesten Dienern der Gewalt, stets bereit, jeden seiner früheren Grundsätze zu verleugnen, die Ansichten, zu denen er früher sich selbst bekannt hatte, zu bekämpfen, und die Maßregeln, die er mit aller Glut der Leidenschaft bekämpfte, zu unterstützen oder allenfalls selbst zu ergreifen. Einer der ersten Schritte, der seinen Eintritt in die Verwaltung als Minister des Unterrichts bezeichnete, war ein strenges Verbot gegen alle Vereine unter den Studirenden, wobei er sich auf eine durch die Revolution außer Kraft gesetzte Ordonnanz vom 5. Jul. 1820 bezog. Eine Anzahl Studenten protestirten gegen die Anwendung einer den Grundsätzen der Julirevolution widersprechenden Ordonnanz in dem republikanischen Blatte „La révolution", und dieses Journal unterwarf das Verfahren des Ministers der bittersten Kritik. „Sollte Herr Barthe", fragte das unbescheidene Blatt, „der früher selbst einem unserer Vereine angehörte, Das vergessen haben, was wir damals Alle beschworen? Ein ehemaliger Carbonaro, der jetzt Minister ist, muß in

Digitized by Google

der That sehr vergeßlich sein, wenn er einen Versuch wagt, mit gesetzwidrigen Ordonnanzen zu regieren." So empfindlich Vorwürfe dieser Art B. sein mußten, so waren dieselben doch noch keineswegs die unangenehmste Folge seiner Sinnesänderung. Er hatte die Unterzeichner der Protestation vor das conseil académique laden lassen, in dem er selbst, als das Haupt aller öffentlichen Erziehungsanstalten, den Vorsitz führte. Während die Mitglieder des Conseils versammelt waren, um über die Strafälligkeit der jungen Leute zu erkennen, sammelte sich eine ungeheure Menge Volks, unter der die Studenten beiweitem die geringste Zahl bildeten, auf der Straße, drang mit Gewalt in den Versammlungssaal, zertrümmerte alle Geräthschaften und zwang die Beisitzer des hohen Rathes, sich durch die Flucht zu retten. B., der an den Verlust seiner Popularität noch nicht gewöhnt war, wollte eine Anrede an die tobende Masse halten, wurde von derselben aber mit einem Hagel von Koth, faulen Äpfeln und Steinen begrüßt, und mußte froh sein, als es ihm gelang, seinen Wagen zu erreichen. Seiner Stellung als Minister des Unterrichts war B. auf keine Weise gewachsen, und man erzählt sich aus der kurzen Zeit seiner Amtsführung die sonderbarsten Anekdoten. Den besten Beweis seiner Unfähigkeit gab aber der Gesetzentwurf über den Elementarunterricht, den er am 20. Jun. 1831 der Abgeordnetenkammer vorlegte und der bei den eifrigsten Anhängern der Verwaltung so entschiedene Misbilligung fand, daß sich B. zu freiwilliger Zurücknahme entschloß. Das Ministerium, das durch B.'s Zuziehung keine sonderliche Verstärkung erhalten hatte, zerfiel in zwei ungleiche Hälften, von denen die eine, Laffitte an der Spitze, eine gewisse Hinneigung zu ihren alten liberalen Ansichten nicht unterdrücken konnte, während die andere sich unbedingt dem Einflusse des Hofes hingab. Als Laffitte die Unhaltbarkeit seiner Stellung erkannte und von der Verwaltung, auf welche er längst keinen Einfluß mehr übte, zurücktrat, wurde B.'s treue Anhänglichkeit belohnt. Er erhielt, an seines Freundes Mérilhou Stelle, die Siegel und sah sich jetzt an dem Ziele einer Laufbahn, die er vor wenigen Monaten erst schüchtern und zurückhaltend betreten hatte. Von dem berühmten Advocaten ließ sich, sobald er die früher entwickelten Ansichten auf die Rechtspflege im Großen anzuwenden verstand, Ausgezeichnetes erwarten; doch von dem Augenblicke, in dem B. sich entschloß, seine Überzeugungen seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen, war nicht allein die Gabe der Rede von ihm gewichen, sondern auch jene Umsicht, der er in niederer Stellung manche seiner glänzendsten Siege verdankte. Er war nicht der Verbündete, nicht der verständige Rathgeber, sondern das willenlose Werkzeug der Gewalt und unterstützte sie selbst in Übereilungen, die, weil sie das Ziel verfehlten, nur Schaden bringen konnten. Er unterzeichnete die Absetzungen von Comte, Odilon-Barrot, Laborde, Lanjuinais, Cabet, und gab auf diese Weise das Zeichen zu jenen Proscriptionen, welche die gegenwärtige Regierung vieler ihre tüchtigsten Diener beraubt und ihre zuverlässigsten Freunde in Feinde verwandelt haben; unter seiner Verwaltung begann jene Verfolgung der Journale, die der Regierung so wenig genutzt und so viel geschadet hat; er saß in dem Rathe der Minister, als — nach den Juniunruhen des J. 1832 — die Ordonnanz beschlossen wurde, welche Paris in Belagerungszustand versetzte: eine Maßregel der Willkür, die, nachdem sie das Urtheil das Cassationshofes als gesetzwidrig gebrandmarkt hatte, durch die Zurücknahme zwar ihren Zweck, aber nicht ihre Gehässigkeit verlor. Von B., dem alten Carbonaro, ging zuerst die heftigste Bekämpfung, darauf die Unterdrückung nicht allein der geheimen politischen Vereine, sondern alles freien gesellschaftlichen Zusammenlebens in Frankreich aus; denn nach den Bestimmungen des Gesetzes, welches 1834 auf B.'s Antrag von den Kammern angenommen wurde, ist jede gesellschaftliche Vereinigung zu was immer für einem Zwecke von der Erlaubniß der Policei abhängig. Einen brauchbarern Diener hätte die Gewalt nicht finden können, wenn B. durch das Auf-

geben aller seiner politischen Grundsätze nicht auch allen politischen Einfluß verloren hätte. Überdies zeigte es sich, daß er die neuen Ansichten, zu denen er sich jetzt bekannte, nicht mit gleichem Talente zu vertheidigen wußte, als seine alten Überzeugungen. Er war daher in dem Ministerium wenig mehr als ein leerer Name, und nachdem er seine Stelle als Siegelbewahrer drei Jahre — länger, als bis jetzt, mit Ausnahme des Marschalls Soult, irgend ein anderer Minister der Julirevolution — behauptet hatte, war er froh, daß der Ministerwechsel im Apr. 1834 ihm eine Veranlassung gab, sich von dem politischen Schauplatze zurückzuziehen, indem er die reich dotirte Sinecure eines ersten Präsidenten des Rechnungshofes übernahm. Allgemein setzte man voraus, daß er für immer auf jede politische Rolle verzichtet habe, und in dem bewegten Leben, welches in Frankreich herrscht, wären seine Verdienste wie seine Sünden bald vergessen worden, wenn der Sturz der doctrinairen Verwaltung im Apr. 1837 ihn nicht noch einmal aus seiner Zurückgezogenheit hervorgerufen hätte. Bei seinem Rücktritte von den Geschäften war er in dem wichtigen Amte eines obersten Leiters der Rechtspflege durch den gleich unbedingt ergebenen, aber ungleich feurigern und hitzigern Persil ersetzt worden. Diesem gelang es durch seinen rücksichtlosen Eifer zuletzt sogar die Zahmheit der Abgeordnetenkammer in Harnisch zu bringen, und als dadurch seine Entfernung unvermeidlich geworden war, wußte man Niemand, der geeignet war, die Lücke, die der Austritt eines solchen Mannes in der Verwaltung verursachte, auszufüllen, als den gleichgesinnten, nur weniger rauhen und weniger abstoßenden B. Einen sonderbaren Eindruck mußte sein Name unter der Acte der Amnestie für die politischen Verbrecher machen, durch welche Graf Molé die Politik des neuen Cabinets bezeichnete, da es wohl bekannt war, daß außer dem leidenschaftlichen Persil Niemand die politischen Vergehen unerbittlicher verfolgt hatte, als B.; doch erfuhr man bald, daß B. wenigstens Alles, was an ihm lag, gethan hatte, um die Wirksamkeit der versöhnenden Maßregel in die engsten Grenzen einzuschränken. Seinem beharrlichen Widerstande war es zu danken, daß von der Begnadigung jene politischen Verbrecher ausgeschlossen blieben, die sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatten, oder mit andern Worten, grade die einflußreichsten und bedeutendsten: ein de Ludre, Cavaignac, Marrast u. A. Das Ministerium vom 15. Apr. 1837, in welchem B. von Neuem als Siegelbewahrer auftrat, hat sich, obwol in der letzten Zeit auf schwachen Füßen stehend, bis zu dieser Stunde erhalten. (26)

**Barthélemy und Méry.** Wir müssen diese verbrüderten französischen Dichter, obgleich sie seit einigen Jahren gesonderte Wege wandeln, hier vereinigen, wie sie in ihren poetischen Leistungen, Beaumont und Fletcher vergleichbar, vereinigt gewesen sind. Beide wurden in Marseille geboren, B. 1796, Méry 1802. Von den Vätern des Oratoriums in klösterlicher Zucht erzogen, dann durch vielseitige Lecture und eifriges Selbststudium der ihnen unbekannt gebliebenen Wissensgebiete gebildet, kamen Beide, fast gleichzeitig mit Thiers, 1822 nach Paris. Der politische Parteikampf hatte sich zu Gunsten der Ultras entschieden, und der besiegte Liberalismus rächte sich durch weitschallende Reden in der Kammer und durch giftige Polemik in den großen, wie durch beißenden Spott in den kleinen Journalen. B. und Méry traten als Satiriker in den Dienst des Liberalismus, schnell nacheinander gaben sie eine ganze Reihe versificirter Pamphlete heraus: „Sidiennes, épîtres-satires" (Par. 1825), „Les Jésuites, épître à Mr. le président Séguier" (1826), „La Villéliade, poème héroïcomique" (1826), „Rome à Paris" (1826), „La Corbièréide" (1827), „Une soirée chez Mr. de Peyronnet, ou le 16 avril, scène dramatique" (1827), „Le congrès des ministres, ou la revue de la garde nationale, scènes historiques" (1827), „La censure" (1827), „La Bacriade, ou la guerre d'Alger" (1827), „Étrennes à Villèle, ou nos adieux aux ministres" (1828). Die

Digitized by Google

ungeheure Leserzahl, deren sich der „Constitutionnel" damals erfreute, fiel nothwendig auch B. und Méry zu, die eigentlich nicht viel mehr thaten, als daß sie die seichten Gedanken dieses Blattes, mit manchem in der That köstlichen Spotte versetzt, in regelrechte, leichte und elegante Alexandriner brachten. Unter dem Ministerium Martignac, wo es wenig Stoff zur Satire gab, schrieben B. und Méry ihr historisches Gedicht „Napoléon en Égypte" (Par. 1828; deutsch von G. Schwab, Stuttg. 1829), eine Reihe von Schilderungen historischer Thatsachen, die fast überall anfänglich eine überaus günstige Aufnahme gefunden hat. Mag ihr diese auch mit Recht geworden sein, so möchte sich doch bei genauerer Betrachtung finden, daß Das, was in diesem Gedichte eigentlich Poesie ist, auch schon in Napoleon's Bulletins, in Denon's und Anderer Berichten poetisch auf uns wirkt, sodaß auch hier die Dichter nicht viel mehr gethan haben, als einen bereits fertigen Stoff mit einem poetischen Gewande umkleidet. Während Méry eine Reise nach Griechenland machte, ging B. nach Wien, um das letztere Werk dem Herzoge von Reichstadt zu überreichen, wo er aber nicht vorgelassen wurde. Nach seiner Rückkehr nach Paris gab er „Le fils de l'homme, ou souvenirs de Vienne (Par. 1829) heraus. Dieses Gedicht, alsbald von der Policei mit Beschlag belegt, aber von Brüssel aus in zahllosen Exemplaren verbreitet, zog B. einen Proceß — er vertheidigte sich in Versen — und eine dreimonatliche Gefängnißstrafe zu. Noch im Gefängnisse schrieb er das Gedicht „Waterloo au général Bourmont" (Par. 1829). Mit der Revolution kann man fast eine neue Epoche in der poetischen Manier B.'s annehmen. Bis dahin hatte er sich, im Ganzen genommen, den strengen Regeln des classischen Parnasses unterworfen; von nun an wurde er freier; seine Individualität machte sich Luft, er wurde poetisch bedeutender. Mit Méry zusammen schrieb er noch den Triumphgesang: „L'insurrection" (Par. 1830) und „La Dupinade, ou le révolution dupée" (Par. 1831), wie sie auch den Tod des Generals Lamarque (Par. 1832) feierten. Die bisher genannten Werke finden sich vereinigt in B.'s und Méry's „Oeuvres poétiques" (4 Bde., Par. 1831). B. allein schrieb die „Douze journées de la révolution" (Par. 1832), worin zwölf wichtige Tage der ersten Revolution gepriesen werden; gleichzeitig gab er eine poetische Wochenschrift „Némésis" heraus, worin der neuen Regierung eine heftige, gewaltsame Opposition, im Sinne der republikanischen Journale, gemacht wurde. Kaum aber hatten die republikanischen Vereine ihren Einfluß und, was das Wichtigste war, ihre Mittel verloren, sodaß die Partei keinen Dichter mehr besolden und zwar hoch besolden konnte, so sah B. als ein kluger Mann ein, daß fortan der alte Weg zu nichts Ersprießlichem mehr führen könne. Die „Némésis" hörte plötzlich auf zu erscheinen; doch ist man über den von der Policei gezahlten Preis nicht im Klaren, ja B. schrieb sogar eine Broschüre für den Belagerungszustand. Von nun an aber wandte sich auch die öffentliche Meinung von ihm ab, sein Gedicht „Ma justification" (Par. 1832) rechtfertigte ihn nicht; so entschloß er sich denn zu einer Reise nach Amerika und übersetzte den Virgil (Par. 1837). Méry, in Marseille als Bibliothekar angestellt, gab allein zwei Werke heraus: „Le bonnet vert, roman" (Par. 1830) und „L'assassinat, scènes méridionales de 1815" (Par. 1831), in denen sich ein gutes Darstellungstalent zeigt. Noch nennt man B. und Méry als Verfasser der satirischen „Biographie des Quarante de l'Académie française" (Par. 1826), in der die Beurtheilungen einem sehr einfachen Schema folgen. Wer nämlich liberal ist, der ist ein großer Dichter; Chateaubriand dagegen muß sich einen Schwachkopf schelten lassen. (10)

**Barthold** (Friedrich Wilhelm), ordentlicher Professor der Geschichte zu Greifswald, wurde am 4. Sept. 1799 zu Berlin geboren, woselbst sein Vater Beamteter in königlichen Diensten war. Seine Mutter war eine Mainzerin und

ihre Erlebnisse in den Rheinlanden, als die französische Revolution ihre Einwirkungen auf die deutschen Reichslande des Mittelrheins erstreckte, gab mannichfach Stoff zu Erzählungen, welche nicht verfehlten, auf B. schon in der Kindheit einen für historisch-politische Betrachtung weckenden Einfluß zu äußern. Die eignen Erlebnisse von 1806 — 15 nährten in dem Knaben die einmal geweckte Neigung, der die Bibliothek und die Liebhabereien des viel gereisten Vaters ebenfalls mannichfach zu statten kamen. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt B. auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin. Seit Michaelis 1817 studirte er Theologie in Berlin, fühlte sich aber durch den Einfluß und die nähere Bekanntschaft Wilken's bald entschieden zur Geschichte hingezogen, deren Studium er in Breslau unter Wachler und Raumer fortsetzte. Häusliche Verhältnisse nöthigten ihn, längere Zeit als Hauslehrer ein Unterkommen zu suchen. Unter Andern lebte er längere Zeit in diesem Verhältnisse in dem Hause des Staatsraths von Rehdiger zu Striesa, einem Rittergute in der Nähe von Breslau. Eine Biographie: „Johann von Werth im nächsten Zusammenhang mit seiner Zeit" (Berl. 1826), welche als eine der verdienstlichsten Arbeiten über die letzten 15 Jahre des dreißigjährigen Krieges zu gelten einen begründeten Anspruch hat, war sein erstes historisches Werk. Die Arbeit zeichnet sich bei großer Ruhe und Klarheit durch eine gewisse Frische der Darstellung aus, welche über eine Menge trockener und unfruchtbarer Einzelheiten so obzusiegen vermocht hat, daß diese sonst so vermiedene Zeit in ihr in einem lebendigen Bilde entgegentritt. Zu Ostern desselben Jahres, in welchem dieses Buch erschien, ward B. als ordentlicher Lehrer am Collegio Fridericiano in Königsberg angestellt, wo er sich sehr bald der akademischen Laufbahn zuwendete. Zu Königsberg verfaßte er ein größeres Werk: „Der Römerzug König Heinrich's von Lützelburg" (2 Bde., Königsb. 1830 — 31), welches sich ebenfalls durch ein lebendiges Interesse für den behandelten Stoff auszeichnet, und nur durch ein gewisses gemachtes Pathos der Darstellung, welches leider auch mehren seiner spätern Arbeiten zur Last fällt, gedrückt wird, sonst aber sich durch ansprechende Auffassung, sowie durch Fleiß der Forschung und manche sehr dankenswerthe Resultate scharfsinniger Combination auszeichnet. Jene pathetischere Darstellung fällt aber weniger dem Verfasser als der Richtung der Zeit anheim, in welcher jüngere Historiker vielfach die Aufgabe, die Leser zu fesseln und in einem größern Kreise Liebe zu geschichtlicher Lectüre zu erzwingen, dadurch zu entsprechen glauben, daß sie alle Kräfte aufbieten, um alle Einzelnheiten in so viel Folien zu fassen als möglich. Die Richtung selbst hat einen edlen Grund; sie muß aber um so gewaltsamer hervortreten, je mehr der zu bearbeitende Stoff dem Interesse einer größern, oberflächlichern Lesewelt obliegt. Wenn in der Geschichte von Heinrich's Römerzug im Grunde die Geschichte Deutschlands und Italiens zu Anfange des 14. Jahrhunderts gegeben worden ist, so ist in einem spätern Werke B.'s: „Georg von Frundsberg und das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation" (Hamb. 1833) die Geschichte Deutschlands und Italiens während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgehandelt. Auch dieses Werk zeichnet sich durch Liebe zum Gegenstand, durch Fleiß der Forschung und Frische der Farben aus. Schon vor der Herausgabe dieses Werkes war B. im Frühjahre 1831 als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald versetzt worden, und nach Erscheinung desselben ward er im Nov. 1834 ordentlicher Professor. Eine Reihe von Aufsätzen in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (z. B. „Jürgen Wullenweber," 1835; „Anna Iwanowna", 1836; „Ausgang des Joanschen Zweiges der Romanow", 1837; „H. Chr. von Roßwurm" 1838) haben seitdem fortwährend von der unermüdlichen und vielseitigen Thätigkeit des Verfassers Zeugniß abgelegt und sind von allen Kreisen mit entsprechendem Interesse aufgenommen und gerühmt worden. In neuester Zeit hat sich B. besonders der pommerschen Provinzialgeschichte zugewendet, auch bereits eine Skizze der Geschichte von Pommern und Rügen in den Jahr-

Digitized by Google

gängen 1837 und 1838 des „Berliner Kalenders" drucken lassen. Eine ausführliche Geschichte Pommerns in drei Bänden wird demnächst erscheinen, deren Ausarbeitung durch alle provinzielle Hülfsmittel und Quellen unterstützt worden ist. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges dürfte in ihm einen einsichtigern Bearbeiter finden als bis jetzt der Fall gewesen ist, und welchem Stoffe sich auch B.'s reiches Talent zuwenden mag, immer wird es der deutschen Literatur dankenswerthe Ergänzungen bereiten. (34)

**Basel-Landschaft.** Die von Stadt Basel getrennte Landschaft hatte sich bereits durch das am 27. Apr. 1832 vom Verfassungsrathe in Liestal entworfene Grundgesetz zu einem besondern Staatskörper constituirt, als dieser durch Tagsatzungsbeschluß vom 26. Aug. 1833 anerkannt, sein Verhältniß zum Stadttheile definitiv geregelt und sein Gebiet auf alle Ortschaften der linken Rheinseite des Gesammtcantons ausgedehnt wurde. Hiernach umfaßt Basel-Landschaft auf etwa 11 — 12 Quadratmeilen eine Gesammtbevölkerung von 41,000 Seelen. Dieser kleine Bruchtheil eines Volks war also fortan zu selbständiger Existenz berufen, nach langer Unterwerfung unter eine Stadt, die nicht blos im Besitze der höchsten Gewalt war, sondern auch für die ausschließende Inhaberin der politischen Intelligenz sich halten mochte, die zur Ausübung dieser Gewalt befähigt. Die Entwerfung der neuen Verfassung bot keine besondern Schwierigkeiten. Der Geist, der überhaupt die Mehrheit des Schweizervolks bewegte, gab Richtung und Maß, und die in den regenerirten Cantonen schon eingeführten Constitutionen gaben Vorbilder an die Hand. Folgendes sind die Grundzüge der neuen Verfassung: Die Souverainetät beruht auf der Gesammtheit der Activbürger. Ausgeübt wird dieselbe durch die Wahl der Vertreter in den gesetzgebenden Körper; auch steht dem Volke ein binnen 14 Tagen nach der Publication eines Gesetzes einzulegendes Veto zu. Gleichheit vor dem Gesetz und allgemeine Ämterfähigkeit unter gleichen, gesetzlichen Bedingungen; Sicherheit der Person und des Eigenthums; Petitions- und Associationsrecht; Freiheit der Presse, des Glaubens und der Lehre sind mit einigen nähern Bestimmungen zugesichert. Alle Vorrechte des Orts, der Geburt, des Standes und Vermögens sind aufgehoben und der öffentliche Gebrauch adeliger Titel ist untersagt; allgemeine Wehrpflichtigkeit ist anerkannt und Capitulationen für fremde Kriegsdienste sind verboten. Alle Feudallasten sind loskäuflich. Nur die Geistlichen der reformirten und katholischen Kirche werden besoldet. Alle Beamten sind verantwortlich, aber nur durch richterliches Urtheil absetzbar; die Wahl der meisten Beamten erfolgt durch geheime Abstimmung; alle Ämter werden nur auf bestimmte Zeit verliehen; Annahme fremder Titel, Orden und Pensionen macht amtsunfähig. Die gesetzgebende und oberaufsehende Gewalt in höchster Instanz, sowie die Wahrung der eidsgenössischen und auswärtigen Verhältnisse, die Ernennung eines Theils der Beamten, das Recht der Begnadigung und der Verwandlung von Straferkenntnissen, die Entscheidung der Competenzstreitigkeiten der höhern Verwaltungs- und Justizbehörden steht der höchsten Behörde des Cantons zu, dem in der Regel alle drei Monate sich versammelnden Landrathe, dessen Mitglieder von den Wahlkreisen, auf je 500 Seelen eines, ernannt werden. Der Landrath verhandelt in gewöhnlich öffentlichen Sitzungen. Die Landräthe, die geringe Taggelder beziehen, stimmen nach freier Überzeugung und ohne Instruction; sind in ihrer Person unverletzlich und für ihre Äußerungen in den Sitzungen nur dem Landrathe selbst verantwortlich. Für Nothfälle kann dieser aus seiner Mitte einen Ausschuß bestellen. Ein von ihm gewählter Regierungsrath von fünf Mitgliedern ist die höchste Vollziehungs-, Verwaltungs- und Finanzbehörde, in welcher letztern Eigenschaft er dem Landrathe die jährlichen Voranschläge über Staatseinnahmen und -Ausgaben einreicht und Rechnung ablegt. Auch entwirft er die Gesetzesanträge. Die richterliche Gewalt in höchster Instanz, die Aufsicht über die untern Gerichte und das

Digitized by Google

Notariatswesen ist einem aus sieben Mitgliedern bestehenden, in Criminalfällen mit vier Beisitzern zu verstärkenden Obergerichte übertragen. Die Besoldung eines Oberrichters, mit Ausnahme des 1400 Schweizerfrancs beziehenden Präsidenten, beträgt nicht mehr als 170 Fr. Im Landrathe und Obergerichte ist die Amtsdauer auf sechs, im Regierungsrathe auf vier Jahre festgesetzt, sodaß jedoch alle zwei Jahre ein Theil der von Neuem wählbaren Beamten austritt. Nach sechs Jahren, von der Publication der Verfassung an, soll eine Revision stattfinden. Das Wichtigste, was zunächst zur weitern Constituirung geschah, war die Erlassung des organischen Gesetzes vom 27. Mai 1834 über die Eintheilung in vier Verwaltungs- und fünf Gerichtsbezirke, die untere Verwaltung und Gerichtsbarkeit und das Gemeindewesen. Jedem Verwaltungsbezirke wurde ein vom Landrathe, mit Zuziehung von Regierungsrath und Bezirkswahlmännern, auf vier Jahre ernannter Bezirksverwalter mit fixem Gehalte vorgesetzt. In jeder der 75 Gemeinden bildet die Versammlung der Bürger die höchste Behörde für gesetzliche Anordnung der Gemeindeangelegenheiten, Beaufsichtigung des Gemeindehaushalts und Bewilligung der Gemeindesteuern. Der Gemeinderath prüft die vom Gemeindekassirer vorzulegenden Rechnungen und steht der innern Verwaltung und niedern Policei vor. Der Vorsteher von Gemeinde und Gemeinderath, der von der erstern ernannte Gemeindepräsident, sorgt für Vollziehung der Gemeindebeschlüsse und ist zugleich als Staatsbeamter, als welcher er einen sehr mäßigen Gehalt bezieht, der Gehülfe des Bezirksverwalters und Bezirksgerichts. Das aus neun Mitgliedern bestehende, durch Bezirkswahlmänner gewählte, durch Taggelder für jeden Amtstag salarirte Bezirksgericht entscheidet in erster Instanz die wichtigern Privatrechtsstreite, sowie Administrationsstreitfälle; die minder wichtigen werden durch einen Ausschuß entschieden. Hievon geht Recurs und Appellation an das Obergericht. Keine Streitsache kommt zur richterlichen Entscheidung vor dem Vergleichsversuche eines für jeden Kirchsprengel von den Activbürgern gewählten Friedensrichters. Die Criminaljustiz, sowol Untersuchung, als Urtheilsfällung, bleibt hiernach ausschließend dem Obergerichte, das in einer besondern Section auch über correctionelle Fälle urtheilt, wo dann an das Gesammtgericht Recurs ergriffen werden kann. Die freiwillige Gerichtsbarkeit wird durch die Bezirksgerichtsschreiber besorgt; doch kann dies auch durch öffentliche Notarien geschehen. Eine vollständige Notariatsordnung, meist nach dem Vorbilde der waadtländischen, wird nächstens erscheinen. Nicht minder wichtig ist das Gesetz von 6. Apr. 1835 über die Organisation des früher sehr vernachlässigten Schulwesens. Für höhere wissenschaftliche und gewerbliche Bildung der männlichen Jugend wurden durch das Gesetz vom 16. Nov. 1835 vier Bezirksschulen errichtet. Sobald die Errichtung einer höhern Schulanstalt Bedürfniß wird, sollen darüber Vorschläge gemacht werden. Für Bildung neuer Lehrer sollte nach dem Gesetz vom 6. Apr. 1835 ein Concordat mit einem Cantone abgeschlossen werden, der ein wohleingerichtetes Seminar besitzt. Dafür ist Zürich, mit seinem Seminare zu Küßnacht, ausersehen. Endlich erstreckten sich die Reformen auch auf das Kirchenwesen. Im Gebiete der reformirten Kirche ist besonders wichtig, daß im J. 1832 den Gemeinden das Collaturrecht überlassen wurde, und daß auch die Pfarrer zuweilen nur auf fünf Jahre gewählt werden, eine Einrichtung, wofür sich auch in andern regenerirten Cantonen manche Stimmen aussprechen. Für die acht katholischen Kirchsprengel sind Unterhandlungen mit dem Bischofe von Basel eingeleitet worden.

Durch dies Alles waren die hauptsächlichsten Formen abgesteckt, worin der neue Staat sich bewegen sollte. Aber nur in der Schule des öffentlichen Lebens selbst mag das Volk lernen, in gemessen festem Gange voranzuschreiten, um endlich allen Bedürfnissen desselben gewachsen zu sein. Es war natürlich, daß bei einer Bevölkerung, die sich lange am Gängelbande einer städtischen Aristokratie leiten ließ, manche Schwankungen eintraten, daß die Behörden öfters ihren Be-

Digitized by Google

rufskreis nicht auszufüllen wußten und zuweilen ihn zu überschreiten trachteten. So geschah es, daß der Landrath eine von ihm beschlossene Criminalanklage wieder zurücknahm und, mit Überschreitung seiner Befugnisse, den Rechtsgang sistirte; daß er die Vollziehung einer rechtskräftigen Entscheidung suspendirte; gegen rechtskräftige Civilurtheile Recursgesuche annahm u. s. w. Auch bei der Executivbehörde trat das Streben nach Herrschaft sowol über die beiden andern Hauptbehörden, als über das Volk selbst, unverkennbar hervor und namentlich zeigte sich in politischen Fragen eine gewisse Eifersucht gegen die Selbständigkeit des Obergerichts. Ein Gesetz von 1836 hat jedoch den Eingriffen des Landraths in die Civiljustiz einen Riegel vorgeschoben, wie denn überhaupt die Berufskreise der Behörden nach und nach schärfer abgegrenzt werden.

Besonders deutlich trat das Verhältniß der Gewalten bei einigen Ereignissen hervor, die zugleich als kritische Momente in der Geschichte des jungen Freistaats zu betrachten sind. Im J. 1833 wurde das Bezirksgericht Bierseck von vielen Einwohnern der Gemeinde Arlesheim theils aus persönlicher Rache, theils aus Unzufriedenheit mit dem Rechtsgange desselben, mit Ochsenziemern und Prügeln gewaltsam auseinandergesprengt. Daran schloß sich bewaffneter Widerstand gegen das zur Verhaftung der Delinquenten abgesandte Militair, sodaß das Obergericht sich genöthigt sah, die zumeist Betheiligten am 13. Sept. 1833 zu ein bis drei Jahren Zuchthaus zu verurtheilen. Bedenklicher waren in den Jahren 1833—35 die Unruhen in den reformirten Gemeinden Muttenz und Waldenburg, nebst einigen benachbarten Orten, sowie im katholischen Oberwyl. In allen drei Fällen hatten die Collisionen der Gemeinde mit dem Regierungsrathe, in Bezug auf dessen Befugnisse wegen Entsetzung, Suspension und Ernennung der Geistlichen, im Widerspruche mit dem Willen der Communen, zur Störung der Ruhe Anlaß gegeben. Besonders bedeutend waren die Auftritte in Oberwyl. Nach Erledigung der Pfarrstellen in dieser Gemeinde und in Allschwyl, hatten die gewählten Ausschüsse aller katholischen Gemeinden des Biersecks die künftige Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden, wie im reformirten Cantonstheile, verlangt, so wie die Aufhebung der Lebenslänglichkeit der katholischen Pfarrstellen. Nach einigen Verhandlungen des Regierungsrathes mit dem Bischofe von Basel wurde jener mit Einführung des vom Bischofe für Oberwyl gewählten Geistlichen beauftragt. Dieser aber und der Bezirksverwalter, der ihn einführen sollte, wurden gewaltsam verdrängt. Als später Landjäger zur Vornahme von Verhaftungen erschienen, entspann sich ein blutiger Kampf, worin von beiden Seiten Schüsse fielen und zwei Landjäger das Leben verloren. Durch die Urtheile vom 15. Aug. 1835, vom 3. Mai und 17. Dec. 1836, wurde in der muttenzer Sache correctionelle Gefängnißstrafe bis zu 15 Tagen verfügt; in der waldenburger gegen Einzelne auf peinliches oder correctionelles Verfahren erkannt, jedoch von der auf Aufruhr erhobenen Klage freigesprochen, weil die vom Regierungsrath verfügte Suspension des Geistlichen manchen rechtlichen Zweifeln unterliege und man sich also zu angemessenem Widerstande befugt gehalten haben möge; in der oberwyler Sache endlich wurde Gefängniß von 18 Monaten bis zu 17 und 18 Jahren Kettenstrafe ausgesprochen. Besonderes Aufsehen und vielfache Debatten veranlaßte die richterliche Entscheidung in der waldenburger Angelegenheit, da hierdurch die Zulässigkeit des Widerstandes gegen gesetzwidrige Maßregeln der constituirten Behörden ausdrücklich anerkannt war. Wenn bei jenen Excessen die noch rohen Begriffe über die erst erkämpfte Freiheit von Einfluß waren, so steht doch auch die Unbestimmtheit der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Verfügungen über Abberufung und Suspension der Geistlichen entschuldigend zur Seite. Auch läßt sich nicht verkennen, daß es in einem Cantone, wo den Gemeinden ein so ausgedehntes Wahlrecht zusteht, dem Geiste der Verfassung entsprechen würde, wenn jede Abberufung oder Suspension von Geistlichen und Gemeindebeamten, außer nach vorgängigem richter-

lichen Urtheile, nur im Einverständnisse mit der Gemeinde erfolgen könnte. Übrigens zeigten jene Vorfälle, daß bei partiellen Ruhestörungen die Executivbehörde auf eine genügende Unterstützung zur alsbaldigen Herstellung der Ordnung zählen kann.

Wie im Innern, so gerieth der junge Canton auch gegen außen in bedenklichen Conflict. Die Brüder Wahl von Mühlhausen, französische Bürger jüdischer Religion, hatten in der Landschaft, nach vorgängiger Genehmigung des Regierungsrathes und unter Verantwortlichkeit des betreffenden Gemeinderaths, ein Gut erkauft, darauf Abschlagszahlung geleistet und zugleich auf jeden Gewerbsbetrieb und Handel, sowie auf die Niederlassung, verzichtet. Dieser Kauf wurde durch Beschluß des Landrathes vom 11. Mai 1835 annullirt, weil gesetzlich kein Jude, selbst kein schweizerischer, Liegenschaften im Canton besitzen dürfe. Die französische Regierung glaubte ihn dagegen aufrechthalten zu müssen und berief sich auf den Staatsvertrag vom 30. Mai 1827, wodurch für Niederlassungen ein Reciprocitätsverhältniß zwischen Frankreich und der Schweiz anerkannt wird. Ein lebhafter Notenwechsel war die nächste Folge. Der Landrath blieb auf seinem frühern Beschlusse, und so erfolgte durch die königliche Ordonnanz vom 14. Oct. 1835 die am 12. Sept. angedrohte Suspension der zwischen Frankreich und der Schweiz bestehenden Verträge im Bezug auf Basel-Landschaft. Es wurde gegen den Canton eine völlige Handelssperre angeordnet und auf sehr vexatorische Weise in Vollzug gesetzt. Auch die öffentlichen Blätter der Schweiz und Frankreichs nahmen lebhaften Antheil an der Sache, die letztern meist auf sehr oberflächliche Weise für die Maßregeln ihrer Regierung. Gleichwol befand sich Basel-Landschaft auf dem Boden des Rechts, denn der Vertrag vom 23. Mai 1827 hatte den Franzosen nur dieselben Rechte, wie den Schweizerbürgern anderer Cantone, eingeräumt; der Beschluß des Landrathes war nur die Anwendung eines allgemeinen Cantonsgesetzes und die Verzichtleistung der Gebrüder Wahl auf Niederlassung war juristisch bedeutungslos, da diese nach schweizerischem Rechte die unerläßliche Bedingung eines Gütererwerbs ist. Auch gab später die französische Gesandtschaft zu, daß französische Juden kein unbedingtes Niederlassungsrecht in allen Cantonen anzusprechen haben. Dennoch blieb die Sperre bestehen, da man wenigstens glaubte, auf besondere baseler Gesetze sich berufen und Schadloshaltung für die Käufer fodern zu können. Allein diese baseler Gesetze waren auf den Fall eines neuen Gütererwerbs und einer neuen Niederlassung durchaus nicht anwendbar und die Gewährung einer auf den Rechtswegen geltend zu machenden, allerdings begründeten Entschädigung war vom Landrathe niemals verweigert worden. Nach langen Verhandlungen blieb der Kauf vernichtet; die Entschädigung der Käufer wurde mit deren Zustimmung auf 25,000 Fr. festgesetzt und endlich, in der Mitte des J. 1836, die Sperre aufgehoben. So hatte Basel-Landschaft in der Hauptsache ihr Recht behauptet, aber freilich nicht ohne manche Nachtheile, die einzelnen ihrer Bürger aus der langen Zerwürfniß entsprangen.

Die Verwaltung im Allgemeinen trifft noch der Vorwurf mehrfacher Unordnungen im Gange und Mechanismus der Geschäfte, was sich aus dem Mangel an Erfahrung und an fachgebildeten Arbeitern erklärt. Das Staatsvermögen wurde von einem eidgenössischen Schiedsgerichte durch die bekannte Haupt- und Generaltheilungsacte vom 13. Apr. 1835 zwischen beiden Cantonstheilen festgestellt und hierdurch der Landschaft 64 Procent des unmittelbaren und mittelbaren Staatsguts, im Werthe von beinahe 964,000 Schweizerfr. zugesprochen; sowie 60 Proc. des Kirchen- und Schulguts, im Werthe von beinahe 1,900,000 Fr., nebst den in ihrem Gebiete liegenden Pfarrhäusern, Pfründgütern und daherigen Gefällen. Die Benutzung der jüngst in der Landschaft entdeckten reichhaltigen Salzquellen dürfte ein neues, nicht unbeträchtliches Einkommen abwerfen. Noch ist die Finanzverwaltung nicht streng geregelt und besondere Unzufriedenheit erzeugt die verzögerte

Digitized by Google

Vorlegung der Staatsrechnungen, die im Anfange des J. 1838 erst bis zu derjenigen von 1835 reichten. Immer macht jedoch das Finanzwesen im Ganzen Fortschritte und die finanzielle Lage ist als günstig zu bezeichnen.

In der Eidgenossenschaft soll nach Tagsatzungsbeschluß vom 26. Aug. 1833 der Gesammtcanton Basel fortwährend einen einzigen Staatskörper bilden, sonach jeder Landestheil eine halbe Stimme haben und in jährlichem Wechsel Stadt oder Landschaft den Vorsitz führen. Ein weiterer Beschluß vom 16. Sept. 1833 setzte nach der Scala von 1816 das Contingent an Mannschaft auf 918 Mann und an Geld auf 8805 Fr. fest. Seit 1834 ist das landschaftliche Militairwesen auf ordnungsmäßigen Fuß gestellt. In den allgemeinern schweizerischen Angelegenheiten ist Basel-Landschaft im Geiste des Liberalismus stets so weit vorangeschritten, als dies überhaupt die regenerirten Cantone für gut fanden, und so kam es, daß meist auf der Tagsatzung die Stimme des Stadttheils durch die der Landschaft neutralisirt wurde. Namentlich gilt dies für die Reform des Bundes, die nach der Abstimmung der Landschaft durch einen vom Volke gewählten Verfassungsrath geschehen soll, für die schwyzer und neuenburger Händel, die berüchtigte Conseil-Geschichte und die Sache der fremden Flüchtlinge. Doch ist auch die Landschaft von mancher Inconsequenz in ihren Maßregeln gegen die auf ihrem eigenen Gebiete sich aufhaltenden Flüchtlinge nicht freizusprechen.

Ungeachtet dreijähriger Wirren hebt sich der Wohlstand und es liegt darin mit ein Beweis, daß das Volk nicht ohne Ursache seinen Kampf gegen die Stadt begonnen hatte. Da Landwirthschaft die hauptsächlichste Nahrungsquelle ist, Handel und Industrie aber unbedeutend sind, so ist die Ausdehnung des deutschen Zollvereins bis an die Grenze des Cantons ohne fühlbaren Nachtheil geblieben. Noch beachtenswerther sind die Fortschritte der intellectuellen Cultur. Zwar sind die Sitzungen der höchsten Behörde, des Landraths, wo mitunter über die armseligsten Kleinigkeiten Zank und Streit sich erhebt, weit davon entfernt, als eine Schule parlamentarischen Anstands gelten zu können. Auch die im Canton seither erschienenen oder noch erscheinenden Zeitschriften, „Der unerschrockene Rauracher" (von 1832—37), „Der freie Baselbiether" und sein Nachfolger: „Das landschaftliche Volksblatt", wo oft eine ungemessene Derbheit den Geist und Witz ersetzen muß, geben kein günstiges Zeugniß von höherer geistiger Bildung. Immer haben jedoch diese Blätter durch Aufdeckung der Gebrechen der Behörden ihren Nutzen nicht verfehlt; Besseres läßt sich von dem heranwachsenden Geschlechte erwarten. Das Schulwesen hält mit dem der regenerirten Schweiz guten Schritt. Aus langem Schlummer erwacht, zeigt sich das Volk bildungseifrig; die Schulen, besonders auch die Bezirksschulen, wofür kein Zwang stattfindet, werden stark besucht. Auch der sittliche Zustand ist befriedigend. Doch als einen Schandfleck müssen wir es bezeichnen, daß Basel-Landschaft es duldet, wie in ihren Grenzen der Nachdrucker mit solcher Unverschämtheit seine Wohnung aufschlägt, daß binnen Kurzem ernstliche Maßregeln deshalb ergriffen werden müssen. Abgesehen von jenen Vergehen, die in der Änderung politischer Verhältnisse Erklärung und Entschuldigung finden, ist die Zahl der Delicte nicht beträchtlich und namentlich kommen größere Verbrechen selten vor. Obgleich das baseler Criminalgesetzbuch noch in 14 Fällen Todesstrafe androht, wurde sie doch seit 1832 nur in zwei Fällen erkannt und beide Male vom Landrathe in Körperstrafe verwandelt.

Dies Alles ins Auge gefaßt, lassen sich zwar in dem neuen Freistaat vielfache Lücken und und Gebrechen nicht in Abrede stellen. Die Schuld hievon liegt jedoch wesentlich in der frühern, drückenden Vormundschaft, und die Partei der städtischen Aristokratie, die zu Tadel und Rüge am geneigtesten ist, hätte also am wenigsten Ursache, das Verdammungsurtheil auszusprechen. Mit Bestimmtheit läßt sich wenigstens behaupten, daß die Landschaft im Vergleiche mit ihrer frühern Lage sehr gewonnen hat. Und so liegt in der Entstehung und im Bestande des

Digitized by Google

jungen Cantons ein neuer Beweis von der jedem Volke inwohnenden, nur schwer zerstörbaren, organischen Kraft, die in ungehemmter Entwickelung die ihr gemäße Lebensordnung aus sich selbst herausbildet und gar bald die Entbehrlichkeit solcher Regenten und Regierungsformen zeigt, die man früher für unentbehrlich halten mochte; es liegt darin ein Beweis, daß der längere Gebrauch der Freiheit selbst allmälig die Wunden heilt, welche der im Anfange nicht zu vermeidende Mißbrauch derselben geschlagen hatte. (36)

**Basken.** Auf beiden Abdachungen der Westpyrenäen, in den französischen Departements der Arriège, der Obergaronne, den Ober- und Niederpyrenäen (den Gebieten Soule, Niedernavarra und Labourd), wie in den spanischen Provinzen Guipuzcoa, Biscaya und Alava, haust, über eine Oberfläche von 238 □Meilen (wovon 147 auf Spanien und 91 auf Frankreich kommen) zerstreut, ein sehr merkwürdiger, alter Volksstamm, den man gewöhnlich mit dem Namen der Basken oder Vasconier (Vascongas) bezeichnet, obgleich er sich selbst Escualdunac nennt. Ohne alle ursprüngliche Übereinstimmung mit dem der Gasconier oder Bearner, stammt er ohne Zweifel von den Cantabern ab, einer der alten Völkerschaften, von denen die iberische Halbinsel lange vor der römischen Invasion bewohnt ward. Die Mundart der Basken, von ihnen selbst die Euscara-, Escuara- oder Esquera-sprache genannt, ist eine der ältesten der Erde und ohne die mindeste Verwandtschaft mit den sie rings umschließenden neuern. Sie scheidet sich in drei Dialekte: den autrigonischen (nach dem alten Volksstamme der Autrigonen so genannt), der fast durchgängig in Biscaya (el señiorio) gesprochen wird; den vardulischen (nach den alten Vardulen), dessen man sich in Guipuzcoa bedient, und den baskischen oder labortanischen, der in Niedernavarra, in Labourd und Soule am gebräuchlichsten ist. Die Aussprache des Baskischen ist durchgehends sanft und harmonisch. Unangenehme Kehllaute sind in ihm nicht üblich; dagegen werden häufig mehre Worte, zur Abkürzung und zur Milderung in der Betonung, in eines zusammengezogen. Die Menge der zu Spanien gehörigen Basken wird auf 370,000 und die der französischen auf 130,000 angegeben, was eine Gesammtmasse von einer halben Million Individuen bildet. Die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der heutigen Basken sind noch beinahe dieselben, wie die ihrer Vorfahren, der Cantabern. Unempfindlich gegen Frost, wie gegen Hitze und Hunger, unterziehen sie sich allen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren mit einer Ruhe, Unerschrockenheit und Ausdauer, die mit der fortschreitenden Gesittung in andern Gegenden immer seltener zu werden scheinen. Von einem Unabhängigkeitsgeiste, von einer Freiheitsliebe beseelt, welche den Gebirgsbewohner zu den kühnsten Begehungen anfeuern, sieht man den Basken immer thätig, unerschrocken, beharrlich, dabei von Leidenschaften beseelt, rachsüchtig und bis zur Überspannung auf seine Herkunft stolz. Wol hat das Christenthum, wozu er seit dem 7. Jahrhunderte sich bekennt, wie die neuere Gesittung, den Nachkommen der Cantabern seiner frühern Roheit größtentheils entnommen. Er hat nicht mehr, wie seine Ahnen, die Gewohnheit, sich den Mund mit Urin auszuspülen oder Pferdeblut zu trinken. Die Greise entleiben sich nicht mehr selbst. Demungeachtet erinnern noch viele seiner Gebräuche an ein graues Alterthum und es ist in seinem ganzen Wesen, in seiner Sprache, seiner häuslichen Einrichtung, seinen Belustigungen, sogar in seiner Kleidung noch Etwas, das auf einen in der Zeiten Nacht sich verlierenden Ursprung hindeutet. Wie die Cantabern im Alterthume ihrer Tapferkeit wegen berühmt waren, haben auch ihre Nachkommen, die Basken, in den neuern und neuesten Zeiten durch dieselbe Eigenschaft nicht weniger sich ausgezeichnet. Sie unterwarfen sich die Bearner, ihre Grenznachbarn, welche sich den Namen ihrer Besieger beilegten und sich Gasconier (Vasconier, spanisch Vascongas) nannten, widerstanden im 6. Jahrhundert lange den Angriffen der Franken, gehorchten indessen dennoch später den fränkischen Königen, erwählten sich unter den Karolingern ihren eignen Herzog, kamen

Digitized by Google

im 11. Jahrhunderte unter die Herrschaft von Aquitanien und 1453 mit diesem an Frankreich, das die westpyrenäischen Theile ihres Landes an Spanien überließ. Ihre althergebrachten Freiheiten (Fueros) wurden in Frankreich 1792 abgeschafft, in Spanien 1805 sehr beschränkt und 1832 von den Cortes mit gänzlicher Beseitigung bedroht, was Veranlassung gab zu ihrem Aufstande gegen die constitutionnelle Regierung in Madrid und zu ihrer Erklärung für Don Carlos, oder Karl V., den Bruder Ferdinand's VII.

Der landschaftliche Charakter der spanisch-baskischen Provinzen ist äußerst angenehm und mannichfach, der vielen einzelnen Gehöfte (solares) wegen, die über die malerischen Reliefformen der Hügel, Berge und Thaleinschnitte weit zerstreut, der Gegend ein sehr belebtes und abwechselndes Ansehen verleihen. Die Gipfel und die höchsten Grade des 2—8000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Gebirgs, wovon das Land in zahlreichen Haupt- und Nebenzweigen durchschnitten wird, sind größtentheils nackt und rauh. Weiter unten dehnen sich große und schöne Waldungen aus. Wein- und Ackerbau werden, der geringern Fruchtbarkeit des sehr steinigen Bodens wegen, in einem den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht ganz entsprechenden Maßstabe betrieben, weshalb Einfuhr von Lebensmitteln unumgängliche Nothwendigkeit wird. Lange Thäler und ausgedehnte Ebenen gibt es nicht. Im Hochgebirge ist Ur- und Secundarformation vorherrschend; weiter unten ist Tertiarboden. Die bedeutendsten Flüsse sind: in Biscaya der Nervion oder Ibayzabal, unterhalb Bilbao nach dieser Stadt benannt; in Guipuzcoa die Deva und der Orio; in Alava der Ebro, des Landes Grenze gegen Altcastilien bildend.

Die Basken sind die umsichtigsten und kühnsten Schleichhändler, und da sie von jeher außer der spanischen Grenzzollinie sich befunden haben, ist Schmuggelei für sie ein nicht nur sehr einträgliches, sondern auch ein anziehendes Gewerbe, dessen Ausübung in vollkommener Übereinstimmung mit ihren hervorspringendsten Charaktereigungen und Gewohnheiten steht. Ein gewisser Wohlstand ist bei ihnen unverkennbar, nicht allein des erwähnten Industriezweiges, sondern auch der großen Vertheilung der Grundstücke wegen, die fast jeden Familienvater zum Eigenthümer macht. Der sehr zahlreiche Adel, zu dem man in Biscaya auf 140,000 Einwohner 54,000 Individuen, in Alava auf 90,000 Seelen 12,000 Personen und in Guipuzcoa auf 136,000 Menschen 54,000 Betitelte rechnet, haust zum Theil noch in halbzerfallenen Burgen oder viereckigen Thürmen, Casas solas genannt. Jünglinge und Männer sind groß, muskelstark und schön gewachsen. Ihr Blick wie ihre Haltung zeugen von Unerschrockenheit und Stolz. Das weibliche Geschlecht ist durchgehends wohlgebildet. Der unter den Basken herrschende Ton ist der einer möglichst vollkommenen Gleichheit. Großer Reichthum ist bei ihnen ebenso unbekannt als absolute Armuth. Der Wohlhabende benimmt sich freundschaftlich und theilnehmend gegen den Unbemittelten, der seinerseits den ersten weder beneidet noch haßt. In den Städten und in den größern Dörfern sind die spanischen Basken jetzt beinahe ganz auf dieselbe Weise gekleidet, wie die Bewohner Castiliens. Die eigentlichen Ackerbauern und die Gebirgsbewohner in den drei Provinzen, vorzüglich in Guipuzcoa, haben jedoch ihre alte Nationaltracht beibehalten, die in langen weiten Beinkleidern, einer übereinandergeschlagenen rothen Weste, einem langschößigen Überrocke und einer spitzen Mütze besteht. Im Sommer tragen sie einen großen Hut und im Winter einen Mantel. Ihre Fußbekleidung besteht aus Sandalen von ungegerbtem Leder, deren Sohlen fast einen Zoll dick sind. Der Baske in Frankreich kleidet sich reinlich und nicht ohne Geschmack. Eine Jacke von feuerrothem Tuche gehört bei ihm zum Sonntagsstaate. Die meisten Männer und Jünglinge tragen dazu kurze Hosen von gestreiftem braunen oder schwarzen Manchester, weiße gestrickte Strümpfe oder wollene Kamaschen und die oben beschriebenen Sandalen oder dünne lederne Schuhe. Ein blaues

oder grünes Band, zierlich über dem Fußrücken gekreuzt, gibt der Sandale ihre Haltung. Eine solche Fußbekleidung ist sehr dauerhaft und für Wanderungen in felsiger Gegend äußerst zweckmäßig; denn die dicke, nachgiebige Sohle, die aus zusammengeflochtenen hanfenen Plattschnüren besteht, drückt sich auf des Bodens Unebenheit fest und verhindert den Fuß auszugleiten. Der französische Baske trägt seine Mütze wie der Gasconier: ein Baret mit kleinem Schirme. Um den Hals schlingt er, über sein weißes Hemd, ein dünnes buntes Tuch, dessen Knoten tief unten an der Brust geknüpft ist. Hinsichts der Gesichts- und Körperbildung bemerkt man bei den Basken mehr Kraft, aber auch mehr Roheit, als bei ihren Nachbarn in Frankreich und Spanien. Sie sind ernster, redlicher, treuer, aufrichtiger als die Bearner, weniger fanatisch, unduldsam und beschränkt als die Castilier, die Asturier und die Aragonier. Traurig ist es, daß auch im Baskenlande der Misbrauch des Branntweingenusses immer mehr überhand nimmt. Die dadurch hervorgebrachte Entnervung und Herabwürdigung ist schon sehr bemerklich, besonders bei den Basken auf der französischen Seite der Pyrenäen. Die spanischen Basken sind durchgehend starke Tabacksraucher und selbst bejahrte Frauen sieht man häufig mit der Pfeife oder Cigarren im Munde. Die Männer gehen nie aus, ohne einen 5—6 Fuß langen Stock mit sich zu nehmen, der ihnen früher als Spieß diente und den sie jetzt nur noch zum Überspringen von Graben und Hecken gebrauchen. Gewöhnlich sind sie auch mit einer Flinte und Pistolen, oder wenigstens mit einem langen Messer bewaffnet, um immer zum Kampfe bereit zu sein. Die Basken sind im Allgemeinen sehr einfach und mäßig in ihrer Lebensweise. Ihr Kraftbewußtsein macht sie trotzig und gibt ihnen einen Anstrich von Wildheit, der bei ihnen jedoch weder Gastfreundschaft noch Gutmüthigkeit ausschließt. Furcht ist ihnen unbekannt. Sie sind tapfer und unerschrocken bis zur Tollkühnheit. Im Mittelalter waren sie die geschicktesten Seeleute und die besten Walfischfänger in Europa. Die Küstenbewohner von Biscaya und Guipuzcoa befinden sich noch jetzt auf dem Meere wie auf ihrem Lieblingselemente. Die erwachsenen Frauenzimmer tragen noch an vielen Orten ein um den Kopf geschlungenes Tuch, das einem Turbane nicht unähnlich ist. Ihre Kleider sind außerordentlich faltenreich. Die verheiratheten Frauenzimmer schneiden sich die Haare ab; die Mädchen scheeren sich nur den Hinterkopf und lassen lange Zöpfe auf beiden Seiten herabhängen oder wickeln sie um den Kopf. Ihre Röcke sind sehr kurz und reichen nur bis zum Knie.

Des Basken Leben ist beständige Beweglichkeit. Lange ruhig zu bleiben, ist für ihn Unmöglichkeit. Er muß weite Strecken zurücklegen, steile Felsen zu erklimmen, sich in Abgründe zu versenken, Hindernisse und Gefahren jeder Art zu übersteigen haben, um sich glücklich zu fühlen und seines Daseins froh zu werden. Solche Übung gibt ihm eine zugleich geschmeidige und kraftvolle Gestalt. Er läuft mit großer Schnelligkeit, klettert schwindelfrei von Fels zu Fels, springt mit Sicherheit von jähen Abhängen herab, ist ein vortrefflicher Schwimmer, ein guter Reiter, ein wilder Tänzer, ein geübter Schütze. Sein Blick ist sicher und fest; er weicht vor Niemand zurück. Der Beherrscher von Spanien selbst wird von ihm nicht König, sondern blos Herr genannt. In seinem ganzen Lande gibt es keinen Bischof. Das Innere der Herrschaft Biscaya (Vizcaia), mit Ausnahme einiger Städte, scheidet sich in mehre Gerichtsbarkeiten, die man im Lande Republiken nennt. Die Landstraßen sind gut unterhalten, nur etwas zu schmal.

Zu den alten Gebräuchen der Basken, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gehört vorzüglich der unter dem Namen Arirrajo oder Zerfleischung bezeichnete, weil man sich, in strenger Befolgung desselben, Arme, Brust und Gesicht blutig zu kratzen und zu zerreißen hat. Er besteht in einem entsetzlichen Jammergeschrei, das, beim Ableben einer Person, von allen ihren Angehörigen und Freunden ausgestoßen wird. Die Witwe oder die Kinder stimmen es zuerst an,

Digitized by Google

während die Übrigen schwere Seufzer ausstoßen und allmälig ihre Klagetöne denen der Blutsverwandten beigesellen. Alle beginnen mit überlauter Stimme, verfolgen ihre Schmerzenslaute mit ernstem, rührendem Tone, und vermischen damit ein aus tiefster Brust emporstöhnendes Ayene oder Ach. Die bezahlten Klageweiber, welche bei den Beerdigungen nicht fehlen durften, sangen ein Lied, Eresiak oder Geschlechtsregister genannt, weil man darin die hohe Abkunft des Verstorbenen und seine Thaten, wie die seiner Vorfahren, feierte. An einigen Orten schlugen die den Leichenbegängnissen beiwohnenden Frauen der Witwe mit geballter Faust auf Rücken und Schultern, indem sie ihr zuschrieen: „Galdu aizeta galadi!" (Stirb jetzt, Unglückliche, weil du Alles verloren hast!) Zur Beseitigung eines solchen Begehens erschien in Biscaya ein besonderes Gesetz, wodurch ausdrücklich verboten wurde, beim Tode eines Individuums, wer es auch sei, Wehgeschrei auszustoßen, sich die Haare auszuraufen, sich zu zerkratzen, am Kopf sich zu verwunden, Leichengesänge anzustimmen und zur Bezeugung seiner Trauer härene Gewänder zu tragen. Demungeachtet besteht der Gebrauch, mit einigen unwesentlichen Beschränkungen, noch jetzt, vorzüglich wenn es um Beerdigung einer ausgezeichneten Person zu thun ist.

Das Baskenland auf der Südwestseite der Pyrenäen ist so reich an Eisen, daß es nicht allein die ganze Halbinsel, sondern auch noch andere Gegenden damit versorgen könnte. Der ganze Boden scheint so zu sagen ein Eisenerzblock zu sein. Die beträchtlichsten Eisengruben sind am Musquizberge und im Somorostro, zwischen Castro de Urdiales und Portugalete, die schon zu des Plinius Zeiten ausgebeutet worden. Biscaya hat gegen 200 Eisenschmelzen und Guipuzcoa über 100 Hochöfen. Jede der ersten lieferte früher Jahr aus Jahr ein 1000 Centner Eisen und Stahl. Von den alten Städten im spanischen Baskenlande erkennt man nur noch Calegorina, Gebala und Tulonio in den heutigen Calahorra, Guevara und Tolono. Von der großen Stadt Cantabria, der in vielen altspanischen Büchern Erwähnung geschieht, weiß man nichts Näheres. Hier und da gewahrt man in Biscaya alte Denkmäler, welche beweisen, daß die Cantabern, gleich den Kelten und fast allen alten Bewohnern Iberiens, steinerne Götzen anbeteten und denselben Opfer brachten. Sie bestehen aus ungeheuern Felsblöcken, die mitten im ebenen Felde liegen und weithin gesehen werden. Auf einer oder mehren Seiten behauen, sind sie mit sonderbaren Zeichen und Buchstaben einer Schrift bedeckt, die gegenwärtig Niemand zu entziffern vermag. Einer der größten und merkwürdigsten Steine dieser Art ist der bei der Einsiedelei Migueldi, in der Umgegend von Durango, den die Sage zu einem alten Götzen gemacht hat. Auch hat man im Innern des Landes einige phönizische Denkmünzen entdeckt, was anzudeuten scheint, daß es mit den Phöniziern in Handels- oder andern Beziehungen gestanden.

Es gibt in den drei baskischen Provinzen, nach einer neuern Angabe, fünf Städte ersten, 175 Städte zweiten Ranges, 446 Dörfer und Weiler, 185 Fabriken, 720 Pfarreien, 101 Klöster, 54 Krankenhäuser, 853 Pfarrgeistliche, 1231 Weltgeistliche und 1138 Nonnen. Biscaya erzeugt ziemlich viel Getreide, Gemüse und Obst. Der beste Wein, Chacoli, ist süßsäuerlich und nicht ausgezeichnet. An Wild ist Mangel, dagegen an Fischen im biskayischen Meerbusen Überfluß. Auffallend ist die geringe Zahl der Dörfer und Weiler in Guipuzcoa, deren es in der ganzen Provinz nur 44 gibt. Die Ursache liegt in der außerordentlichen Zerstreutheit der Wohnungen, die vereinzelt auf einer Höhe oder in einer Thalschlucht sich gruppiren und Viertelstunden weit voneinander entfernt sind, weshalb man sie unter der allgemeinen Benennung Solares bezeichnet. Sie gehören, gewöhnlich mehre hundert an der Zahl, zu einem kleinen Kern mehr zusammengedrängter Gebäude, den man ein Dorf nennt und der fast immer nur aus der Kirche, den Pfarr- und Küsterwohnungen und einigen andern Häusern zusammengesetzt ist. Die letztern bestehen aus einem Erdgeschoß, worin sich die Stallun-

Digitized by Google

gen, Remisen und Ackergeräthskammern befinden, einem obern zur Wohnung der Familie und der Dienstboten eingerichteten Stockwerke und einem Kornboden. Die Eigenthümer solcher Gehöfte werden Eche Jaunas oder Herren von Häusern genannt. Der gesellschaftliche Zustand auf dem offenen Lande in den baskischen Provinzen hat noch etwas auffallend Patriarchalisches. Man kann ihn mit Recht für älter betrachten, als die Feudalität selbst. Familien- und Sippschaftsgeist sind darin vorherrschend. Der Baske liebt das Altherkömmliche. Er läßt sich nur mit Mühe und nicht ohne lebhaftes Bedauern davon abwendig machen. Darum wird auch eine im Alterthum sich verlierende Herkunft als die größte Auszeichnung betrachtet und der Adelige legt auf nichts eine größere Wichtigkeit, als auf seinen Stammbaum. Die Gegend ist in Biscaya sehr angenehm, der unzähligen Frucht- und andern Bäume wegen, welche in kleinen reizenden Hainen und mittelgroßen Waldungen über das ganze Thalgelände verbreitet sind. Unter den Baumfrüchten werden besonders die Äpfel, namentlich die von Durango, sehr geschätzt. Im spanischen wie im französischen Baskenlande gibt es sehr viele Zigeuner (Gitanos), die ein herumziehendes Leben führen, Schleichhandel mit Pferden und Maulthieren treiben, Körbe und andere Geräthe verfertigen, wahrsagen und nicht selten stehlen. Man schätzt ihre Zahl in den drei spanischen Provinzen auf 8000 Individuen und fast ebenso hoch in Niedernavarra, Soule und Labourd. Daß der kriegerische Geist der Basken im Alterthume nicht weniger mächtig und bekannt gewesen, als er es in den neuesten Zeiten geworden, beweist der Umstand ihrer thätigen Theilnahme am Heereszuge Hannibal's gegen Rom. Ihr Ruf war bis nach Karthago gedrungen und der Feldherr, vor dem die Weltstadt zittern sollte, hatte nach seinem Auftreten in der Halbinsel nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Vasconier für sich zu gewinnen. Sie stritten, wie Silius Italicus sagt, immer ohne Helm und waren überhaupt leicht bewaffnet. Jetzt bestehen ihre Waffen in Flinten, Pistolen und langen, breiten Messern mit kurzem Griff. Hin und wieder bedienen sie sich auch noch der Wurfspieße, die jedoch mehr zum Übungsspiele als zu ernstlichem Kampfe gebraucht werden. Im Allgemeinen bemerkt man bei den Basken noch viel alterthümliche Einfachheit, die nicht selten bis zur Unbeholfenheit ausartet.

Die Menge der im Dienste des spanischen Thronbewerbers kämpfenden Basken kann nicht unter 25,000 Mann angenommen werden. Der Überrest seines aus etwa 32,000 Mann bestehenden Heeres ist aus Castiliern, Asturiern, Aragoniern, Catalonieru, Valenzianern und französischen, britischen, deutschen und andern Freiwilligen zusammengesetzt. Die größern Städte, wie Bilbao, das über 16,000 Einw. hat, Bermeo mit 3500 Einw., Orduna mit 5100, Durango und Balmaseda jede mit 3500, und Portugalete mit 2000 Einw., alle in Biscaya, befinden sich, der Mitwirkung der Einwohner wegen, noch in der Gewalt der constitutionnellen Regierung; ebenso San-Sebastian (das Menosca der Alten) mit 15,000 Einw., Fuentarabia mit 2500 und Irun mit 2100 Einw., in Guipuzcoa; und Vittoria mit 13,300 Einw., Guardia mit 3400 und Guebara mit 2400 Einw., in Alava. Dagegen sind Estella, San-Gregorio und Santa-Barbara de Manero, Tolosa, Hauptort von Biscaya, mit 5200 Einw., Arzaza, Hernani und mehre andere Orte, wie überhaupt das ganze offene Land von den Karlisten besetzt. (24)

**Batjuschkow** (Konstantin Nikolajewitsch), russischer Dichter, geboren am 18. Mai 1787 zu Wologda, ward, nachdem er in einer Pensionsanstalt zu Petersburg seine Erziehung erhalten hatte, Secretair für den moskauer Lehrbezirk bei seinem Oheim M. N. Murawiew. Beim Ausbruche des Krieges von 1806 trat er in die petersburger Schützenabtheilung ein, doch, bei Heilsberg verwundet, kehrte er bald nach Petersburg zurück. Darauf machte er, nach seiner Versetzung ins Gardejägerregiment, den beschwerlichen Feldzug nach Finnland mit und nach

Digitized by Google

der Rückkehr erhielt er eine Anstellung bei der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Doch im J. 1812 griff er von Neuem zum Schwerte. Zum Stabscapitain und Adjutanten des Generals Bachmetjew befördert, wohnte er dem ganzen Feldzuge von 1813 und 1814 bei und gelangte so bis nach Paris. Mit dem Annenorden geschmückt, trat er 1816 aus dem Heere. Auch während des Kriegslebens hatten ihn die Musen nicht verlassen. Seine in Zeitschriften zerstreuten „Poetischen und prosaischen Versuche" wurden von N. J. Gnjeditsch gesammelt (2 Bde., Petersburg 1817). Die prosaischen Aufsätze behandeln insbesondere die russische Literatur; die Gedichte bestehen in Elegien, Episteln, Erzählungen und Liedern. B. hat sich vorzüglich nach den italienischen Dichtern gebildet und Tasso zu seinem Lieblingsdichter erkoren. Dies scheint selbst auf seine Sprache, die von ungemeiner Weichheit und Harmonie ist, nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Im J. 1818 fand er Gelegenheit, nach Italien zu gelangen, indem er als Hofrath der russischen Gesandtschaft in Neapel beigegeben wurde. Doch sehr bald verfiel er hier in eine unüberwindliche Schwermuth, sodaß die Musen ihn bald ganz verließen; vergeblich besuchte er 1821 die böhmischen Bäder; seine Geistesverwirrung wuchs in Dresden, wo er neben astronomischen Studien Schiller's „Braut von Messina" übersetzte, und wurde unheilbar, als man ihn, nach seiner Rückkehr nach Petersburg, seine Heilung bezweckend, mit dem Vortrage eines seiner schönsten Gedichte unter Harfenbegleitung überraschte. Jetzt lebt B. in Rußland auf dem Lande, das Schicksal seines Lieblingsdichters Tasso theilend, dessen Tod er in einem schönen Gedichte besungen hat. (46)

**Baukunst.** Regsamkeit und vielseitiges rüstiges Schaffen sind als charakteristisch für die gegenwärtige Physiognomie der Baukunst nicht minder wie der andern bildenden Künste anzusehen. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo auch im Bereich der Architektur die Kräfte anfingen, lebendiger sich zu rühren, ist dieselbe in einem fortdauernden Kampfe mit verjährten Irrthümern, veralteten Misbräuchen und schwer zu überwindenden technischen Schwierigkeiten begriffen, aber noch bis jetzt nicht im Stande gewesen, sich zur Klarheit und durchgreifenden Sicherheit der Übung heraufzuarbeiten. Die Bewegungen und Wirren des großen europäischen Völkerkriegs kamen zunächst und unmittelbar weniger der Civilbaukunst, als dem Straßen-, Wasser- und Bergbau sowie der Kriegs- und Schiffsbaukunst zu gut. In dieser Beziehung ließe sich nachweisen, wie, namentlich vom J. 1806 an, nicht blos in Frankreich, England und Holland, sondern auch in Deutschland, die Baukunst sich in eigenthümlicher Weise zu entwickeln strebte. Mit Unrecht sind wir daher bis jetzt bei der Beurtheilung des gegenwärtigen Standpunktes unserer Architektur fast immer nur von dem Zustande der Civilbaukunst und dem unsichern Grunde ästhetischer Kunstbetrachtung ausgegangen, und wir dürfen es als einen Fortschritt betrachten, wenn wir begonnen haben, die baukünstlerische Wirksamkeit der Gegenwart vorzugsweise nach den Grundsätzen der Construction zu beurtheilen. Jene massenhaften Fabrikgebäude, jene weitverzweigten Kunststraßen und Eisenbahnen, jene staunenswerthen Wasserleitungen, Kanäle, Tunnels und Hängebrücken, welche, wie die über den Menai-Strait in Nordwales, Meeresarme überspannen, oder, wie die bei Freiburg in der Schweiz, weitgetrennte Berge miteinander verbinden, jene kühn und sinnreich construirten Kuppelgewölbe, Schiffe und Dampfmaschinen sind die bezeichnenden Werke für die Architektur unsers in industrieller und wissenschaftlicher Hinsicht hochgestellten Jahrhunderts, die keinen entschieden gemeinsamen Charakter hätte, wenn sie ihn nicht von dieser Seite empfinge. Wir haben allerdings auch unsere neuerbauten Kirchen, unsere Paläste und Lustschlösser, unsere Theater, unsere Museen, unsere Bibliotheken und Universitätsgebäude, so vieler anderer, den Staatsbehörden eingeräumter oder dem öffentlichen Unterricht gewidmeter Bauwerke nicht zu gedenken. Sie sind bezeichnend für den Bildungszustand

Digitized by Google

unserer Zeit, mehr durch ihr bloßes Vorhandensein als durch das Gepräge des Styls, der eines entschiedenen Charakters ermangelt. Denn hier zeigt sich die schwache Seite unserer Architektur. Unsere Städte sind wahre Musterkarten für alle Bausstyle der Welt geworden. Indeß lassen sich dennoch auf diesem Gebiete mancherlei Bestrebungen wahrnehmen, die der organisirenden Richtung unsers Zeitalters entsprechen und auf die Entwickelung und Ausbildung einer selbständigen, unsern Bedürfnissen und Einsichten angemessenen Architektur hinauszugehen scheinen. Man trachtet dahin, unvermischte, eigenthümliche Gattungen zu erzeugen, dringt von allen Seiten auf die constructive Begründung unserer Baukunst und ist entschieden der Ansicht, daß die auf einem zweckmäßigen, vom Baubedürfniß abhängigen Grundplan wie auf den Foderungen der Örtlichkeit und des Materials beruhende und sichtbar hervortretende Construction zugleich nothwendig die eigentlich künstlerische, auf die Darstellung einer schönen Außenform gerichtete Wirksamkeit des Architekten bedingen müsse. Die durchgreifende und andauernde Befolgung dieser Lehre kann unserer Baukunst einzig und allein zu einer selbständigen, zeitgemäßen, volks- und ortsthümlichen Entwickelung verhelfen. Die durch Unterricht, Reisen, Studium und praktische Übung gebildeten Architekten erwarten indeß zu ausschließlich das Heil ihrer Kunst allein von der Wissenschaft und einer vollendeten Technik; denn ohne die schöpferische Kraft des Genius geschieht es auch hier nicht. Indeß ist es erfreulich, zu sehen, wie das Handwerk immer näher zur Kunst herantritt; der Maurer bildet sich zum Architekten, der Architekt zum Maurer, und die Arbeiten des Steinmetzen und Stuccatore ruhen zum Theil in den Händen der Bildhauer. Man hat die Wichtigkeit der Bauhandwerke erkannt und ist beflissen, durch Unterrichtsanstalten und Schriften aller Art für die höhere Ausbildung derselben zu sorgen. Auch hat die Architektur mehr als sonst und in größerem Umfange wiederum die Bildnerei und Malerei in ihren Kreis gezogen, um gemeinschaftlich mit ihnen bedeutsame, für unsere Zeit charakteristische Denkmale zu gründen. Reisende Künstler und archäologische Forscher haben uns mit den verschiedensten Bausstylen lebender wie untergegangener Völker vertraut gemacht und dadurch zwar vielfach zu unfreier und geschmackloser Nachahmung Anlaß gegeben, aber auch zugleich dazu beigetragen, die in Hinsicht der constructiven und ästhetischen Grundbedingungen älterer und jüngerer Bausstyle herrschenden Irrthümer zu berichtigen und uns über das Wesen der Construction und des Ornaments näher aufzuklären. Wie sehr man aber auch bemüht ist, die zweckmäßige Durchbildung der antiken Baukunst und Polychromie für unsere Gebäude zu benutzen, so sehen wir doch das Bestreben, sich der Herrschaft der antiken Bauformen zu entziehen, um eigenthümlichere Gestaltungen zu schaffen, hier und dort bestimmter hervortreten, was mit der herrschenden Richtung nach constructiver Begründung unserer Architektur aufs engste zusammenhängt, in Beziehung auf Privatbauten wie auf die einer künstlerisch schönen Ausführung mehr zugänglichen, öffentlichen Gebäuden. Die Anfoderungen hinsichtlich der Formenschönheit unserer Bauwerke haben sich im Allgemeinen beim Publicum wie bei den Künstlern gesteigert. Man hat jetzt weder Sinn für den barock krausen Geschmack, der bis zur Revolution, noch für den nüchtern kahlen, der nach der Revolution im Allgemeinen herrschte. Man fodert nicht nur eine gesetzmäßige, man fodert zugleich eine geistreiche, künstlerische Behandlung des Ornaments, zu dessen Bestem noch zu keiner Zeit so viele mit Abbildungen versehene Schriften erschienen sind, als in der unsrigen, sodaß man kaum irren würde, wollte man die lebenden Architekten in solche eintheilen, die das Heil der Baukunst von einer naturgemäßen, wissenschaftlich begründeten Construction, und in solche, die es von der Ausbildung des Ornaments erwarten. Beide Ansichten können ihre Versöhnung nur in ihrer gegenseitigen geistigen Durchdringung finden. Das Ornament muß mit der Construction und deren sichtbarem Hervortreten in Einklang stehen und die vielseitigen Bemühungen um

Digitized by Google

Bekanntmachung aller Arten von Bauverzierungen können nur insofern einigen Werth haben, als die letztern dieser Foderung gemäß auf die verschiedenen Baubedürfnisse und Constructionsbedingungen in Anwendung gebracht werden. Wenn es übrigens der gegenwärtigen Physiognomie der Baukunst an einem gemeinsamen und in sich selbst übereinstimmenden Charakter fehlt, so liegt die Schuld in der That weniger an den Künstlern als an der oft höchst sonderbaren Ansicht und Geschmackslaune des baulustigen Publicums. Charakteristisch für unsere Zeit sind in dieser Beziehung zwei Concurrenzausschreiben der betreffenden Behörden in Hamburg und Köln, hinsichtlich der Entwürfe einer Börse und eines Bürgerhospitals, worin sie das Recht für sich in Anspruch nahmen, nöthigenfalls die einzelnen brauchbaren Theile der als preiswürdig anerkannten Baupläne willkürlich bei der Zusammensetzung und Ausführung des Ganzen zu verwenden.

Indeß ist ein Fortschritt in der Wahl der Vorbilder unserer Architekten nicht zu verkennen. Durand's „Précis des leçons d'architecture", woraus man so lange seine Baupläne und Façaden schöpfte, um sie willkürlich auf Gebäude des verschiedenartigsten Bedürfnisses anzuwenden, ist in der jüngsten Zeit beinahe gänzlich in Miscredit, und im Gegensatze dazu sind die von unsern namhaftesten Baukünstlern herausgegebenen Sammlungen architektonischer Entwürfe von wirklich ausgeführten oder zur Ausführung bestimmten Gebäuden in Aufnahme gekommen. Dahin gehört namentlich Schinkel's „Sammlung architektonischer Entwürfe" (Heft 1—25, Berl. 1820—37), ferner das unlängst begonnene „Architektonische Album" von Stüler, Knoblauch, Salzenberg, Strack, Runge und Grahn, endlich G. Moller's und F. Heger's „Entwürfe" (5 Hefte, Darmst. 1825—31). Auch L. v. Klenze hat eine „Sammlung architektonischer Entwürfe" (4 Hefte, Münch. 1831—35) herausgegeben; die in seiner „Anweisung zur Architektur des christlichen Cultus" (Münch. 1835, Fol.) niedergelegten Grundsätze haben sich aber in der Praxis für unsere Zeit nicht genügend als ausführbar bewährt. Das Ausland ist an bedeutsamen Kunstliteraturwerken dieser Art nicht so reich als Deutschland. Für Frankreich ist ein auf zwölf Bände berechnetes Werk mit Abbildungen und Plänen zu erwähnen: „Choix d'édifices publics construits ou projetés en France" von Gourlier, Biet, Grillon und Tardieu, und „Paris moderne ou choix de maisons construits dans les nouveaux quartiers de la capitale" von Bonillon und Normand. Umfassender ist die Literatur derjenigen Schriften, die sich mit der Beschreibung, constructiven Zergliederung und Abbildung der merkwürdigsten, ganz oder zum Theil erhaltenen Baudenkmale der Vergangenheit beschäftigen und nicht nur für die allgemeine und besondere Geschichte, sondern auch für die wissenschaftliche und technische Erkenntniß der structiven und ornamentalen Darstellungsgesetze der Baukunst von Wichtigkeit sind. Hinsichtlich der structiven Formgestaltung sind die Überreste echtgriechischer Architektur bis jetzt fast am wenigsten genau untersucht worden, indem man in Theorie und Praxis der Autorität Vitruv's und Vignola's folgte und das archäologische Interesse dem bauwissenschaftlichen vorzog. Hier sind besonders die Darstellungen der „Architecture antique" und „Architecture moderne de la Sicile" von Hittorff und L. Zanth zu erwähnen, und als neuere Ergänzungen zu Stuart's „Alterthümern von Athen" die von der Gesellschaft der Dilettanti zu London herausgegebenen „Alterthümer von Attika und Jonien", sowie die durch die Architekten C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Raillon gemessenen und erläuterten „Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens". Von Eduard Metzger, Prof. an der polytechnischen Schule zu München, haben wir gründliche, an den vorzüglichsten Werken der griechischen Architektur angestellte Untersuchungen über die Lehre von den Säulenordnungen zu erwarten. Mit Achtung sind hier noch die Werke des



Digitized by Google

Baron von Stackelberg über die Tempel zu Bassá und Phigalia, sowie Abel Blouet's „Expédition scientifique de Morée" zu nennen.

In den letzten Jahren hat die Archäologen und Architekten besonders die Frage über die Polychromie und Wandmalerei der Alten beschäftigt und auch in mehrfacher Hinsicht ihren Einfluß auf die gegenwärtige Richtung der decorativen Architekturmalerei geäußert. (S. Polychromie.) Die ornamentalen Grundsätze und Vorbilder der Alten sind vielfältig, im Allgemeinen jedoch nicht mit der nöthigen kritischen Sorgfalt untersucht, nachgebildet und zur Vervollkommnung unsrer gesammten bauhandwerklichen Thätigkeit benutzt worden. Wir besitzen von L. v. Klenze ein mit dem 3. Hefte unterbrochenes Werk über „Die schönsten Überbleibsel griechischer Ornamente"; von F. Gärtner ein besonders brauchbares über „Römische Bauverzierungen nach der Antike", sowie von Zahn „Die schönsten Ornamente und Gemälde aus Pompeji". Von Ternite in Berlin haben wir eine Reihe Abbildungen nach pompejischen Gemälden zu erwarten. Das farbige Decorationssystem der Griechen kommt mehr und mehr, namentlich in Berlin und München sowie anderwärts in Ausführung. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht der neueste und umfassendste Versuch, die beiden Giebelfelder wie alle ornamentalen Glieder am münchner Hoftheater mit enkaustischer Malerei zu schmücken. In Berlin hat sich eine tüchtige Schule für ornamentale Kunst, in München für die höhere künstlerische Decorationsmalerei gebildet. Vorzugsweise haben jedoch die aus Schinkel's Schule hervorgegangenen Architekten, sowie Schinkel selbst, manche treffliche Frucht auf diesem Felde zu Tage gefördert. Mauch hat sich in seiner unter dem Titel: „Die Säulenordnungen der Griechen", erschienenen Fortsetzung des Normand'schen Werkes, besonders auch mit der farbigen Architektur beschäftigt. Auch K. Böttticher's „Ornamentenbuch" enthält Muster für architektonische Gliedermalerei und die von der technischen Gewerbedeputation zu Berlin herausgegebenen „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker" gehören ebenfalls mehr oder weniger hierher. Vortrefflich ist die „Collection des exemples les plus estimés des portes monumentales de la Grèce et de l'Italie" von Thom. Leveston Donaldson (Par. 1837). L. Valliamy's „Examples of ornamental sculpture in architecture" und Romagneſi's „Recueil d'ornemens en sculpture" reihen sich für die neueste Zeit den eben genannten Darstellungen ergänzend für das Feld der ornamentalen Sculptur an. Bedeutsam für die Kenntniß fremdländischer Baustyle und Bauwerke sind Gau's „Antiquités de la Nubie", Daniell's classische „Ansichten hindostanischer Kunstdenkmale", und neben dem frühern Werk: „Mexican antiquities" vom Lord Kingsborough, die „Voyage pittoresque et archéologique dans la province de Yucatan" von Fr. v. Waldeck (Par. 1837), sowie namentlich die „Voyage pittoresque et archéologique dans la partie la plus intéressante du Mexique" (10 Hefte). Insbesondere hat man auch der arabischen Baukunst in der letzten Zeit größere Aufmerksamkeit gewidmet und daraus manchen Gewinn für die Constructionslehre und Ornamentistik gezogen, wie die Bilderwerke von Jules Goury und Owen Jones: „Plans, elevations and sections of the Alhambra", ferner von Girault de Prangy: „Souvenirs de Grenade et de l'Alhambra", und von W. Gail: „Erinnerungen aus Spanien" (6 Hefte), dann von Murphy: „Arabian antiquities of Spain", endlich von Pascal Coste: „Architecture arabe ou monumens du Caire", und von Hessemer: „Arabische und altitalienische Bauverzierungen", beweisen. Bekannt sind die farbigen Lithographien maurischer Architektur in Spanien von Maler in Karlsruhe. Beiweitem am reichsten ist die Kunstliteratur der Baukunst des christlichen Mittelalters, indeß weniger reich im Gebiete der romanischen (byzantinischen) als der germanischen (gothischen) Baukunst. Über die römischen Basiliken besitzen wir ein vortreffliches Werk von Guttensohn und Knapp; von Ziebland in München steht ein solches zu erwarten. Eine Reihe neuer

Digitized by Google

Forschungen und Ansichten über byzantinische und gothische Baudenkmale enthalten folgende, den letzten Jahren angehörige Werke: „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" von L. Puttrich; „Westfalens Denkmäler deutscher Baukunst" (10 Lieferungen) von Cornelius Schimmer; „Römische, byzantinische und germanische Baudenkmäler in Trier und seiner Umgebung" von Fr. W. Schmidt (1. Heft, 1836); „Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz" von Fr. Wetter; „Der Dom zu Halberstadt" von Lucanus; „Denkmäler der Baukunst in Italien, vorzüglich aus dem Mittelalter" von J. F. Ruhl. Zum Theil gehört dahin auch die „Analyse architectonique de l'Italie von Wiebeking; ferner „Souvenirs de vieux Paris, exemples d'architecture de tems et de styles divers" vom Grafen Turpin de Crissé, „Moyen-âge pittoresque de monumens d'architecture du 10ième en 17ième siècle" von Chapuy, sowie dessen „Cathédrales françaises" und die „Ornemens gothiques de toutes les époques" von Lecomte. Auch darf dahin die „Vergleichende Sammlung für christliche Baukunst" von B. Gruber (1837) gerechnet werden. Mit Untersuchungen über farbige Architektur des germanischen und byzantinischen Styls ist Ramée aus Hamburg beschäftigt. Die „Denkmäler der deutschen Baukunst" (22 Hefte, 1815—35) von G. Moller, sowie „Der kölner Dom" von S. Boisserée nehmen noch immer in diesem Gebiete, sowol hinsichtlich der geschichtlichen als der wissenschaftlichen und technischen Erkenntniß der germanischen Baukunst eine sehr vorzügliche Stelle ein. Charakteristisch für unsere Zeit ist der von Deutschen ausgegangene Vorschlag zu der Gründung eines Vereins zur Herausgabe vaterländischer Baudenkmale, für deren Erhaltung überall das Äußerste geschieht.

Die beschreibende und historische Analyse der vorhandenen Bauwerke hat unsere Architekten zur gründlichern Betrachtung und Durchdringung der verschiedenen Constructionsweisen zurückgeführt, was für die Baukunst in theoretischer und praktischer Beziehung die wesentlichsten Folgen gehabt hat. Um die Lehre von der Construction haben sich vorzüglich die Franzosen verdient gemacht. Legrand und Molinos, die Erbauer der Kuppel der Kornhalle zu Paris (1782), zogen Delorme's Lehre („Nouvelles inventions pour bien bâtir à petits frais", Par. 1561) wieder ans Tageslicht; Rondelet verfolgte dieselbe in seinem „Traité de l'art de bâtir" weiter, und A. R. Emy gab einen wichtigen Beitrag dazu in seiner „Description d'un nouveau système d'arcs pour les grandes charpentes" (Par. 1828). In den Geist Delorme's drang G. Moller am tiefsten ein, indem er das an den germanischen Bauwerken nachgewiesene Netz- oder Knotensystem vollständig ausbildete. Seine „Beiträge zur Lehre von den Constructionen" sind in dieser Hinsicht von Wichtigkeit. Daran schließt sich H. Ritgen: „Beiträge zur Würdigung des Antheils der Lehre von den Constructionen in Holz und Eisen" (1835), ferner die theoretisch-geschichtlichen Untersuchungen Minutoli's über den Ziegelsteinbau, Dahl's „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in Norwegen", sowie K. Böttticher's „Holzarchitektur des Mittelalters". Eduard Metzger in München hat die Grundsätze der Construction mit mehr als gewöhnlicher Gründlichkeit und Schärfe auf den griechisch-dorischen Tempel angewandt. (Vergl. „Allgemeine Bauzeitung", 1837, Nr. 21—26.) Mehr oder weniger gehören dahin auch die „Illustrations of the public buildings of London" von J. Britton und A. Pugin, das von Engelhard aus dem Englischen übersetzte Werk Murphy's „Über die Grundregeln der gothischen Baukunst", sowie in weiterer Anwendung, außer Gilly's „Handbuch der Landbaukunst" (1823) und Wolfram's „Handbuch für Baumeister", die von Schinkel herausgegebenen „Grundlagen für die praktische Baukunst", insgesammt Werke, welche den früher erschienenen Schriften von Soufflot, Rondelet, Rennie, Brown, Telford, Tredgold, Gontey, Accum, v. Pechmann, dem Architekten des Donau-Mainkanals, Eytelwein, Trieft,



Digitized by Google

Hartig und A. ergänzend sich anreihen. Die Lehre von der Construction zeigt sich besonders einflußreich auf den Kuppel-, Brücken- und Wasserbau, der in der neuesten Zeit zu einer sehr bedeutenden Höhe gestiegen ist. Die durch den gegenwärtigen Standpunkt der Natur- und mechanischen Wissenschaften ungemein geförderte, vorherrschend praktische Richtung unserer baukünstlerischen Wirksamkeit offenbart sich in der überwiegenden Sorgfalt, die wir der bürgerlichen Baukunst zu Theil werden lassen. Der preußische Architekt J. Gärtner hat unlängst „Über die Mängel der Privatwohnhäuser in Städten" ein beherzigungswerthes Wort geredet. Auch denke man an die in allen größeren Städten niedergesetzten, dem Landbauwesen vorstehenden Baubehörden, an die zur höhern Ausbildung der Bauhandwerker bestimmten Anstalten, man denke an den Vorherr'schen Sonnenbau, an die Dorn'schen Lehmdächer und so viele andere Erscheinungen dieser Art, die uns von der überwiegenden Richtung unserer Baukunst nach dem Zweckmäßigen Zeugniß geben. Damit geht das Bestreben, unsern Bauwerken zugleich einen auch in ästhetischer Hinsicht befriedigenden, eigenthümlich gemeinsamen Charakter zu geben, Hand in Hand. Immer allgemeiner, aber vielleicht zu unbedingt, verlangt man die Entwickelung der Schönheit aus der Nothwendigkeit der materiellen Construction, indem man zugleich fodert, daß das uns zu Gebote stehende Material, Backstein, Holz, Eisen und anderes Metall, auf die zweckdienlichste und gesetzmäßigste Weise angewandt und verarbeitet, sich unverhüllt an unsern Bauwerken zeige. So viel ist gewiß, daß eine neue eigenthümliche Architektur das Bedürfniß neuer, derselben angemessener Formen und Verzierungen, plastischer und farbiger, hervorrufen muß. Aber man ist sich in dieser Beziehung noch nicht hinlänglich klar über das Verhältniß der Schönheit zur Zweckmäßigkeit. In Frankreich bemerken wir bei allem Schwanken in der Anwendung der Stylarten eine überwiegende Hinneigung zu dem schmuckreichen Façadenstyl der Renaissance, und in England zu dem Gothischen. Charakteristisch für die deutsche Baukunst ist, bei aller Verschiedenheit der Richtungen, das in einzelnen Erscheinungen schärfer hervortretende Bestreben, auf dem Wege gesetzmäßiger Construction einen neuen, eigenthümlichen, von jeder historisch gegebenen Kunstform unabhängigen Baustyl zu begründen, und in dieser Beziehung erwartet man das Heil unsrer Baukunst vorzüglich von der Anwendung und Ausbildung des Rundbogenstyles.

Die ersten Anfänge eines regsamern und charakteristischen Strebens im Gebiete der deutschen Baukunst haben wir in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts zu suchen. Sie hingen mit den in der damaligen Zeit liegenden, vielversprechenden Bewegungen im Gesammtgebiete der Kunst aufs engste zusammen, von denen auch Fr. Weinbrenner (s. Bd. 12) berührt wurde, der als der Begründer der neuern Richtung in der Architektur zu betrachten ist. Während eines längern Aufenthalts in Italien, besonders in Rom, hatte er durch das Anschauen und Studium der Baudenkmäler des Alterthums Sinn und Geschmack für die antike Kunstrichtung in sich aufgenommen. Aber noch fehlte damals die klare Einsicht in das Wesen der architektonischen Formenschönheit wie die zur Entwickelung derselben nöthige praktische Übung. Weinbrenner verbannte die früher herrschende unschöne Bauweise, aber er selbst verirrte sich von der großartigen Einfachheit der Alten, denen er nachstrebte, zur Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit in Formen und Verhältnissen. In der Wahl und Verwendung seiner ornamentalen Vorbilder, die er aus dem Kreise der Antike wie der spätern Baustyle, namentlich der maurischen und gothischen, entlehnte, war er nicht immer glücklich und kritisch genug. Epoche machend wirkte er vermöge seiner gründlichen und umfassenden Bildung, durch seinen persönlichen Einfluß im Umgange mit gleichstrebenden Freunden, durch seine Schriften, sowie als Vorstand der durch ihn in Karlsruhe gestifteten Bauschule, aus welcher über hundert zum Theil äußerst tüchtige Architekten hervorgegangen sind, die später sehr verschiedene Wege der Ausbildung, An-

Digitized by Google

sicht und Übung einschlugen. — Zu den ausgezeichnetsten unter ihnen gehört Georg Moller (s. d.), Hofbaudirector in Darmstadt der sich um den geschichtlichen, theoretischen und praktischen Theil der Baukunst die namhaftesten Verdienste erworben hat. Er sprach in Beziehung auf die gothische Constructionsweise zuerst die Idee des Netzsystems aus, hat aber auch selbst nach den Grundsätzen desselben viele der von ihm ausgeführten Constructionen entworfen, die sich zwar weniger durch Größe, als durch Einfachheit, Schönheit und Originalität, besonders aber durch die größte Leichtigkeit in Verbindung mit der nöthigen Festigkeit auszeichnen. Von ihm rühren das Theater und die katholische Kirche zu Darmstadt und das mit einem meisterhaft construirten Dach im Dreiecksystem versehene Theater zu Mainz her. Seine auch in der 1828 von ihm erbauten eisernen Kuppel auf dem Dom zu Mainz bewährte Meisterschaft in der Construction schützte ihn nicht immer vor der unzweckmäßigen Wahl seiner Formenbildungen; man tadelt es mit Recht, daß er dem für den katholischen Cultus bestimmten Bauwerk die Rundform und den Säulen, die das kleine Hallendach des darmstädter Theaters tragen, eine unverhältnißmäßige Stärke gegeben habe. — Sein und Weinbrenner's Schüler ist der am 2. Mai 1837 zu Darmstadt verstorbene Oberbaurath Franz Heger, der, geboren zu Worms am 5. Jan. 1792, in Gesellschaft Weinbrenner's Norddeutschland bereiste, worauf er 1817 seine Kunstreisen in Süddeutschland, Italien, Griechenland und Frankreich antrat und 1821 nach Darmstadt wieder zurückkehrte. Unter den vielen von ihm entworfenen und ausgeführten Gebäuden stehen die beiden großen Casernen in Darmstadt oben an. Es zeigt sich darin eine gelungene Anordnung und das wohlerreichte Streben nach eigenthümlich künstlerischem Styl. Die am Neckarthore gelegene Cavaleriecaserne kennt man aus dem 3. und 4. Heft der von ihm und Moller herausgegebenen „Entwürfe". Von majestätischer Anlage ist die bis jetzt noch nicht in Umriß und Abbildung erschienene Infanteriecaserne. — Wie Heger gehörte auch der am 13. Nov. 1833, auf einer Reise, zu München verstorbene höchst talentvolle Professor Joseph Thürmer zu den Architekten, die, wiewol vertraut mit der classischen Baukunst des Alterthums, dennoch mit Hinneigung zu dem byzantinischen oder dem römischen Baugeschmack des 16. Jahrh. dahin strebten, auf constructivem Grunde einen eigenthümlichen Baustyl auszubilden. Geboren zu München am 3. Nov. 1789, hatte er nach dem auf der dortigen Akademie unter Fischer's Leitung vollendeten Baucursus Deutschland und hierauf in den Jahren 1818 und 1819 Griechenland und Konstantinopel bereist und von da an bis 1827 in Rom gelebt. Als Professor der königlichen Akademie der bildenden Künste und als Vorstand der damit verbundenen Bauschule nach Dresden berufen, bewährte er sich hier als technischen Künstler durch die musterhafte Ausführung der neuen Hauptwache nach Schinkel's Entwurfe, sowie als schaffender Baumeister durch den in einem ernsten und gediegenen Styl durchgeführten Bau des neuen Posthauses. In Gemeinschaft mit dem bekannten Landschaftsmaler Fries radirte er den Vogelblick vom Capitol über die verödeten Theile Roms, gab im Jahre 1810 die von ihm selbst radirten „Ansichten von Athen und seinen Denkmalen und Umgebungen" und in Verbindung mit Guttensohn Zeichnungen nach den Arabesken in den Loggien des Vatican und in der Villa Madama in Rom heraus. Dem Rundbogenstyl vorzüglich zugethan, wußte er doch auch die charakteristischen Formen der übrigen Stylarten zu seinen Zwecken, beim Entwerfen wie beim Unterricht, zu benutzen. Sein anregender, belehrender Einfluß erstreckte sich bis auf die Handwerker, die bei seinen Bauten beschäftigt waren. Diese letztern zeichnen sich durch Zweckmäßigkeit und Charakter aus. Er hinterließ mehre treffliche Entwürfe zu einem Theater, einer Hauptwache, mehren Kirchen und Landhäusern, die seinen vielseitig schaffenden, künstlerischen Geist beurkunden. — Seiner Bildung, seinem Streben und theilweise seiner praktischen Wirksamkeit nach steht ihm ein anderer Zögling der Weinbrenner'schen Schule nahe,

Digitized by Google

H. Hübsch in Karlsruhe, der mehre Jahre lang Italien und Griechenland bereiste und nach seiner Rückkehr im J. 1820 durch künstlerisches Studium wie durch praktische Anwendung auf die Construction öffentlicher und anderer Gebäude in Karlsruhe und dessen Umgegend ein neues Rundbogensystem zur Ausbildung zu bringen suchte, dessen Grundzüge er endlich in der 1828 erschienenen Schrift: „In welchem Style sollen wir bauen?" trefflich begründet der Öffentlichkeit übergab. Früher, im J. 1822, hatte er „Über griechische Architektur" und im J. 1824 eine „Vertheidigung der griechischen Architektur gegen A. Hirt" geschrieben. Seine interessanten Entwürfe zu der großen Kirche zu Barmen, sowie sein Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung rühren vom J. 1825 her. Außerdem erwähnen wir noch das Gebäude des Finanzministeriums und die polytechnische Schule zu Karlsruhe. Seine Bauwerke geben in ihren an sich heitern Verhältnissen und Verzierungen, die jedoch mehr mathematisch als malerisch sind, den byzantinischen Charakter zu erkennen. — Von den übrigen, aus derselben Schule hervorgegangenen Architekten verdienen noch Arnold in Freiburg und Karlsruhe, Knapp in Rom, Haller in Bern, Burnitz in Frankfurt am Main, dessen Barfüßerkirche in einem vermischten, dem Antiken nachgealmten Style ausgeführt ist, sowie A. de Chateauneuf und J. H. Ludolff, Beide in Hamburg, genannt zu werden. Durch die beiden Letztgenannten hatte in Hamburg, wo noch die Architekten H. W. Burmester, A. Gascard, J. A. Romberg, Borstmann, H. Fersenfeldt, Stammann und Müller zu nennen sind, seit dem Aufhören des Hansen'schen Einflusses, die Baukunst an Regsamkeit bedeutend zugenommen, aber der bei Gelegenheit des Börsenbaues offenbar gewordene Mangel an Gemeingeist und edlerm Kunstsinn lassen den reichen Freistaat nicht dazu gelangen, ein „nordisches Venedig oder Genua" zu sein. Das wichtigste und nationalste Bauwerk der Stadt, die Börse, zu welcher bereits früher Chateauneuf einen ausgezeichneten Plan entworfen hatte, wird nach den combinirten Planen der Architekten Zwirner in Köln und Maack in Hamburg zur Ausführung kommen. Außer vielen Privathäusern baute Chateauneuf auch die Villa des Syndicus Sieveking. Das treffliche Bankgebäude rührt von Ludolff; von Borstmann, einem jüngern Architekten, die prächtige Villa des Senators Jenisch in Flottbeck her.

Mit Weinbrenner stand schon in Rom der würtembergische Hofbaumeister, Professor Nikolaus von Thouret, in Verbindung. Geboren in Ludwigsburg 1776 und in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen, hatte er sich zum Maler bestimmt und später Paris besucht. Neigung zog ihn jedoch mehr zur Architektur als zur Malerei, und in Italien reifte im Anschauen alter Monumente und im Umgange mit Weinbrenner der Entschluß, der Baukunst sich zu widmen. Er war es, dem späterhin Goethe den innern Ausbau und die Ausschmückung des weimarischen Schlosses übertrug, und der nach eigenem Risse das vor mehren Jahren abgebrannte Theater zu Weimar aufführte. In Stuttgart als Hofarchitekt angestellt, fand er an dem glänzenden Hofe des Königs Friedrich zu größern Bauwerken keine Gelegenheit, desto mehr aber zur Ausbildung seines außerordentlichen Talents für Decoration und Festbaukunst. Im Anordnen festlicher Scenen, im Ausschmücken der Gärten durch Ruinen, Eremitagen und Kapellen, endlich in momentaner Errichtung von Säulen, Triumphbögen und Theatern ist er Meister. Davon hat er 1828 bei Veranlassung des in Stuttgart begangenen Jubelfestes der Geburt des Herzogs Karl von Würtemberg, des Gründers der vormaligen Hochschule seines Namens, den schönsten Beweis gegeben, und gibt ihn alljährlich in der immer neuen und originellen, geschmackvollen Decoration der Säule, die bei dem Volksfeste zu Kannstadt am Neckar mit Blumen und Früchten des Landes behängt wird. Die Bauwerke seiner ersten Periode, wie das Cadettenhaus (jetzt die Bibliothek), das Gebäude für die königlichen Cavaliere (jetzt die Kunst- und Gewerbeschule) verrathen noch einen wenig geläuterten Geschmack

Digitized by Google

und Mangel und Übung. Sehr bedeutend sind seine Verdienste um die Kunstschule zu Stuttgart, zu deren Vorstand er unter König Wilhelm gewählt wurde. Seine spätern unter dieser Regierung ausgeführten Bauten, wie das Pfeil'sche Haus und das im Innern zweckmäßigst eingerichtete Katharinenhospital zu Stuttgart, sowie ein großes Fabrikgebäude, sind in schönern Verhältnissen aufgeführt. Weniger befriedigen der Brunnencursaal zu Kannstadt und der stuttgarter Bazar, dessen Arcaden von kurzen, dicken Säulen getragen werden und ein schwerfälliges Ansehen haben. Nach seinen Entwürfen wird der Bau eines Theaters und Kunstmuseums nächstens beginnen. — Der Hofbaumeister de Salucci, welcher unterdeß in Stuttgart Wohnsitz und Thätigkeit gefunden hatte, baute das Schloß Weil (ein ehemaliges Kloster, jetzt im Mittelpunkte einer Stuterei), ferner an der Stelle des zu diesem Behuf abgetragenen Stammschlosses Würtemberg eine Grabkapelle der Königin Katharina, geb. Großfürstin von Rußland, endlich das mit Gegenbauer's Fresken geschmückte Landhaus Rosenstein, sowie einen noch nicht völlig beendigten Palast für die Prinzessinnen Töchter des Königs, sämmtlich im modern-italienischen Geschmack. Außerdem sind in Stuttgart noch die Architekten Groß, von dem das neue Canzleigebäude, und Barth, von dem das Staatsarchiv herrührt, zu erwähnen.

Neben Weinbrenner's Schule verdient auch Jussow's Schule in Kassel Erwähnung, aus welcher Jul. Eugen Ruhl in Kassel und Müller in Göttingen hervorgingen. Ruhl, geboren zu Kassel am 13. Oct. 1796, erhielt seine erste Bildung in der damaligen Artillerieschule seiner Vaterstadt, und nachdem er den Krieg von 1813 und 1814 als Freiwilliger mitgemacht, ging er 1816 nach Frankreich, wo er Jussow's Schüler wurde. Sodann besuchte er 1817 Italien, kehrte 1820 nach Paris und hierauf nach Kassel zurück, wo er zuerst zum Hofbaumeister und 1824 zum Landbaumeister ernannt wurde. Schon früher als Herausgeber der „Denkmäler der Baukunst in Italien" (Kassel und Darmst. 1821 fg.) und der „Gebäude des Mittelalters in Gelnhausen" (Frankf. 1831) rühmlichst bekannt, hat er neuerdings neuen Ruf sich erworben als Erbauer des 1837 beendeten Ständehauses zu Kassel. — In Braunschweig sehen wir den Hofbaurath Karl Theodor Ottmer (s. d.), den Architekten des berliner Odeons, mit dem Ausbau des neuen herzoglichen, im modern italienischen Geschmack errichteten Schlosses beschäftigt, dessen Façade einen mehr stattlichen und imposant reichen, als einfach schönen Anblick gewährt. — Unter den bekannten Architekten zu Wien, de Nobile, Kornhäusel, Moreau und v. Schemerl, verdient noch Förster als der Herausgeber der vielfach wirksamen „Allgemeinen Bauzeitung" genannt zu werden. — Joseph Hild, aus Ungarn, in Rom gebildet, hat von 1831—36 die im griechisch-römischen Style erbaute Kathedrale zu Erlau vollendet, im Innern mit 36 Säulen im schönsten Ebenmaß mit Malereien und Bildwerken, vorn mit einem Porticus von acht majestätischen Säulen geschmückt. — Semper in Dresden, an Thürmer's Stelle berufen, ist mit der Fertigung eines Risses zu einem neuen Schauspielhause beauftragt und man ist begierig, wie der eifrige Vertheidiger der Polychromie und der Antike seine wichtige Aufgabe lösen wird. — Hofbaurath Laves in Hanover baut im modern italienischen Styl das neue königliche Schloß, dessen Inneres zum Theil mit decorativer Frescomalerei geschmückt wird. — Origineller zeigt sich der dortige Stadtbaurath Andreä, von welchem das ernstkräftige Commandanturgebäude und das Rathhaus herrühren. Seine aus streng constructivem Verfahren, ohne Nachahmung hervorgegangenen Bauten tragen in ihrer äußern Erscheinung ein malerisches Gepräge an sich.

Rüstiger jedoch und mannichfaltiger hat sich die Baukunst in den letzten 15 Jahren nirgend entwickelt, als in München (s. d.). Indeß ist in der Baulust der Bürger bereits vor längerer Zeit ein Stillstand eingetreten, während die vielen öffentlichen, auf Kosten des Königs oder der Stadt gegründeten Bauwerke noch in der

Digitized by Google

Ausführung begriffen sind. Stifter einer zahlreichen und zum Theil ausgezeichneten Schule wurde hier der königliche Baurath und Professor der Architektur Karl von Fischer, gestorben 1820, der, wie das vortreffliche, in mancher Beziehung dem Odeon in Paris verwandte und nach dem Brande von 1823 dem ursprünglichen Plane gemäß wiederhergestellte münchner Hoftheater beweist, wahrscheinlich mehr geleistet haben würde, wenn ihn nicht der Tod zu früh der Kunst entrissen hätte. Geboren zu Manheim 1782, hatte sich derselbe unter dem kurpfälzischem Oberbaudirector Max von Verschaffels und späterhin von 1801—6 auf der Kunstakademie in Wien für die höhere Architektur ausgebildet und war nach zweijährigen Reisen in Frankreich und Italien zum öffentlichen Lehrer der Baukunst an der münchner Akademie berufen worden. Als Mitglied der Baucommission, seit 1809, wirkte er auf eine bessere Richtung der bürgerlichen Baukunst vielfach ein; die von ihm erbauten Häuser verrathen einen reinen Geschmack sowie das Streben nach eigenthümlich neuer Formgestaltung. Für ornamentale Anordnung und Ausschmückung hatte er viel Sinn; das Innere des münchner Theaters ist bei allem Reichthum aufs geschmackvollste decorirt. Vor seinen Schülern hielt er Manches geheim, was ihnen in praktischer Beziehung wol zu wissen nöthig gewesen wäre.

Unter Fischer's Schülern in München ist vorzugsweise Friedrich Gärtner (s. d.), Oberbaurath und Professor der Baukunst an der königlichen Akademie der bildenden Künste, als Derjenige zu nennen, dessen gesammte baukünstlerische Wirksamkeit dahin gerichtet ist, auf dem Grunde natürlicher und structiver Gesetze unsere Architektur zu einer eigenthümlich selbständigen Entwickelung zu führen. Nachdem er zuerst (1822) im antiken Styl gebaut hatte, wandte er sich später der Ausbildung des Rundbogenstyls zu und schloß sich dabei an historisch gegebene Vorbilder des italienischen Mittelalters mit mehr oder weniger freier Benutzung ihrer Verhältnisse und Formen an, wie die Ludwigskirche, die Bibliothek und die übrigen nach seinen Entwürfen zur Ausführung gekommenen Bauwerke in München beweisen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Vervollkommnung der Glasmalerei in ihrer Verwendung als architektonischer Kirchenschmuck. Zur Fischer'schen Schule gehören auch Ohlmüller und Ziebland.

Daniel Joseph Ohlmüller, königlicher Civilbauinspector in München, geboren 1791 zu Bamberg, durch Fischer's Unterricht von 1811—15, sowie hierauf durch vierjährige bauwissenschaftliche Reisen in Italien und Sicilien gebildet, ward im J. 1819 als Inspector zu dem Baue der Glyptothek von Rom zurückberufen und führte denselben elf Jahre lang, unter der Leitung des Baumeisters v. Klenze, bis zur Vollendung. Im J. 1831 erhielt er den Auftrag, die Pfarrkirche der Vorstadt Au im altdeutschen Style nach seinem Plane zu bauen, die erste Kirche der Art in Baiern seit mehr als hundert Jahren. Der Grundstein wurde am 28. Nov. 1831 gelegt, und das Thurmkreuz der in ihren Haupttheilen vollendeten Kirche am 25. Aug. 1837 enthüllt. In demselben Style ist auch das im J. 1835 beendigte Nationaldenkmal zu Wittelsbach, sowie die Ottokapelle zu Kiefersfelden, wozu 1834 der Grundstein gelegt wurde, erbaut. Die am 15. Oct. 1833 im Bau begonnene Theresienkirche zu Hallbergmoos ist im italienischen Style. Nach Dom. Quaglio's Tode (1837) wurde Ohlmüller die Vollendung der Burg Hohenschwangau übertragen. Auch seine Ideen zu Grabdenkmalen im griechischen Style (1832) haben Beifall gefunden. — Georg Fried. Ziebland, am 7. Febr. 1800 in Regensburg geboren, genoß den ersten Unterricht in den Vorkenntnissen der Architektur bei dem Theaterarchitekten Maria von Quaglio, worauf er von 1812—24 Zögling der münchner Kunstakademie war. Professor Fischer verwandte ihn während dieser Zeit praktisch bei dem im J. 1811 begonnenen neuen Hoftheaterbau. Auf seinen Reisen in Italien von 1827—29 richtete er, dem Auftrage seines Königs gemäß, sein Hauptaugenmerk auf die dortigen Kirchengebäude, namentlich auf die Basiliken, und entwarf einen Theil der zur königlichen

Digitized by Google

Villa Malta in Rom gehörigen Decorationen in pompejanischem Geschmack. Im J. 1829 wurde er Mitglied des Baukunstausschusses in München und beauftragt, den Plan zu einer dem heiligen Bonifacius gewidmeten Kirche in Form einer Basilika und einer damit in Verbindung stehenden theologischen Bildungsanstalt in ähnlichem Style, sowie eines an jene sich anreihenden, zu Kunst- und Industrieausstellungen bestimmten Gebäudes in griechisch-korinthischem Style zu entwerfen. Seit der Grundsteinlegung im J. 1835 ist die Kirche so weit vorgeschritten, daß Professor Heß seine Wandmalereien in diesem Jahre beginnen wird; doch dürfte sie vor dem J. 1842 nicht völlig beendigt werden. Der Bau der übrigen zu diesem Ensemble gehörigen Gebäude hat noch nicht begonnen. Wie Ohlmüller den gegebenen historischen Vorbildern im Wesentlichen getreu, und den Bedingnissen der vorhandenen Mittel wie einer reinern ästhetischen Ansicht gemäß, die altdeutschen Formen und Verhältnisse auf das Einfachste und Zweckmäßigste zu beschränken gesucht, so hat auch Ziebland die Basilikenform den nationellen Bedürfnissen des katholischen Ritus gemäß auszubilden gewußt. — Selbständig zeigte sich der königliche Oberbaurath Pertsch in der nach seinem Plane ausgeführten Frohnfeste zu München, deren innere Einrichtung wie äußere Erscheinung vollkommen dem Zweck und Begriff eines solchen Gebäudes entsprechen. Weniger kann man dies von der durch ihn erbauten neuen protestantischen Kirche sagen, die allerdings, mit verständiger Rücksicht auf die Bedürfnisse des protestantischen Ritus, in der Form eines in die Breite gestellten Ovals mit einem halbzirkelförmigen Chor zur Aufnahme des Altars, der von drei Arcaden gebildeten Eingangsvorhalle gegenüber, angelegt ist, aber dennoch weder im Innern allen Anfoderungen der Zweckmäßigkeit noch im Äußern denen einer höhern Schönheit völlig genügt.

Was die gothische Bauweise anbelangt, so ist dieselbe außer Baiern in Deutschland noch durch den preußischen Bauinspector Lassaulx zu Koblenz, der zu Treis an der Mosel eine neue Kirche in diesem Styl erbaut hat, so wie durch Schinkel, dann noch bei Restauration älterer Bauüberreste, sonst aber nur an Grabmonumenten in Anwendung gekommen. Die Herstellung der Florinuskirche zu Koblenz in diesem Style durch Lassaulx, des Schlosses Marienburg durch Hartmann und Gersdorf, der Burg Hohenschwangau durch Dom. Quaglio und Ohlmüller, ferner der Dome von Regensburg, Bamberg, Augsburg, Magdeburg und Köln, wo der Bau unter der Leitung des Bauinspectors Zwirner rasch vorwärts schreitet, ist ein erfreuliches Zeichen der Achtung gegen ältere Kunst wie des wissenschaftlichen und technischen Fortschreitens im Felde der architektonischen Construction. Als geschickter Wiederhersteller älterer Bauwerke ist hier noch der Architekt Karl Alex. Heideloff in Nürnberg zu nennen. Geboren zu Stuttgart 1788, genoß er im Zeichnen und in der Baukunst den Unterricht trefflicher Lehrer. Zur weitern praktischen Ausbildung gaben ihm die unter der Regierung des prachtliebenden Königs Friedrich in Stuttgart angestellten berühmten Künstler die beste Gelegenheit. Nachmals als Lehrer an der polytechnischen Schule zu Nürnberg angestellt, übt er fortwährend einen sehr wohlthätigen Einfluß.

Aus dem Bisherigen dürfte deutlich hervorgehen, daß die Ansicht unserer Architekten über die absolute Nothwendigkeit der classischen Baukunst in der Gegenwart zum Theil andern Bestrebungen hat weichen müssen, und es ist dies ein schönes Zeichen unserer in jeder Beziehung nach selbständiger Entwickelung ringenden Zeit. Man fühlt, daß der streng gesetzmäßige und in sich vollendet abgeschlossene griechische Tempelstyl nicht für alle unsere Bedürfnisse paßt. Nichts desto weniger hat die erweiterte und gründlichere Kenntniß des Alterthums auf unsere Kunstübung im Gebiete der Architektur einen belebenden und reinigenden Einfluß gehabt. Die neueste Zeit hat ausgezeichnete Bauwerke im griechischen Styl geschaffen, den wir noch immer hauptsächlich von zwei Künstlern vertreten sehen, welche in dem ihnen gegebenen Spielraume ihre bedeutenden Kräfte in weitester Ausdehnung zu ent-

Digitized by Google

wickeln Gelegenheit fanden. Es ist dies der Oberbaudirector Karl Friedr. Schinkel (s. Bd. 9) in Berlin und der Oberbaurath Leo v. Klenze (s. Bd. 6) in München, von denen man indeß mit Recht sagen kann, daß der Letztere mehr durch historische Treue, der Erstere durch Originalität und freies Walten im Gebiet der architektonischen Mittel sich auszeichnet. — Klenze, am freien Schaffen zum Theil zwar gehindert durch die Bedingnisse des königlichen Bauherrn, hat sich mit um so größerer Vorliebe an historisch gegebene Vorbilder angeschlossen, je gründlicher er dieselben und ihre ästhetische Wirkung durch Studium und Anschauung kennen gelernt hatte. Wie die Glyptothek den ionischen, die Walhalla den dorischen, die Allerheiligenkirche den byzantinischen Baustyl, so repräsentirt der neue Königsbau den florentinischen, die Pinakothek den römischen, der Festsaalbau am Hofgarten den venetianischen Palaststyl. Eigenthümlicher erscheint er in dem Gebäude des Kriegsministeriums, das, ungeachtet seines geringern Umfangs, mit seinen schönen Verhältnissen der neuen Ludwigsstraße zur besondern Zierde gereicht. Klenze hat einen feinen Sinn für die architektonische Formenschönheit, für stattliche Façaden, für ein reiches und heiteres Ornament, aber man hat seinen Bauten vielleicht nicht immer mit Unrecht vorgeworfen, daß in ihnen Anlage und innere Einrichtung nicht durchgängig den Foderungen höherer Zweckmäßigkeit entsprechen. Den augenscheinlichsten Beweis für die der classischen Baukunst zugewandte Neigung dieses Meisters geben seine in der „Anweisung zur Architektur des christlichen Cultus" niedergelegten Entwürfe. Wie gründlich übrigens derselbe in die Gesetze der griechischen Säulenordnung eingedrungen ist und wie einsichtsvoll er diese anzuwenden weiß, dazu liefert die im reinen dorischen Styl gehaltene Walhalla (s. d.) den besten Beleg. Ein besonderes Verdienst hat sich derselbe auch um die Ausbildung der Bauhandwerker in München wie um die Gründung einer höhern Decorationsmaler-Schule daselbst erworben. — Was von Klenze gilt, dasselbe darf man mit gleichem Rechte in Beziehung auf Berlin von Schinkel sagen, welcher als der lebende und leitende Mittelpunkt der verschiedenen über die preußischen Länder sich verzweigenden Bestrebungen und Richtungen im Gebiete der Architektur anzusehen ist und durch seine „Entwürfe" auch über die Grenzen Deutschlands hinaus in weitern Kreisen mächtig wirkt. Auch er hat mit Anschluß an historische Vorbilder die werdersche Kirche und das Denkmal auf dem Kreuzberge erbaut und den großartigen, bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommenen Plan zu einem altdeutschen Dom entworfen; ebenso hat er beim Bau des Museums und anderer kleinerer Gebäude griechische Muster vor Augen gehabt, nirgend aber ist ihm sklavische Nachahmung vorzuwerfen, die er um so leichter meiden konnte, je freier seine schöpferische, durch Programme wesentlich nicht gebundene Phantasie wirken durfte. Seine Bauwerke entwickeln sich über dem zweckmäßig angelegten Grundplan constructionsmäßig zu der ihnen organisch nothwendigen Form; er weiß die architektonischen Schwierigkeiten hinsichtlich der äußern Anordnung und innern zweckmäßigen Einrichtung mit Einsicht und Geschmack zu überwinden, und bei der Conception antiker Vorbilder, ungeachtet der strengsten Befolgung der Gesetze des classischen Baustyls, seine reiche Phantasie frei walten zu lassen. Dadurch aber, daß er bei dem Bau der werderschen Kirche und der allgemeinen Bauschule den seit den ältesten Zeiten im Norden gebräuchlichen unbetünchten Ziegelbau in Anwendung brachte, hat er der selbständigen Entwickelung eines einheimischen Baustyls einen wichtigen, wenn auch bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg gebliebenen Vorschub geleistet. Jedoch ist die Bauschule, ihrer äußeren Gestaltung nach, aus dem überwiegenden Einfluß des Interesses für das geradlinige System hervorgegangen. Mit wie feinem Sinn für griechische Formenschönheit er das letztere zu behandeln versteht, davon liefert das Museum mit seiner überaus herrlichen Säulenfaçade den vorzüglichsten Beweis. Selbst in dem untergeordneten, stets mäßig angewandten Ornament erhebt er sich zur reinen, unmanierirten Schönheit. Die

Digitized by Google

schwungvolle Kraft seiner Phantasie erweist sich besonders thätig in der äußern Anlage seiner Bauwerke, wodurch er sie mit der Umgebung in Einklang zu bringen weiß, in dem Erschaffen freier Plätze, in dem Lichten und Aufräumen alter Baulichkeiten, die der überschaulichen Ansicht und großartigen Wirkung öffentlicher Neubauten störend entgegentreten würden. Die Physiognomie Berlins (s. d.) hat hierdurch vorzüglich ihren heitern, in sich übereinstimmenden Charakter empfangen. Sein Streben, die höchste Zweckmäßigkeit mit der Schönheit der Gesammtverhältnisse und des einzelnen Schmuckwerks zu verschmelzen, erklärt die Wirkung seines Einflusses auf die Richtung und Entwickelung der baukünstlerischen, bis auf die Gestaltung des häuslichen Geräthes sich erstreckenden Thätigkeit in Preußen. — An seinen Namen knüpfen sich mehr oder weniger die der übrigen Architekten Berlins, unter welchen Stüler (Hofbaurath), Hagen (Oberbaurath), Hesse, Strack, Knoblauch, Scheppig und der Erbauer des neuen Palais des Prinzen Wilhelm, Langerhans, von dessen Vater das brandenburger Thor in Berlin herrührt, besonders zu nennen sind. Auf diese Weise ist in Berlin das hier schon früher zu den Zeiten Schlüter's beliebte geradlinige System zur Herrschaft gelangt. Es hat sich aber die Schinkel'sche Schule vor nichts mehr zu hüten, als vor dem Abfalle zu der blos sinnlich behagenden, launenhaften Decoration, die sich unabhängig von der Construction willkürlich zu entwickeln sucht.

In Dänemark ist als Architekt vor Allem der Etatsrath Hansen zu Kopenhagen zu erwähnen, dessen Wirksamkeit sich in früherer Zeit auch auf Hamburg und dessen Umgebungen erstreckte. Er war, seiner Entwickelung nach, ein Zeitgenosse Weinbrenner's, dem er durch eine vielseitigere und freisinnigere Auffassung jeder Art antiker Verzierung voraus ist, und hat unstreitig, was Kritik und Wahl ornamentaler Vorbilder betrifft, die Bahn gebrochen. Er vermischte und überhäufte das architektonische Schmuckwerk nicht so willkürlich wie Weinbrenner, aber er verfuhr bei der Anwendung desselben mit Einseitigkeit, indem er Façaden und Schmucktheile überall früher entstehen ließ, als die Grundrisse, die Vertheilungen des Raumes und alles übrige dem Zweckbedürfnisse des jedesmaligen Bauwerks Angehörende. Unter seinen Bauwerken sind auszuzeichnen: die Villen der Brüder Godefroy zu Dockenhude bei Hamburg, die Schlösser zu Rastorf und Pardoel in Holstein, die Frauenkirche und das Stadthaus, sowie der Neubau im Schlosse Christiansburg zu Kopenhagen, wiewol hier Widersprüche in der Zusammenstellung vorkommen. — Sonst haben sich in neuerer Zeit in Kopenhagen noch Harstorf und Maling bemerkbar gemacht.

In Frankreich sehen wir nicht die Mode allein, obwol diese vorzüglich, sondern auch die Wissenschaft die Richtung der Baukunst bestimmen. Die Verfeinerung der Sitten und des geselligen Verkehrs üben hier allerdings auch auf die Kunst einen regern Einfluß aus als anderswo. Die Gemächlichkeit des häuslichen Lebens liebt man immer noch weniger, als Glanz und heitere Anmuth. Die bürgerliche Architektur zeigt ein Bestreben, sich des Styls zu entledigen, der seit Ludwig XIV. Regierung geherrscht hatte. Man verschmäht allerdings die barokstten Muster der Architektur aus China, Peru, Chile, ja selbst aus Patagonien nicht, aber allgemeiner sieht man Gebäude im Geschmacke der Renaissance, der Zeit von Franz I. bis Heinrich IV. entstehen, deren Façaden reich an Zierathen und allerlei Schmuckwerk sind. Das Jahr 1836 zählte in Paris 200 neuerbaute Privathäuser und das J. 1837 begann mit wenigstens 500 Privatbauten, die fast lediglich für industrielle Zwecke bestimmt sind. Daneben werden die Arbeiten zur Wiederherstellung der französischen Kathedralen systematisch betrieben, wobei sich die constructive Richtung der Baukunst im glänzendsten Lichte zu zeigen Gelegenheit hat. Durand's Einfluß ist auch hier vernichtet. Unter den ältern noch lebenden französischen Architekten, die sich einen bedeutenden Namen gemacht, sind vor-

Digitized by Google

zugsweise Percier, unter dessen Leitung viele einheimische und ausländische Baukünstler ihre höhere Bildung empfangen haben, und Fontaine als diejenigen zu nennen, die zu ihrer Zeit der constructiven Richtung der Baukunst bedeutenden Vorschub leisteten. Gemeinschaftlich führten sie bereits unter Napoleon bedeutende Werke aus; sie faßten den Plan zur Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien und leiteten die Restaurationen beider Paläste; von ihnen rührt auch die große, vortrefflich construirte Prachttreppe des Museums sowie der Versöhnungstempel auf dem Magdalenenkirchhof her. Rondelet, Ango, Labarre, der in dem musterhaft in Eisen construirten Dach über der Börse zu Paris aufs glücklichste das Netzsystem mit den Sprengwerken Ango's vereint hat, ferner Emy und Andere bringen jetzt, wie früher Legrand und Molinos nach Delorme's Vorgang, auf wissenschaftliches, constructives Verfahren. Die Kathedralen zu Angers, Bourges, Chartres, St.-Denis, Issoire, Nevers und Rouen sind im Ausbau begriffen. Die letztere erhält eine 200 F. hohe Thurmpyramide aus Gußeisen, die nach Alavoine's Zeichnungen unter der Leitung von Dubois und Pinchon erbaut wird. An der Kirche von St.-Denis haben Legrand (gest. 1808), Cellerier und Debret gearbeitet, Pagot vollendete die Kathedrale von Orleans, Dubut und Rondelet stellten die von Rheims her. Wie an den Privathäusern liebt man auch an den neuen Kirchen, Palästen und andern öffentlichen Gebäuden Reichthum, Pracht und stattliches Ansehen. Bunter Marmor, Vergoldungen und Wandziergathen werden nicht gespart; doch ein gemeinsames, durchgreifendes Princip in Decoration und Construction ist noch nicht vorhanden. Hier bleibt der geradlinige, modern italienische Baustyl durchaus vorherrschend. Zu den merkwürdigsten öffentlichen Neubauten gehört die École des beaux arts, gegründet unter der Schreckensregierung, in der jüngsten Gegenwart aufgeführt durch Duban und Labrouste, die den schmuckreichen Styl der Renaissance lieben. Duban, nebst dem Architekten Caristie, Mitglied der Commission zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler in Frankreich, verräth Geschmack und Sinn für einheitliche Haltung, besonders aber für die Verzierung der innern Räume. Selbständig und originell in den Einzelnheiten und glücklich in der Wahl des Ornaments hat er der École dennoch nicht den Charakter der Einheit geben können, es ist eine Musterkarte für die verschiedensten Stylarten. Unter Joly's Leitung hat der Sitzungspalast der Deputirtenkammer, an welchem von 1722 — 1808 Girardini, Lassurance, Gabriel, Aubert, Barreau, Belisar, Gisors, Lecomte und Poyet gebaut haben, wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Die Stadtbaumeister Godde und Lesueur leiten den Neubau des Stadthauses, der 1842 zu Ende gehen wird. Die zum Pantheon erhobene Genovefenkirche geht immer mehr ihrer Vollendung entgegen. Das Fronton ist eine wahre Zierde, vermehrt aber das Buntscheckige des Gebäudes, an welchem die verschiedenartigsten Charaktere, Ideen und Style zur Erscheinung kommen. Schade, daß das Pantheon, wie es durch Soufflot unter Ludwig XV. entworfen wurde, unvollendet blieb, da es das einzige Monument von Paris gewesen wäre, wo sich die Architektur der Griechen in origineller Schönheit gezeigt hätte. Im Jul. 1836 wurde auch der 30 Jahre vorher angefangene Arc de l'Étoile an der Barrière von Neuilly zu Ende geführt, ein kolossales „marmornes Geschichtsbuch" vom Beginn der Revolutionskriege bis zum Ende der Kaiserzeit, an welchem Architektur und Sculptur miteinander in unmittelbarster Verbindung erscheinen. Die Dimensionen dieses merkwürdigen und in seiner Art einzigen Denkmals sind folgende: Totalhöhe: 45 Mètres 89 Centimètres (141′ 3″); Breite: 44 M. 88 Cent. (138′ 4″); Tiefe: 22 M. 44 Cent. (69′ 2″). Der große Bogen hat 29 M. 75 Cent. Höhe auf 14 M. 62 Cent. Breite; die Höhe der Seitenbogen beträgt 18 M. 38 Cent. und ihre Breite 8 M. 44 Cent. Die nach Vignon's Plan seit 1804 im Bau begriffen gewesene Kirche Ste.-Madelaine ist 1836 vollendet worden. Das im J. 1837 abgebrannte, für

Digitized by Google

die italienische Oper bestimmt gewesene Theater Favart wurde durch Heurtier 1781—83 erbaut und wird wahrscheinlich nach dem ursprünglichen Plane wiederhergestellt werden. Gisors, der Architekt des Luxembourg und des Odeontheaters, hat besonders in der innern Verzierung des letztern einen feinen Sinn für ornamentale Kunst an den Tag gelegt. Von ihm rühren auch ein Wachthaus und verschiedene Kirchenbauten her. Penchant hat vor einigen Jahren in Marseille eine protestantische Kirche vollendet. Gau aus Köln, der Architekt der Kirche des heiligen Severin in Paris, hat den Auftrag erhalten, in der Vorstadt St.-Germain eine katholische Kirche zu bauen und dazu den gothischen Baustyl als den geeignetsten gewählt. Außer ihm sind noch die Deutschen Hittorff, dessen vielseitige Kenntnisse und Geschicklichkeiten bei Neubauten vielfach in Anspruch genommen werden, Frölicher, Kraft u. A. als ausübende Architekten in Paris thätig. Unter den übrigen französischen Architekten zeichnen sich gegenwärtig noch besonders aus: Albert Lenoir, Lebas, der die innere Einrichtung des versailler Museums besorgt, Gauthier, Delannoy, Delespine, Detailleur in Paris, Abadie in Angoulême, Agnety zu Moulins, Benard in Toulon, Chambord in Valence, Cleempute in St.-Lô, Guénepin in Nancy, Ledru in Montd'or, Montluisant in Toulon u. A. Die französische Architektur ist ein Bild des französischen Volkscharakters; sie hängt noch an den klassischen Vorbildern, aber sie offenbart eine unverkennbare Neigung, zu der Stylart zurückzukehren, die sich zu einer Zeit entwickelte, wo sich der Charakter des Volks aufs entschiedenste ausgeprägt hatte, zu jener heitern Eleganz, die vorzugsweise unter Franz I. und Heinrich IV. zur Geltung gekommen war.

Ähnliches darf man von der Baukunst in England sagen. Die lebendigste Theilnahme am öffentlichen, politischen und industriellen Leben hat die Liebe des Engländers für gemüthliche, zurückgezogene Häuslichkeit nie verdrängen können. Er liebt nicht leichten, vergänglichen Schimmer, er fodert majestätische, imponirende Größe für die öffentlichen Gebäude, Bequemlichkeit für seine tägliche Wohnung und seine gesammte häusliche Umgebung, ohne auch hier gediegene Pracht zu verschmähen. Dies hat über seine Architektur entschieden. Auch in England kehrt man zu der frühern germanischen Bauweise, wie sie sich dort in eigenthümlicher Richtung gestaltet hatte, allmälig zurück, nicht blos in Beziehung auf kirchliche, sondern auch auf weltliche Bauten. Man findet in England keine in voller Selbständigkeit schaffende Schule, wol aber eine solche, die man historisch im Sinne freierer Nachahmung nennen könnte, insofern sie sich hinsichtlich des Plans von dem Princip der Zweckmäßigkeit, hinsichtlich der äußern Formgestaltung mehr von Laune als reinem Schönheitsgefühl leiten läßt. Daher hat man gesagt, die neuere Baukunst der Engländer werfe alle Style untereinander und suche durch Wunderlichkeiten und fremdartige Ausschmückung den Mangel an Geschmack zu verdecken. An Gelegenheit, seine Kräfte auf diesem Gebiete zu entwickeln, fehlte es nicht, wol aber an den Kräften selbst oder vielmehr an der Neigung, sie zu gebrauchen und auszubilden. Es kam auch hier, wie in Frankreich und Deutschland, zum Kampf zwischen den Classikern und Romantikern. Wyatt, der Erbauer des Trinity House und mehrer anderer Gebäude in London und Oxford, gestorben im J. 1836, hielt sich an die classische Baukunst, Britton erklärte sich für die Einführung der Architektur des Mittelalters. Der Streit hat sich insofern zu Gunsten des Letztern entschieden, als gegenwärtig vorzüglich in mittelalterlicher Weise gebaut wird. So sehen wir denn selbst den neuen Sitzungspalast für das Parlament, zu welchem bereits 770,000 Pf. Sterling bewilligt sind, im gothischen Styl zur Ausführung kommen. Von den ältern und bessern Architekten erwähnen wir zunächst Sir John Soane, geboren 1750, gestorben am 20. Jan. 1837. Er fügte 1822 einen Theil zum Westminster hinzu, und seine Baue sind im Allgemeinen geschmackvoll, aber nicht immer zweckmäßig der innern Einrichtung nach. Neben

Wyatt zeichnete sich besonders Nash aus, von dem mehre mit Geschmack erbaute Privathäuser und das Theater von Haymarket herrühren. Sir R. Smirke, der das Coventgardentheater (1808) und Penitentiary (1816) erbaute und im Jahre 1836 das Gebäude des Clubs der Conservativen in London vollendete, liebt einfache Decoration, aber nicht überall aus dem Innern hervorgehende und dadurch bedingte symmetrische Anordnung. Sidney Smirke ist damit beschäftigt, das geräumige und hohe Junior-Universitу-Clubhaus zu erbauen.

In den Straßen Londons bemerkt man seit mehren Jahren bedeutende Fortschritte in der architektonischen Verschönerung. Man hat begonnen, die ermüdende Gleichförmigkeit des Straßenbaus dadurch zu unterbrechen, daß man nicht mehr so häufig mehre Häuser unter dasselbe Dach bringt. Durch Pracht im Innern wie im Äußern, durch überflüssige Säulen, Pilaster, Vergoldungen und Marmorzierathen machen sich die Paläste der reichen londoner Zünfte bemerkbar. Eins der schönsten Gebäude dieser Art ist die in der neuesten Zeit von Henry Roberts erbaute Halle der Fischhändlerzunft. Andere schöne Privathäuser bauten neuerdings H. W. Inwood, den Herausgeber des Werks „The Erechtheion of Athens", Maddox, F. B. Lamb und Collis. Nach Lamb's Plane ist auch eine Kleinkinderschule in London in der neuesten Zeit ausgeführt worden, deren 30 Fuß breite Fronte ein Muster des Tudor-Germanischen Styls in seiner höchsten Einfachheit genannt werden kann. In demselben Styl wird auch die Schule für arme Blinde in London nach J. Newman's Plane erbaut. Beinahe vollendet ist die nach Bunning's Entwurf im J. 1835 begonnene Schule der londoner City, ein isolirtes Viereck mit Formen und Zierden in germanischem Styl. Das neue St.-James-Theater in London, das im Laufe des J. 1836 vollendet wurde, ist unter der Leitung S. Beazle's, des Architekten des englischen Opernhauses, aufgeführt. Die Mitte der Vorderfronte zeigt zwei Säulenreihen übereinander, die untere der ionischen, die obere der korinthischen Ordnung angehörend, indem jede einen viersäuligen Porticus bildet. Das Innere ist ziemlich in dem frivolen und prahlerischen Geschmacke des Zeitalters Ludwig's XIV. decorirt. Endlich ist noch unter den öffentlichen Gebäuden die in demselben Styl nach Wilkins' Plänen unlängst vollendete Nationalgalerie zu nennen, deren Hauptzierde ein achtsäuliger, aus korinthischen, cannelirten Säulen bestehender Porticus bildet, an welchem man jedoch die gedrückte Niedrigkeit des Giebelfeldes tadelt.

Unter den Kirchenbaumeistern Englands ist J. J. Scoles vorzüglich beliebt. Zu seinen ausgezeichnetsten Werken rechnet man die 1834 eröffnete Peterskirche zu Great Yarmouth, in der man den Spitzbogenstyl der dritten Periode in gefälliger Mischung mit dem spätern, hauptsächlich durch den gedrückten Tudorbogen charakterisirten Styl angewendet sieht. Im J. 1835 vollendete er zwei Kirchen, die eine im Tudor-Germanischen Styl der Elisabethschen Zeit, die andere in dem neuern perpendiculairen Styl. Zu der Georgen-Kapelle zu Edgebaston bei Birmingham, welche nach seinem Plane im Spitzbogenstyl des 13. Jahrhunderts ohne Thurm erbaut wird, wurde der Grundstein am 17. Aug. 1836 gelegt. E. Trotman hat zu Tewkesbury eine thurmlose Kirche errichtet, deren einfache Bauart im Allgemeinen dem ältesten germanischen Styl angehört. Auch Inwood hat mehre Kirchen gebaut, die von einem gebildeten Geschmack Zeugniß geben. Der germanische Styl ist in der englischen Kirchenbaukunst vorherrschend, und wenn, wie gegenwärtig zu Clifton, eine Kirche in griechischem Styl gebaut wird, so gehört dies nur zu den wenigen Ausnahmen von der Regel. Dasselbe läßt sich in Beziehung auf den Bau von Schlössern und Landhäusern sagen, die zum Theil im griechischen, meist aber im Tudorstyl ausgeführt werden. Im letztern zeichnet sich B. Ferrey aus. Sehr berühmt ist R. Cockerell, der zugleich nebst W. Kinnard, J. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Raillon, Daniell, Owen Jones, W. Wilkins, H. W. Inwood und Andern durch Schriften und Abbil-

Digitized by Google

dungen viel zur ethnographischen Baukunde beigetragen hat. Außerdem verdienen unter den englischen Baumeistern noch Papworth, Ware, Repton, Hardwick, W. Brook, Levis und Laing in London, ferner Garbett in Oxford und Harrison in Chester genannt zu werden, vor allen aber F. L. Blackburn und der alterthumskundige und kunstgeschickte Thomas Willement, unter dessen Direction der große Saal der Crosby-Hall in London wiederhergestellt worden ist. Arbeiten dieser Art stehen jetzt unter der Leitung der seit 1832 eingesetzten Restaurationscommission. Eine Hauptarbeit in dieser Beziehung war die Restauration der Abteikirche zu Bath, welche unter der Leitung des Architekten Manners nach dem ursprünglichen Plane im J. 1836 wiederhergestellt worden ist. Blicken wir auf diesen kurzen Umriß des gegenwärtigen Zustandes der englischen Baukunst zurück, so kann es uns nicht entgehen, wie auch auf diesem Gebiete die Spuren eines großartig angelegten und wohlgeordneten Gemeinwesens, die Kraft und Fülle des staatsbürgerlichen, corporativen und vereinzelten Lebens sich hier bemerkbar machen, während die Anlage umfangreicher Fabrikgebäude, kühngeschwungener Brücken und den Elementen trotzender Tunnels die industrielle Rüstigkeit des Volkes beurkunden.

Von England werfen wir nur einen flüchtigen Blick nach dem verwandten Nordamerika. Kirchen, Banken, Rathhäuser, Collegien und andere Gebäude werden hier insgesammt nach derselben geschmacklosen Schablone erbaut, die, so viel man davon kennt, nach dem geradlinigen System zugeschnitten ist. Wie verlautet, wird die neue Börse in Neuyork nach dem Muster des berliner Museums, aber nur halb so breit als letzteres, erbaut werden.

In Italien ist seit dem Anfange des 18., man könnte sagen des 17. Jahrhunderts in der Baukunst wenig Bemerkenswerthes geschaffen worden. Außer Spanien wird vielleicht nirgend in Europa weniger gebaut als in Italien; indeß gilt diese Behauptung ebenso wenig von allen Landschaften, als von allen Städten in gleichem Grade, weil Verwaltung und Industrie nicht überall auf derselben niedrigen Stufe stehen. Wo gebaut wird, hält man sich in der Regel an den dem Orte seit den Zeiten des spätern Mittelalters eigenthümlich verbliebenen Baustyl. In Neapel macht sich der Aufbau des königlichen Palastes und der ihrer Vollendung nahen Kirche San-Francesco di Paolo bemerklich. In Rom rückt der Bau der von Kaiser Konstantin gegründeten, aber 1823 unter Pius VII. ein Raub der Flammen gewordenen St.-Paulskirche seit einigen Jahren rascher vor. Der erste für den Neubau und die Restauration der Kirche befolgte Plan rührt vom Architekten Belli her; jetzt ist Professor Poletti der Architekt des Baues, bis zu dessen Vollendung leicht noch 15 Jahre vergehen dürften. Carrara bei Florenz wird ein neues, durchaus vom schönsten carrarischen Marmor erbautes Theater erhalten. — Einen sehr berühmten Namen erwarb sich der Marchese Cagnola zu Mailand, gestorben 1833, der Baumeister des vielbesprochenen Bogens des Friedens in Mailand, sowie des Glockenthurms zu Urgnano in der Landschaft von Bergamo, welcher letztere 1824 begonnen wurde und sich kreisförmig auf einem viereckigen Unterbau erhebt in drei Geschossen übereinander, die von dorischen, ionischen und korinthischen Säulen getragen werden und viele Statuen enthalten. Außerdem sind in Mailand noch die Architekten Pietro Pestagalli, der den Dom restaurirt hat, und Carlo Amati zu erwähnen, sowie Barbarino in Genua, der die Kuppel auf die St.-Lorenzkirche setzte; ferner die Architekten Gaetano Baccani in Florenz, Bianchi in Neapel und Folchi in Rom, wo außer Camporesi, Steme, Pignatelli und Valladier, deren Wirksamkeit in das erste Drittel dieses Jahrhunderts fällt, Gaspard Salvio, gegenwärtig Vorstand der Akademie von S.-Luca, sich den Ruf eines tüchtigen Architekten erworben hat. Ein höherer Aufschwung der Architektur aber wie der gesammten Kunst kann in diesem Lande nur von einer Erhebung des bürgerlich-sittlichen Geistes ausgehen.

Die baukünstlerische Wirksamkeit, welche wir in Rußland sich entfalten sehen, geht mit der Steigerung und weitern Verbreitung geistiger Interessen und Bedürfnisse Hand in Hand, und offenbart, wenn auch keinen eigenthümlichen Charakter, doch in vielen ihrer Hervorbringungen orientalische Größe und Pracht. Übrigens läßt sich zugleich bemerken, wie aus der Reihe der in Rußland thätigen Architekten die ausländischen Namen immer mehr schwinden und einheimischen Platz machen. Das im J. 1837 in Flammen aufgegangene Winterpalais wird nach dem ursprünglichen, von Rastrelli (1772) herrührenden Plane, aber mit mehren Änderungen und neuen Zusätzen wieder erbaut werden. Am 9. Dec. 1837 wurde zu Petersburg das große steinerne Theater eröffnet, welches 1783 von Tischbein erbaut, 1802 und 1807 restaurirt und in der neuesten Zeit durch den jungen Architekten Cavos vollständig, bis auf die Mauern, umgebaut und im Innern prächtig und geschmackvoll ausgeschmückt worden ist. Das neue Museum der Stadt Kertsch ist eine Nachahmung des Theseustempels zu Athen. In Kiew wird nach Beretti's Plane ein Universitätsgebäude in großartigem Style errichtet werden. In Odessa hat man ein grandioses Werk angefangen, eine Treppe, die vom Hafen nach der hochgelegenen Stadt führen soll. Sie wird aus 200 weißen Marmorstufen bestehen, die sich in zehn Absätze theilen und ebenso viele Podeste haben sollen. 36 Säulen werden diese prachtvolle, pyramidal aufsteigende, unten 350 und oben 175 Fuß breite Treppe tragen. Das größte Gebäude des neuern Europas aber soll Petersburg in der Isaakskirche erhalten, die an Kolossalität den Werken Indiens und Ägyptens nichts nachgeben wird. Nach Montferrand's Plane wird bereits seit 1819 an ihr gebaut; jetzt beschleunigt man die Arbeit dergestalt, daß man hoffen darf, sie im J. 1841 vollendet zu sehen. Im J. 1837 waren in der Regel gegen 3000 Arbeiter bei dem Baue beschäftigt.

In Griechenland sehen wir, wie in allen übrigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, so auch in der Architektur die jungen Kräfte sich immer lebendiger regen und Erfolge hervorrufen, wie sie nur das erwachte Bewußtsein selbsteigner Freiheit und Fähigkeit hervorzubringen vermag. In allen Städten und Ortschaften, namentlich in Nauplia, sowie in Athen und dessen Umgebungen wird viel gebaut. Der neue Königsbau in Athen erhebt sich nach F. Gärtner's großartigem Plane seit 1836 unter der Leitung des geschickten Architekten Johann Erlacher, der, geboren 1807, gebildet zu München, späterhin bei seinem Aufenthalte in Griechenland den prachtvollen Leuchtthurm auf Syra, sowie mehre andere Staats- und Privatgebäude daselbst baute. In Athen wirkt auch noch der bekannte Architekt Pittakis, während im Auslande sich mehre jüngere griechische Baukünstler aufhalten, unter welchen Lysander Kaftangliogiu aus Thessalonich einst gewiß einen bedeutenden Rang einnehmen wird. Er hat seine Studien in Italien, namentlich in Rom und in Paris gemacht und im J. 1837 zu München einen merkwürdigen Entwurf zu einer griechischen Ruhmeshalle ausgestellt, welche die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands und seine berühmtesten Männer für die Dauer zu verherrlichen bestimmt ist und ihrer Hauptform nach einen hochgemauerten Quadratbau darstellt, über dem sich auf dorischen Säulen ein Rundgebäude erhebt. Sculptur und Malerei würden in diesem umfassenden Bauwerke für denselben monumentalen Zweck zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit zusammentreten und auf diese Weise eins der vollendetsten und bezeichnendsten Kunstdenkmale unserer Zeit bilden, wenn es je zur Ausführung käme. Dies wäre ihm aber um so mehr zu wünschen, da es auch in architektonischer Hinsicht den strengsten Anfoderungen entspricht. (47)

**Baumgarten-Crusius** (Detlev Karl Wilhelm), Rector und erster Professor der königlichen Landesschule zu Meißen, wurde am 24. Jan. 1786 zu Dresden geboren, wo sein Vater, Gottlob August Baumgarten, der den Namen seines Stiefvaters Crusius dem seinigen beifügte und als Stifts-

Digitized by Google

superintendent und Consistorial- und Regierungsrath zu Merseburg am 15. Dec. 1817 starb, damals als Diakonus an der Kreuzkirche angestellt war. Im älterlichen Hause durch Privatlehrer vorbereitet, besuchte er von 1798—1803 die Landesschule in Grimma, worauf er die Universität zu Leipzig bezog, um sich nach seines Vaters Wunsche der Theologie zu widmen. Doch nicht minder wie diese beschäftigten ihn Geschichte, die classischen Sprachen des Alterthums, die französische und englische Literatur. Nachdem er 1806 das theologische Examen bestanden, lebte er vier Jahre zu Merseburg. Eine Krankheit schwächte jedoch seine Gesundheit dermaßen, daß der Arzt ihm das Predigen verbot. Da eröffnete sich das Conrectorat an der Domschule zu Merseburg, und fast ohne sein Zuthun ward B. 1810 zu dieser Stelle berufen, die er bis 1817 mit Liebe und Erfolg bekleidete. In diese Zeit fallen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die Ausgaben des „Agesilaus" von Plutarch und Xenophon (Leipz. 1812), und des Suetonius (2 Bde., Leipz. 1816), dem er 1818 die „Clavis Suetoniana" als dritten Band beigab und die er 1820 in eine kleinere Ausgabe zusammenzog. Da er an der Befreiung Deutschlands von der fremden Herrschaft nicht mit den Waffen in der Hand Theil nehmen durfte, so suchte er daheim durch Wort und Schrift zu wirken; er wurde ein eifriger Mitarbeiter an den „Deutschen Blättern", die Brockhaus herausgab, und schrieb „Vier Reden an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung, und das Kreuz" (Altenburg 1814). Im Jahre 1817 folgte er dem Rufe als Conrector an der Kreuzschule zu Dresden, wo er im Vereine mit den übrigen Lehrern das Seinige dazu beitrug, wissenschaftliches Leben, Ordnung, Zucht und Fleiß in dieser Anstalt herzustellen. In Dresden vollendete er die beiden Ausgaben des Suetonius; dann gab er Homer's Odyssee mit Auszügen aus Eustathius und den übrigen griechischen Erklärern (Leipz. 1822—24) heraus, besorgte die bei Teubner erschienenen Schulausgaben des Eutropius, Livius und Ovidius, und nahm auch thätigen Antheil an mehren gelehrten Zeitschriften. Seine Ansichten vom bürgerlichen und christlichen Leben entwickelte er in verschiedenen Darstellungen: „Die unsichtbare Kirche" (Leipz. 1816), „Reise aus dem Herzen in das Herz" (Dresd. 1818), „Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig" (Dresd. 1819), und „Licht und Schatten" (Dresd. 1821). Zunächst für die Freunde und Verehrer seines verstorbenen Vaters ließ er 1818 dessen Biographie erscheinen. Von Dresden aus machte er zu verschiedenen Zeiten Ausflüge nach mehren Gegenden Deutschlands und der Schweiz; auch unternahm er eine Reise nach Frankreich. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger ward er 1830 Communrepräsentant; als solcher trug er namentlich auf Verbesserung des städtischen Schulwesens an, und das Ergebniß der angestellten Nachforschungen und Vorschläge veröffentlichte er durch die Schrift: „Über das Schulwesen der Stadt Dresden" (Dresd. 1831). Die städtischen Angelegenheiten, in die er mehr und mehr verwickelt wurde, ohne ein Ende ihm ferner liegender Beschäftigungen zu sehen, raubten ihm jedoch einen so großen Theil der Zeit, die er dem Lehrerberuf und der eignen Fortbildung mit bessern Erfolg widmen zu können glaubte, daß er eine Veränderung seiner äußern Stellung lebhaft zu wünschen anfing. Eben zeigte sich ihm ein Ausweg, als er von dem Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts mit dem Amt des Rectors und ersten Professors der königlichen Landesschule zu Meißen beauftragt wurde, das er mit Anfang des J. 1833 übernahm. Seine Aufgabe war hier, einer seit fast dreihundert Jahren durch Gelehrsamkeit der Lehrer und gründliche Ausbildung der Zöglinge berühmten Anstalt den wissenschaftlichen Vorzug zu erhalten, die Schulzucht mehr auf den Geist und das Vertrauen als auf die Strenge des Buchstaben zu begründen, den Ton der Jünglinge und Knaben unter sich und gegen Lehrer und übrige Umgebung der Zeit und der Sitte gemäßer zu stimmen, und die Überzeugung allgemein festzustellen,

daß allmälig fortschreitende innere Verbesserung am sichersten auch zum äußern Wohlbefinden führt. Seine Bestrebungen, diese Aufgabe zu lösen, sind mit Erfolg gekrönt gewesen und namentlich hat die Anstalt in sittlicher Beziehung gewonnen, ohne in wissenschaftlicher zu verlieren. Außer mehren Schulprogrammen, hat er 1834 eine neue Ausgabe von Ovid's „Metamorphosen" erscheinen lassen, und Wilh. Müller's „Homerische Vorschule" durch eine Einleitung und Anmerkungen in der zweiten Auflage (Leipz. 1836) mit den neuern Forschungen und Resultaten in größere Verbindung gebracht.

Baumgarten-Crusius (Ludwig Friedrich Otto), geheimer Kirchenrath, Doctor und ordentlicher Professor der Theologie zu Jena, des Vorigen Bruder, wurde zu Merseburg 1788 geboren, besuchte anfangs das dasige Gymnasium, später die Fürstenschule zu Grimma und bezog 1805 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studirte, 1809 sich habilitirte und 1810 Universitätsprediger wurde. Im J. 1812 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie nach Jena, wo er 1817 ordentlicher Professor und 1818 Mitglied des Senats und der theologischen Facultät wurde. Einer frühern Periode gehören unter seinen Schriften an: „De homine, dei sibi conscio" (Jena 1812) und „Das Menschenleben und die Religion" (Jena 1816). Als Kämpfer für religiöse Freiheit trat er gegen Harms auf durch die „XCV theses theologicae contra superstitionem et profanitatem" (Jena 1817), sowie er in demselben Sinne später gegen die hallischen berüchtigten Verketzerer seine Stimme erhob in der Schrift: „Über Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit und über den Rationalismus und seine Gegner" (Berl. 1830). Im Widerspruch, ja fast feindselig erschien er gegen den Rationalismus in der Gestalt, wie er von Wegscheider u. A. gelehrt wird, in seiner originellen und an Denkstoff reichen, doch zu wenig verarbeiteten „Einleitung in das Studium der Dogmatik" (Leipz. 1820). Auch sind zu erwähnen seine Schrift: „Über Fr. Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst" (Jena 1834) und seine „Betrachtungen über einige Schriften von Lamennais" (Jena 1834). Vollständigere Darstellungen seiner Lehre gab er in dem „Handbuche der christlichen Sittenlehre" (Leipz. 1827), in den „Grundzügen der biblischen Theologie" (Jena 1828) und in dem „Grundrisse der evangelisch-kirchlichen Dogmatik" (Jena 1830). Seine ausgezeichnetsten Forschungen aber hat er auf die Dogmengeschichte gewendet, deren Resultate er zum Theil in seinem „Lehrbuche der Dogmengeschichte" (2 Abtheilungen, Jena 1831—32) niederlegte, während der scholastischen Theologie mehre seiner akademischen Schriften gewidmet sind. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften enthalten die „Opuscula theologica, pleraque nondum edita" (Jena 1836). An ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit, an originellem Geist und scharfsinnigem feinen Denken nimmt B. unbestritten eine der ersten Stellen unter den Theologen der Gegenwart ein; doch vermißt man in seinen Schriften sehr ungern eine klare Darstellung. B. hat sich keinen der herrschenden theologischen oder philosophischen Schulen angeschlossen; früher zeigte sich einiger Einfluß der Schelling'schen Philosophie auf seine theologische Denkart, wovon er sich aber immer mehr frei gemacht hat. Seiner durchaus freien, keiner Autorität untergebenen Denkart nach hat er allerdings von jeher dem Rationalismus zugehört; aber darum konnte er sich doch nicht mit dem herrschenden System des gegenwärtigen Rationalismus befreunden, ja er stand sogar früher in einer gewissen Opposition gegen dasselbe, sodaß er in den durchaus ungegründeten Ruf des Mysticismus gerieth. — Sein älterer Bruder, Gustav Samuel Theodor B.-C., königlich sächsischer Oberappellationsrath, geb. zu Dresden 1782, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und studirte in Leipzig, wo er 1804 Doctor der Rechte wurde. In Merseburg, wohin er sich als Advocat wendete, kam er sehr bald in den Rath, wurde 1811 Bürgermeister, kehrte jedoch 1814 nach Leipzig zurück, wo er Beisitzer des Schöppenstuhls wurde, dessen Ältester er

Digitized by Google

seit 1821 war. Im J. 1825 ging er als Supernumerar-Appellationsrath nach Dresden, wurde 1828 wirklicher und 1835 Oberappellationsrath. — Der älteste Bruder Nathanael Ernst August B.-E., war früher bei der Regierung in Merseburg angestellt, seit 1821 Regierungsrath, Director der Justizcanzlei, vorsitzender Rath im Consistorium, Lehns- und Gemeinschaftsrath zu Rosla, hat aber seine Stellen niedergelegt und privatisirt gegenwärtig in Jena. — Des Letztern einziger Sohn, Moritz August B.-E., ein sehr hoffnungsvoller Mann, geboren zu Merseburg am 17. Dec. 1810, wurde am 2. Oct. 1835 durch einen frühzeitigen Tod dahingerafft. Er hatte die Kreuzschule zu Dresden besucht und seit 1826 in Halle sich dem Studium der Medicin gewidmet. Nachdem er 1831 in Halle promovirt, ging er zu seiner weitern praktischen Ausbildung nach Wien, und nach der Rückkehr habilitirte er sich 1833 bei der Universität zu Halle. Nach seinem Tode erst erschien seine „Periodologie oder Lehre von den periodischen Veränderungen im gesunden und kranken Leben des Menschen" (Halle 1836), eine Schrift, die von seinem klaren Geiste und gründlichen Studien zeigt.

Baumgartner (Andreas), Regierungsrath und Director der kaiserlichen Ärarial-Porzellan-, Gußspiegel- und Smaltefabriken in Wien, wurde zu Friedberg, einem Flecken im südlichen Böhmen, am 23. Nov. 1793 geboren, von seinem Vater zum Lehrer an einer deutschen Schule bestimmt und demgemäß erzogen. Nachdem er sich von früher Jugend an vorzugsweise mit Erlernung der Musik beschäftigt hatte, kam er in seinem 11. Jahre auf die lateinische Schule zu Linz, worauf er in seinem 17. Jahre die Universität zu Wien besuchte. Hier beschäftigte er sich insbesondere mit den mathematischen Wissenschaften, wurde Doctor der Philosophie und 1815 Assistent bei der Lehrkanzel der Philosophie. Im folgenden Jahre ging er in gleicher Eigenschaft zur Lehrkanzel der Mathematik und Physik über. Zu Ostern 1817 wurde er als Professor der Physik an das Lyceum zu Olmütz berufen, welchem Amte er bis 1823 vorstand. Während seines Aufenthaltes daselbst beschäftigte er sich sehr eifrig mit Verfertigung aller Arten physikalischer Meßinstrumente, und da er dies mit ebenso gründlicher wissenschaftlicher Bildung als geistvoller Aufmerksamkeit that, so konnte es nicht fehlen, daß er Bemerkungen zu machen Gelegenheit fand, die nicht nur von großem praktischen Nutzen, sondern auch zur Förderung der Theorien höchst ersprießlich waren. B. hat dieselben in dem „Supplementband" zu seiner „Naturlehre" (Wien 1831) niedergelegt und es darf dieses Werk wegen der geistvollen Verbindung mathematischer Gelehrsamkeit mit theoretischen und praktischen Kenntnissen, Allen, denen es um ein tieferes Eingehen in die Physik zu thun ist, durchgehends anempfohlen werden. Zu Anfange des J. 1823 ging B. nach Wien und übernahm die Vorträge über Physik an der dortigen Universität. Zugleich hielt er an allen Sonn- und Feiertagen Vorträge über populaire Mechanik für Handwerker und Künstler. Eine Frucht seiner mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen war die „Naturlehre" (3 Bdchn., Wien 1823), von deren Vortrefflichkeit das beste Zeugniß der Umstand ablegt, daß sie nicht nur auf den östreichischen, sondern auch auf den Universitäten anderer deutschen Staaten als Handbuch zu Vorlesungen eingeführt wurde, und daß sie, nachdem sie seit 1826 in Einen starken Band zusammengefaßt worden war, bis 1836 bereits fünf Auflagen erlebt hat, und gegenwärtig schon zu einer sechsten vorbereitet wird. Bei dieser fortwährenden Erneuerung des Werkes ist es dem mit unermüdlichem Fleiß an dessen Vervollkommnung arbeitenden Verfasser möglich gewesen, immer die neuesten Fortschritte der schnellbewegten Wissenschaft, welche dessen Gegenstand ausmacht, in die Darstellung aufzunehmen, und je nach der Bedeutsamkeit jener Fortschritte, ganze Theile des Werkes zeitgemäß umzugestalten. Ein hartnäckiges Halsübel bewog B., seine Thätigkeit bei der Universität aufzugeben und der ehrenvollen Berufung zu seiner gegenwärti-



Digitized by Google

gen Stellung, Folge zu leisten, in der er Gelegenheit gefunden hat, seinen ausgebreiteten Kenntnissen eine großartige Anwendung zu geben. Nicht wenig hat B. auf die Fortbildung der Naturwissenschaften auch durch die von ihm herausgegebene „Zeitschrift für Physik und Mathematik" gewirkt, die er erst in Verbindung mit A. v. Ettinghausen (10 Bde., Wien 1826—32), dann allein unter dem Titel: „Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften" (4 Bde., 1832—37) herausgab, und zu deren Fortsetzung er sich nun mit J. Ritter von Holger verbunden hat. Durch seine „Aräometrie" (Wien 1820) und seine „Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe" (Wien 1823) hat B. für die Anwendung der Physik auf das gewerbliche Leben verdienstlich gewirkt, und seine „Anfangsgründe der Naturlehre" (Wien 1838), ein Auszug aus seiner größern Naturlehre, haben den Zweck, zum Leitfaden beim Elementarunterrichte zu dienen. (17)

**Baumgartner** (Gallus Jakob), Landamman des Cantons St.-Gallen und einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner der Schweiz, der Sohn eines Handwerkers, wurde am 18. Oct. 1797 zu Altstätten geboren. Jede Gelegenheit zu seiner Ausbildung benutzend, besuchte er mehre Jahre das Gymnasium zu St.-Gallen; sodann von 1814 — 16 die Rechtsschule zu Freiburg in der Schweiz. Reiselust und Trieb zu höherer Bildung führten ihn 1816 nach Wien, wo er sich mit dem Studium der Staatswissenschaften beschäftigte und durch Privatunterricht die Mittel zum Unterhalt verschaffte. Hier wurde er Mitglied einer für Literatur und freundschaftliche Unterhaltung gestifteten Gesellschaft junger Schweizer, die sich zwar bald wieder trennte, aber gleichwol den Verdacht der Policei erweckte. Wie schon früher mehre seiner Freunde, so wurde auch B., der 1817 einen Ruf als Hauslehrer nach Ungarn angenommen hatte, am 9. Nov. 1819 verhaftet nach Wien gebracht, bis zum Aug. 1820 gefangen gehalten und — obgleich die Verhöre keine Theilnahme an politischen Umtrieben auswiesen — mit sechs andern Schweizern und unter dem Verbote der ferneren Betretung des östreichischen Bodens über die Grenze geführt. Die Geschichte seiner Verhaftung hat er in Zschokke's „Überlieferungen" (Dec. 1820) schlicht und wahr erzählt. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz ernannte ihn die St.-gallische Regierung zum Vorsteher des öffentlichen Archivs; 1825 kam er in den großen Rath und 1826 erhielt er das Amt eines ersten Staatsschreibers. Seine Theilnahme an der im großen Rathe sich erhebenden Opposition und seine beredte Vertheidigung der Volkssache steigerten um so mehr seinen Einfluß, als er sich zugleich der Regierung durch hervorragendes Talent und genaue Geschäftskenntniß unentbehrlich gemacht hatte. Auch auf den Tagsatzungen war er von 1823 — 30 thätig und 1829 wirkte er eifrigst zur Aufhebung des Conclusums von 1823 über Fremdenpolicei und außerordentliche Beaufsichtigung der Druckerpresse in Gegenständen auswärtiger Politik. Überhaupt stand er als Kämpfer für Öffentlichkeit und Preßfreiheit in vorderster Reihe und förderte sie wesentlich im J. 1830 durch Bekanntmachung der Verhandlungen des St.-gallischen großen Raths. Die 1830 durch die Julitage in Frankreich erzeugte Aufregung ließ das von B. genährte Bedürfniß einer Reform lebhafter hervortreten. Zur Befriedigung desselben that er gegen Ende des J. 1830 einen entscheidenden Schritt durch Herausgabe einer Flugschrift, worin er die Grundzüge einer verbesserten Verfassung entwickelte. Die hierauf vom großen Rathe zum Zwecke der Revision gebildete Commission genügte nicht dem bewegten Volke. Im Jan. 1831 mußte ein Verfassungsrath berufen werden, der B. zu seinem ersten Secretair ernannte. Den schwierigsten Umständen stets gewachsen, lenkte er in vielen, oft stürmischen Sitzungen die Verhandlungen so glücklich, daß am 1. März 1831 die seinen Wünschen freilich nicht durchaus genügende neue Verfassung zu Stande kam. Da nach ihrem Inhalte die Stadt St.-Gallen einen Katholiken wählen konnte, kam B. in den großen Rath, der ihn im Mai zum ersten Mitgliede des kleinen Raths, der höchsten Vollziehungsbehörde, ernannte.

Digitized by Google

Mit unwandelbarer Treue an den bisher bekannten Grundsätzen festhaltend, entwickelte er die förderlichste Thätigkeit und erwarb sich, in besonders guter Eintracht mit seinen Collegen Stadler und Näff, in der Leitung der Angelegenheiten seines Cantons das größte Verdienst. In seiner parlamentarischen Stellung als Mitglied des großen Raths, suchte er die im Geiste des Radicalismus gegründete neue Verfassung gegen jede retrograde Bestrebung, aber gleichmäßig auch gegen die Gefahren einer rohen, von der Pfaffenpartei misbrauchten Demokratie zu schützen. Das größte Gewicht auf die richtige Stellung des Staats zur Kirche legend, sorgte er alsbald nach dem Tode des Doppelbischofs von Chur und St.-Gallen für Einberufung des St.-gallischen katholischen Großrathscollegiums, schlug diesem in seiner Eröffnungsrede die Aufhebung des für den Canton so nachtheiligen Doppelbisthums vor und setzte diese, nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten, im J. 1835 glücklich durch. In gleichem Geiste handelte er bei der badener Conferenz, deren thätigstes Mitglied er war. Die Reactionsbestrebungen der römisch-katholischen, von der Nunciatur geleiteten Partei in den letzten Jahren, vorzüglich gegen das freisinnige System der öffentlichen Erziehung, scheiterten sämmtlich, trotz der Hartnäckigkeit, womit sie betrieben wurden, an B.'s beharrlichem Widerstand. Vom J. 1831 an der erste Gesandte seines Cantons an der Tagsatzung, nahm er in dieser Versammlung und als Mitglied ihrer meisten, wichtigern Commissionen, einen nicht durchaus erfolgreichen, aber stets den ehrenhaftesten Antheil an den eidgenössischen Angelegenheiten. Im J. 1832 in die Bundesrevisionscommission gewählt, war er einer der fünf Gesandten, welche die Idee der Gründung eines Bundesstaats auf abgestufte Repräsentation geltend zu machen suchten. In der außerordentlichen Tagsatzung von 1833 war er äußerst thätig für eine bessere Bundesverfassung. Seitdem hielt er nur einen eidgenössischen Verfassungsrath für geeignet, zu diesem Ziele zu gelangen. Im Nov. 1834 stellte er deshalb einen Antrag im großen Rathe von St.-Gallen und setzte ihn siegreich durch. Während der Tagsatzung von 1835 vertheidigte er seinen Vorschlag mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Kraft; seine Rede wurde, nebst der von Kas. Pfyffer gehaltenen, besonders gedruckt. Auch auf den Tagsatzungen von 1836 und 1837 verfocht er denselben ohne Wanken und ohne sich dem zürcherisch-luzernischen Juste milieu anzuschließen. Tief eingreifend war seine Thätigkeit in Bezug auf die Wirren von Schwyz und Basel seit 1831. Als Mitglied fast aller baseler Commissionen und der Vermittelungsconferenz zu Zofingen, stimmte er beharrlich für Totaltrennung des Cantons, nachdem der erste Antrag auf Reconstituirung durchgefallen war. Im J. 1833 wirkte er besonders für das Aufgebot von 20,000 Mann gegen die sarner Conferenz, für den Einmarsch in den Canton Schwyz, für Androhung einer Besetzung Neuenburgs und für den Beschluß, wodurch Stadt Basel zur Zahlung der beinahe eine Million Schweizerfrancs betragenden Occupationskosten angehalten wurde. Sein im J. 1833 gegebenes Votum für Reconstituirung des Cantons Basel, mittels eines Verfassungsraths und unter dem Schutze der eidgenössischen Occupationstruppen, scheiterte an der in der Tagsatzung herkömmlichen Politik der Unterwerfung unter die einmal als vollendet betrachteten Thatsachen. Auch der energische Beschluß auf der Tagsatzung von 1837 gegen Schwyz, wegen Bezahlung der Occupationskosten, ist ihm zu verdanken. Von glühendem Eifer für die Ehre und Selbständigkeit der Eidgenossenschaft in ihrer Stellung zum Auslande beseelt, protestirte er 1834, in besonderm Widerspruche mit der züricher Gesandtschaft, gegen Anerkennung der durch den Savoyerzug und die Versammlung im Steinhölzli hervorgerufenen Foderungen der fremden Gesandten. Mit gleicher Beharrlichkeit setzte er sich 1836 dem Conclusum in der Flüchtlingssache entgegen, in welcher er ein Minoritätsgutachten abgab, und durch schnellen Widerstand gegen das Concordat, hinsichtlich der politischen Flüchtlinge, wurde er Ursache, daß dasselbe wenig Glück machte. Wenn er wegen die-

Digitized by Google

ser Handlungsweise selbst von Seiten eines Theils der liberalen Presse Anfechtungen erfuhr, so ehrten ihn dagegen die Patrioten von Sargans für seinen Widerstand gegen die Ansprüche der französischen Gesandtschaft durch Überreichung eines silbernen Bechers, was mindestens in der Schweiz noch für eine Auszeichnung gelten kann. Auch zu der im Frühjahre 1835 von der St.-gallischen Regierung gegen Baden angeordneten Sperre, als Retorsion gegen die von badischer Seite wegen der Handwerksburschen getroffenen Maßregeln, hat B. wesentlich beigetragen. Bei dieser weitumfassenden Wirksamkeit findet er gleichwol Zeit, in dem zu St.-Gallen erscheinenden „Erzähler", einem der vorzüglichsten, politischen Blätter der Schweiz, literarisch thätig zu sein. Wie seinem eindringenden Scharfblicke alle Gebrechen der jetzigen Bundesverfassung und selbst aller Cantonalverfassungen deutlich vorliegen, so verbürgt ihm auch die Festigkeit seines Charakters und seine unermüdliche Thätigkeit eine große Bedeutung in den Umwandlungen, die der Schweiz noch bevorstehen mögen. (36)

**Baumwolle.** Dieses ungemein wichtig gewordene Product ist die Samenwolle einer Pflanzengattung, welche die Botaniker gossypium nennen, die in die Familie der Malvaceen gehört und nur im warmen Ländern gedeiht. Man unterscheidet ziemlich viele Arten (Decandolle gegen 13), in ökonomischer Beziehung namentlich dreierlei: eine krautartige, strauchartige und baumartige, deren erstere jährig ist, im Frühling gesäet und etwa zwei Fuß hoch wird. Die Blätter sind dunkelgrün und die Blüten von blaßgelber Farbe. Nach dem Verblühen bildet sich als Frucht eine etwa nußgroße Kapsel, die mehre harte Kerne enthält, an denen unzählige feine, 1 — 1¼" lange Fasern festsitzen. Ist die Kapsel reif, so öffnet sie sich durch die Elasticität der Wolle, die dann gepflückt und von den Körnern befreit wird. Die Ernte dauert aber sehr lange, weil die Kapseln sehr ungleich reifen.

Ohne Zweifel ist Ostindien das Mutterland der Baumwollencultur. Seit undenklichen Zeiten ist sie dort zu Hause und von da verbreitete sie sich allmälig in andere Länder, nach Persien, Arabien, Ägypten u. s. w. Aus den Berichten des Herodot ergibt sich, daß zu seiner Zeit (440 J. vor Chr.) die Baumwolle das ausschließliche Kleidungsmaterial der Indier, sehr wenig noch aber diesseit des Indus bekannt war. Ebenso beweisen die neuern, mikroskopischen Untersuchungen, daß die Mumienzeuche keineswegs, wie man bisher glaubte, aus Baumwolle, sondern ohne Ausnahme aus Linnen bestehen. Sehr wahrscheinlich ist ferner, daß China, das gegenwärtig sehr viele Baumwolle baut und überdies große Quantitäten aus Ostindien bezieht, vor tausend Jahren diesen Stoff noch gar nicht kannte. Unleugbar ist dagegen die Baumwolle sowie der Indig, ein auch in der neuen Welt einheimisches Erzeugniß, da die Entdecker von Amerika diese Cultur in manchen Gegenden schon vorfanden.

Die Griechen und Römer machten von Baumwollenzeuchen sehr wenig Gebrauch, da sie die schönen seidenen verhältnißmäßig wohlfeiler erlangten. Im Mittelalter verbreitete sich der Anbau der Baumwolle allmälig über die mehrsten Theile des südlichen Europas. Lange blieb sie aber ein nur untergeordneter Manufacturstoff und hie und da diente sie fast einzig zu Dochten. Indessen bezog man in immer größerer Menge und Mannichfaltigkeit Kattune aus Indien und wurde dadurch immer begieriger, diese Gewebe selbst zu erzeugen. Doch nur durch die Erfindung der Spinnmaschinen ward es möglich, mit dem Hindu zu concurriren. So wie diese aber gelungen, nahm auch die Baumwollenmanufactur in Europa schnell einen unerwarteten Aufschwung, und einen um so wundervollern, da nicht nur das mechanische Spinnen zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gebracht, sondern auch das Weben und die übrigen Manufacturprocesse fortwährend vervollkommnet wurden. Als nun in Folge dieser Fortschritte die Fabrikate immer wohlfeiler wurden, stieg, wie gewöhnlich, in ungleich größern Verhältnisse der Verbrauch und mithin auch der Bedarf an Rohstoff und der Anbau der Baumwolle.

Digitized by Google

Fast ins Unglaubliche geht gegenwärtig die Zunahme der Baumwollenproduction. Vor 60 J. führten die Vereinigten Staaten noch kein Pfund Baumwolle aus; jetzt jährlich über 300 Mill. Pf., obschon sie selbst an 80 Mill. verbrauchen. Vor 20 Jahren wußte man noch nichts von ägyptischer Baumwolle und jetzt bezieht man in einem Jahre oft 30—40 Mill. Pfund aus diesem Lande. Der Verbrauch in England stieg seit 15 Jahren von 150 auf mehr als 300 Mill. Pf. Auch ist das Wechselverhältniß, das diesen ungeheuren Bedarf begründet, in vieler Beziehung sehr merkwürdig. Kaum ist hinfort ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten denkbar, denn ein solcher würde allzu sehr den wichtigsten Industrie- und Culturzweig des einen wie des andern Landes erschüttern.

Mit der Erweiterung des Anbaus wurde auch die Baumwolle bedeutend wohlfeiler. Wesentlich trug dazu die Erfindung einer überaus zweckmäßigen Maschine zum Auskernen der kurzwolligen Baumwolle bei, die der Amerikaner Whitney 1793 erfand und die aus einem kleinen, mit etwa 30 circulairen Sägeblättern versehenen Walzbrete besteht. Ebenso wurden die Frachtkosten vermindert, mitunter auch dadurch, daß man die Ballen jetzt dergestalt zusammenzupressen vermag, daß sie bei doppeltem Gewicht (meist 3—400 Pf.) kaum halb so viel Volumen haben als früher. Von 1816 — 33 sank der Mittelpreis der kurzen Georgiawolle in Liverpool, dem Centralpunkte dieses Handels, von 20 auf $8\frac{1}{2}$ Pence. Die Sorten unterscheiden sich theils in der Farbe, theils und noch mehr hinsichtlich der Länge, Feinheit, Stärke und Schönheit der Faser (des Stapels). Die meiste Baumwolle ist weiß, manche aber auch gelb bis ins Orangengelbe; die kürzeste nur 8—9‴; die längste 14—16‴ lang; die feinsten Fasern sind kaum $\frac{1}{150}$‴ dick.

Früher war vor allen Baumwollen die der Insel Bourbon geschätzt, jetzt ist die theuerste die an den Küsten von Georgia gebaute (Sea island). Zu den sogenannten langen Baumwollen gehören ferner die brasilische, westindische und ägyptische (Jumel) Wolle. Am wenigsten gelten auf den europäischen Märkten die ostindischen Baumwollen. Es mag dies auffallen, da der Indier so überaus feine Garne spinnt. Er kann dies aber auch mit geringer Sorte, weil er von der Hand spinnt und zudem mag er seinen Stoff mit besonderer Sorgfalt auswählen und vorbereiten. In der That rührt die geringe Qualität der in den Handel kommenden ostindischen Wollen zum Theil daher, daß sie mit großer Nachlässigkeit gesammelt, gereinigt, verpackt und verladen werden; doch steht zu erwarten, daß in Folge der Aufhebung des bisherigen drückenden Monopols der ostindischen Handelscompagnie, die Production nicht nur in Kurzem bedeutend sich erweitern, sondern auch das Product an Güte nicht wenig gewinnen werde. Die Ausfuhr ostindischer Baumwolle betrug in den letzten Jahren meist nur etwa 30 Mill. Pf. Auch Europa producirt noch ansehnliche Quantitäten Baumwolle in Griechenland, Macedonien, Neapel und Spanien; doch schwerlich den dreißigsten Theil des jetzigen Bedarfs der europäischen Spinnereien. Beiweitem die meiste liefert der Süden der Vereinigten Staaten.

Der wundervolle Aufschwung der europäischen Baumwollemanufactur datirt von der Einführung der mechanischen Spinnereien in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. In der Mitte desselben verarbeitete England kaum 3 Mill. Pf. Baumwolle, jetzt über 300 Mill., und es beschäftigte damals diese Industrie kaum 50,000 Menschen, jetzt an 1,500,000. Man verfertigte wenige Arten und nur gröbere Zeuche. Man bedruckte Zeuche, bezog aber die feinern Tücher aus Ostindien. Erst vor 56 Jahren fing man an, Musseline zu weben. Jetzt zählt England, nach Felkin, über 16,000 Stühle blos für Baumwollenstrümpfe, die jährlich an 28 Mill. Paar Strümpfe liefern. Noch viel wichtiger ist die Erfindung der Bobbinet- oder Tülleweberei (durch Heathcoat ums J. 1810) geworden, die patentisirt anfangs einen ganz ungewöhnlichen Gewinn verschaffte. Nach Erlöschen des ersten Patents im J. 1823 gewann diese Art der

Digitized by Google

Weberei eine solche Ausdehnung, daß bereits im J. 1833 England gegen 5000 Stühle für Tülle zählte, auf denen über 30 Mill. Quadratyards Stoff producirt wurde. Außer den 18,000 Individuen, die das Weben erfodert, waren bei dieser Arbeit noch an 30,000 Ausbesserinnen und gegen 100,000 Stickerinnen beschäftigt.

Einen erstaunlichen Einfluß auf diese Industrie hatten ferner die Erfindungen in der Weberei, Bleicherei und Druckerei. Schon die des fliegenden Schützen (durch Hay, 1736) förderte das Weben gar sehr; noch weit mehr aber die seit etwa 40 J. allmälig gelungene Erfindung der mechanischen Webstühle oder Powerlooms, die durch Wasser- oder Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden, sodaß ein Mädchen die Arbeit blos zu leiten und zu beaufsichtigen braucht und leicht zwei Stühle besorgen kann. Zudem arbeiten diese Kunststühle so schnell, daß jeder Stuhl wöchentlich etwa sechs Stück sogenannte Kallikot zu 24 Yards liefert. Diese ausnehmende Productivität wurde hauptsächlich dadurch möglich, daß man sehr geeignete Maschinen erfand, um die Kette zum Voraus und für viele Stücke auf einmal zu schlichten. Diese Erfindung (von Radcliffe, 1804) war aber um so nützlicher, da sich auch der Handweber solcher mechanisch geschlichteter Zettel bedienen kann, wodurch es möglich wird, daß noch immer neben der Maschinenweberei auch die Handweberei bestehen kann, obschon zumal bei diesem Gewerbe der Arbeitslohn ungemein herabgedrückt wurde.

Man rechnete schon vor zwei Jahren, daß in England und Schottland wenigstens 100,000 Powerlooms in Thätigkeit sind, und außerdem noch mehr als doppelt so viel Handstühle. Auch weiß man, daß dieses Land an Baumwollenzeuchen jährlich die ungeheure Masse von 22 Mill. Stück nur allein ausführt. Bekanntlich aber müssen alle Tücher gebleicht werden. Nach dem ehemaligen Verfahren kostete das Bleichen vier und mehr Monate Zeit, sodaß das Bleichen dieser Masse Zeuche fast unmöglich gewesen wäre. Von großer Wichtigkeit war daher die französische Erfindung der chemischen oder Schnellbleiche (mittels Chlor), die mit Recht diesen Namen trägt, da sie in wenigen Tagen das Tuch schöner und weißer darstellt als die Rasenbleiche. Insonderheit endlich gewann diese Manufactur durch die zahllosen Fortschritte und Verbesserungen des Kattundrucks sowol in chemischer als in mechanischer Beziehung, wodurch nicht nur eine Menge Operationen vervollkommnet und beschleunigt wurden (wie namentlich durch die Walzendruckmaschine), sondern auch eine immer größere Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse erreichbar war. In England gibt es jetzt Druckereien, die jährlich fast 1 Mill. Stück Zitze oder Indienne liefern.

Daß aber die Baumwollenmanufactur in neuerer Zeit einer der allerwichtigsten Industriezweige geworden ist, verdankt man der Erfindung, dieses zarte Material *mechanisch zu spinnen*. Der europäische Handspinner könnte nie so feines und wohlfeiles Garn liefern wie die Hindu; auch bei dem kärglichsten Lohne muß das Handgespinnst und daher jedes Gewebe viel zu hoch kommen, als daß es von allen Ständen und in Menge verbraucht werden könnte. Durch jene Erfindung aber ist das fast Unglaubliche möglich geworden. Die Verwandlung von 1 Pf. Baumwolle in einen zarten Faden von mehr als 100,000 Fuß Länge kostet in Folge dieser Erfindung kaum 20 Kr., und dies deshalb, weil nun ein Arbeiter mit Hülfe sinnreicher Maschinen, die eine Elementarkraft in Bewegung setzt, 150—200 Mal mehr zu leisten im Stande ist als früher ein Handspinner.

Unstreitig gebührt die Ehre dieser wichtigen Erfindung vorzüglich dem Engländer R. Arkwright (1770). Zwar ist erwiesen, daß ein gewisser Wyatt schon 36 Jahre früher, nach demselben Hauptprincip (das Ausziehen des Fadens durch ungleichschnell umlaufende kleine Walzwerke zu verrichten) eine Art Spinnmaschine zu Stande gebracht und angewendet, und ebenso daß zwei Jahre vor Arkwright James Hargreaves eine Maschine, welche mehre Fäden zugleich spann (die Jenny), erfunden habe; nicht nur aber war die Spinnmaschine von Arkwright weit voll-

Digitized by Google

kommener und brauchbarer; Arkwright muß auch besonders deshalb als der wirkliche Gründer der mechanischen Spinnerei angesehen werden, weil er zuerst erkannte, daß dieses Verfahren ein ganz abweichendes System erfodere und daß die Baumwolle allmälig und durch eine Reihe vorbereitender Operationen versponnen werden müsse, weil er bereits die meisten dazu dienlichen Maschinen erfand und außerdem alle die successiv wirkenden Mechanismen in eine so wundervoll geordnete Verbindung gebracht hat, daß nun eine Spinnerei ein organisches Ganze darstellt. Natürlich wurde seit Arkwright die Spinnerei durch unzählige Erfindungen und Verbesserungen noch vervollkommnet. Zu den frühesten und wichtigsten gehört die Erfindung der Mulejenny (1779) durch Crompton, der das Princip der einfachen Jenny mit dem von Arkwright's Twist- oder Waterstuhle auf eine glückliche Weise zu verbinden wußte und wodurch man zugleich in Stand gesetzt wurde, mit weniger Kraftaufwand eine weit größere Menge Fäden zugleich zu bilden, auch das allerfeinste Garn zu liefern.

Die Operationen, wodurch die Baumwolle in mechanischen Spinnereien in Garn verwandelt wird, sind wesentlich folgende: Die Baumwolle wird vorerst aufgelockert und gereinigt. Dazu dienen kräftige Maschinen (mit Windflügeln), die täglich acht und mehr Centner verarbeiten können. Nur die allerfeinsten Sorten werden noch vorzugsweise durch Schlagen mit Handruthen aufgelockert. Durch eine zweite Maschine wird die gereinigte Baumwolle sofort zu einer regelmäßigen Watte gebildet und überdies aufgewickelt. Diese Wickel, die eine bestimmte Dicke haben, kommen nun auf die Kardmaschinen, die, da sie aus lauter Cylindern bestehen, continuirlich arbeiten. Die meiste Baumwolle wird zweimal gekardet und da die Karden lange lockere Bänder liefern, so sind eigene Vorrichtungen vorhanden, um diese nach dem ersten Kardiren wieder zu breiten Watten umzuformen und aufzuwickeln. Die Kardenbänder kommen sodann auf die sogenannte Streck- oder Laminirwerke, auf denen durch wiederholtes Auseinanderziehen und Wiedervereinigen die unzähligen Baumwollenfäserchen parallel gelegt, wodurch die Bänder die Beschaffenheit erhalten, leicht und schnell durch Maschinen verlängert und zu einem Faden ausgezogen und gedreht zu werden. Auch dies geschieht jedoch nicht auf einmal, sondern meist durch zwei oder drei Operationen. Das erste Ausziehen mit ganz schwacher Drehung geschieht durch eine Art Mulejennys, jetzt aber meist durch sehr künstliche Maschinen (die sogenannten Flyrovings und tube frames); das letzte und eigentliche Spinnen theils durch Drosselstühle, wenn der Faden wie zur Kette eine möglichst starke Zwirnung erhalten soll, theils durch Mulejennys. Doch es kann hier weder von den mancherlei außerdem erfoderlichen Hülfsmaschinen, noch von den vielerlei abweichenden Vorrichtungen und Verbesserungen der obigen die Rede sein. Wir bemerken nur, daß seit Kurzem nun sogar die Mulejenny dahin vervollkommnet wurde, daß sie keines Spinners, der sie führt, bedarf, sondern daß auch diese Maschine von selbst oder automatisch arbeitet. Diese Selfactors gehören unstreitig zu den wundervollsten Mechanismen, die je der menschliche Erfindungsgeist zuwege gebracht hat.

Die Mule liefert das Garn in Spulen (cops), die sofort als Einschlag verwebt werden können. Das meiste Garn aber wird in Stränge aufgehaspelt und dann verpackt. Das Haspeln dient zugleich, um das Garn zu messen. Je nach der Maschine, die zum Reinspinnen angewendet wurde, ist das Garn Twist (Wasser- oder Cattgarn) oder Mulegarn.

Die Feinheit bestimmt man nach der Zahl der Stränge (hanks) die auf 1 Pfd. gehen und fast überall nach englischen Maßen. Ein Hank hat 7 Ley's und mißt 840 Yards oder 2520 englische Fuß. Garn von Nr. 40 ist solches, wovon 40 Hanks auf 1 Pfd. gehen und das hiermit einen Faden von 100,800′ enthält. Zu gewöhnlichen Baumwollentuchen (Callicos) dienen Nr. 30—40, zu Musselin Nr. 100—150, zu Spitzengrund (tulle oder bobbin-net) Nr. 150—200.

Digitized by Google

Mit der Mule ist man jedoch im Stande, Garne von Nr. 3—400 zu spinnen, von welchem also ein 1 Mill. Fuß langer Faden nur 1 Pfd. wiegt. Mit der Feinheit steigt der Preis sehr bedeutend, denn von feinem Garne geht nicht nur ein weit längerer Faden aufs Pfund, sondern er muß auch weit langsamer und aus viel theuerer Baumwolle gesponnen werden. Überdies erfodern alle Vorarbeiten viel mehr Sorgfalt. Viele englische Mulejennys haben jetzt an 500 Spindeln und einige für das feinste Garn, die am langsamsten arbeiten, 8—900. Viele Spinnereien haben 30 und mehr Tausend Spindeln; einige englische über 100,000; in Mühlhausen ist jetzt sogar eine Spinnerei, die in einem Locale an 70,000 Mulespindeln vereinigt hat. Die Gesammtzahl der Spindeln, die jetzt in England und Schottland in Thätigkeit sind, mag an 12 Mill. betragen. Da eine Spindel täglich wenigstens zwei Knäule von Nr. 40 liefert, oder in einem Jahre (zu 300 Tagen) 15 Pfd., so producirt eine Spinnerei von 20,000 Spindeln 300,000 Pfd. Garn, d. h. eine Fadenlänge von 30,000 Mill. Fuß und täglich einen Faden, mit dem man einmal die ganze Erde umspannen könnte!

England ist unstreitig in diesem Industriezweige allen andern Ländern noch immer weit überlegen. Es liefert wenigstens viermal so viel Garn als Frankreich oder die Vereinigten Staaten, und fast einzig die feinen Nummern. Die englischen Spinnereien beschäftigen über 160,000 Arbeiter. Indessen dehnt sich die mechanische Spinnerei auch auf dem Festlande von Jahr zu Jahr mehr aus. In manchen Staaten scheint sie freilich nur unter dem Schutze hoher Einfuhrzölle zu gedeihen. Die Schweiz jedoch, die jährlich an 60,000 Ballen verarbeitet, producirt das Garn (bis Nr. 40 oder 50) wenigstens ebenso wohlfeil als England und concurrirt hiermit vollkommen, da dort die Einfuhr völlig frei ist.

In neuerer Zeit hat man in England gegen diese Industrie, so sehr sie unstreitig den Wohlstand dieses Landes erhöht, laute Klagen erhoben. Man behauptete nämlich, daß die Lage der arbeitenden Classen in diesen Spinnereien besonders elend sei. Diese Klagen kamen mehrfach vor das Parlament und veranlaßten sorgfältige Untersuchungen, aus denen jeder Unbefangene erkennen muß, daß viele Beschuldigungen im hohen Grade übertrieben und ungerecht waren. Das Arbeitslohn ist größer und nicht unsicherer als in vielen andern Fabriken, die Arbeit durchaus nicht durch die Dampfmaschinen anstrengender geworden, und überhaupt leicht; die Arbeiter sind weit weniger als bei unzähligen andern Geweben in engen Räumen zusammengedrängt, und die Beschäftigung ist weder gefährlich noch ungesund zu nennen. Unleugbar ist jedoch, daß die Möglichkeit, viele und sehr junge Kinder dabei anzuwenden, und die vermeinte Nothwendigkeit, auch sie wie Erwachsene 12—14 Stunden lang täglich (ja oft bei Nacht) arbeiten zu lassen, der heranwachsenden Jugend physisch und moralisch höchst nachtheilig werden müssen. Mit Recht wurde daher eine Bill erlassen, welche die Arbeitszeit und das Alter der Kinder gesetzlich beschränkt, und es wäre zu wünschen, daß überall die Regierungen diesem Misbrauche der jugendlichen Kräfte ernstlich steuerten. Vgl. Bernoulli's „Darstellung der mechanischen Baumwollenspinnerei" (Basel 1829); Baines' „Geschichte der britischen Baumwollenmanufactur" frei bearbeitet von Bernoulli (Stuttg. 1836) und Ure's „Praktisches Handbuch des Baumwollenmanufacturwesens", deutsch von Hartmann (Weimar 1837). (48)

**Baur** (Ferdinand Christian), Doctor und ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an der Universität zu Tübingen, wurde im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts geboren. Er war Professor am Seminar zu Blaubeurn, als er 1826 nach Tübingen berufen wurde. Vielleicht ist keiner unter den jetzt lebenden Theologen, welcher in dem Grade, wie B., Reichthum der gelehrten Kenntniß des einzelnen historischen Stoffes mit einem durchdringenden Urtheile darüber, mit systematischer Bearbeitung und Gliederung im Interesse einer festen philosophischen Überzeugung verbände. Es ist ihm von jeher gleichgültig und un-

Digitized by Google

wissenschaftlich erschienen, nur mit dem äußerlichen Detail der Geschichte sich zu beschäftigen, ohne das Einzelne zugleich als Moment im Ganzen einer zusammenhängenden Entwickelung zu begreifen, und diese „Einheit im Zerstreuten" ist ihm doppelt bedeutend, da er in ihr die Manifestation des göttlichen Wesens selbst anerkennt. Da, wie er sagt, „das geistige Leben in seinen unmittelbarsten und großartigsten Äußerungen sich uns von selbst darstellt in der Geschichte des religiösen Glaubens", so hat er dieser vornehmlich seine Forschung im ganzen Umfange zugewendet, damit ihm hier „in dem Grade ein reineres und höheres Bewußtsein des Göttlichen aufgehe, in welchem das geistige Leben der Völker in seinem Zusammenhange als ein großes Ganzes erkannt würde". In seinen frühern Schriften steht er dabei noch auf einem freiern Standpunkte; seine „Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums" (3 Bde., Stuttg. 1824—25) ist eine Ausführung des in der Einleitung von Schleiermacher's Glaubenslehre gegebenen Entwurfes einer philosophischen Religionsgeschichte oder historischen Religionsphilosophie, für die heidnischen Religionen. In den spätern Werken aber, z. B. „Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung" (Tüb. 1835), der er „Das manichäische Religionssystem" (Tüb. 1831) vorausschickte, in welchen er seine Aufgabe auch in der Geschichte der Auffassungen des Christenthums weiter verfolgt, schließt er sich nach einem Übergange, welchen schon Mehre, z. B. Usteri, beschritten haben, und welchen B. selbst beinahe als nothwendig darstellt, strenger der Hegel'schen Schule an; die Religionsgeschichte wird ihm zugleich Religionsphilosophie nicht nur in dem Sinne, daß sie Heidenthum, Judenthum und Christenthum als Gestaltungen und Entwickelungsstufen der einen Idee der Religion durchschaut, sie ist „nicht blos die Geschichte göttlicher Offenbarungen" an die Menschen, sondern sie ist die Geschichte Gottes selbst in der Endlichkeit, die Offenbarungen sind selbst Gottes Herausgehen aus seiner ewigen Einheit, zu welcher er zurückkehrt, nachdem im Endlichen selbst seine Selbstentzweiung wieder überwunden ist, und diese Geschichte des in selbstgesetzten und wieder aufgehobenen Bestimmungen sich ewig mit sich selbst vermittelnden Gottes ist zugleich der einzige Gegenstand der Religionsphilosophie oder der Gnosis. Doch kann man zweifeln, ob B., indem er die Hegel'sche Religionsphilosophie den gnostischen Systemen nebenordnet, also schon damit für die erstere einzugestehen scheint, daß ihr wie den letztern der historische Christus nur vornehmlich als Vehikel der Idee werth sei, dies auch auf sich selbst angewandt wissen wolle; am Schlusse seiner neuesten Schrift: „Das Christliche des Platonismus oder Sokrates und Christus" (Tüb. 1837) spricht er wenigstens das Bedürfniß aus, daß das Göttliche in seiner Einheit mit dem Menschlichen auch angeschaut und der Logos Fleisch werden müsse. Ein zweites verwandtes Gebiet, auf welchem B.'s Schriften eine Epoche machende Bedeutung erlangt haben, ist die Symbolik im kirchlichen Sinne. B. ist der Erste gewesen, welcher es wagte, den Lehrbegriff der evangelischen Kirche gegen einen so geistvoll geführten Angriff, wie Möhler's „Symbolik" war, zu vertheidigen; durch die Art aber, wie dies von ihm in der Schrift: „Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus" (Tüb. 1833; 2. Aufl. 1836) und in der „Erwiderung gegen Möhler's neueste Polemik u. s. w." (Tüb. 1834), sowie von seinen geistvollen Mitstreitern geschehen ist, und wie er auch hier sein sinnvolles Reconstruiren eines geistigen Ganzen in seinem lebendigen Zusammenhange und in seinen Gegensätzen bewährt hat, ist die kaum erst wieder durch Planck u. A. reorganisirte Wissenschaft zu einer am Ende des vorigen Jahrhunderts kaum geahneten Ausbildung gelangt, und die evangelische Kirche, sofern sie Theil nimmt, kann unter diesen Führern sich wieder „in einer Art von Patriotismus" als eine geistige Einheit der katholischen Kirche gegenüber fühlen lernen, während in diesem Streite, auf welchen nur die Sachverständigsten eingehen konnten, der sonst so gesprächige Haufe ihrer ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Polemiker erfahren konnte, daß er bei einer wirklichen Gefahr aus Mangel an Vorkenntnissen zum Stillschweigen verurtheilt sei. Endlich von B.'s kritischen Arbeiten sind außer der erneuerten Bestreitung der Pastoralbriefe in der Schrift „Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus" (Tüb. 1835) mehre seiner Abhandlungen in der „Tübinger Zeitschrift für Theologie" sehr bemerkenswerth, wie die „Über die Christuspartei in Korinth", durch welche die wichtige Frage, ob Petrus jemals nach Rom gekommen sei, aufs Neue durch starke Gründe zweifelhaft gemacht ist. Aus der erwähnten Zeitschrift erschien auch im besondern Abdruck seine Abhandlung „Apollonius von Tyana und Christus oder das Verhältniß des Pythagoreismus zum Christenthum" (Tüb. 1832), ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus. Verstand, Ernst, Einfachheit, ruhige Würde, eine aus der gründlich erforschten Sache schmucklos sich ergebende Form zeichnen seine Schriften wie seine mündlichen Vorträge aus. Ein im Lobe sparsamer Mann hat B. einen „großen Theologen" genannt. (49)

**Bautain** (Louis), Doctor der Theologie, Medicin und Philosophie, Professor der Philosophie und Ehrendomherr zu Strasburg. Fast um dieselbe Zeit, wo man in Rom das theologisch-philosophische System Lamennais' und zugleich die Lehre des Professors Hermes in Bonn verdammte, erhob sich in der katholischen Kirche ein dritter Zwist, indem der Professor B. zu Strasburg, bis dahin von seinem Bischofe wegen erfolgreicher Thätigkeit als Seelsorger hochgeschätzt, auf einmal von mehren Seiten, besonders aber durch das Journal „L'ami de la religion", als der Ketzerei dringend verdächtig, ja überwiesen dargestellt und bald darauf (1834) von seinem geistlichen Obern, dessen Entscheidung ein päpstliches Breve bestätigte, zur Retractation aufgefodert wurde. Äußerer Anlaß dieser Verwickelungen war der durch B.'s glänzende Erfolge als Priester und Lehrer aufgeregte Neid einiger niedern Naturen des katholischen Klerus. Die Feindschaft aber zwischen B. und dem Klerus mußte sich nothwendig mehren, als von B. und seiner Schule die Ursachen aufgedeckt wurden, welche alle und jede Wirksamkeit der französischen Geistlichkeit unmöglich machen. B. fand diese Ursache in dem Mangel wissenschaftlicher, vorzüglich philosophischer Bildung; ganz besonders aber griff er in seiner Broschüre „De l'enseignement de la philosophie en France" die in den Seminarien herrschende scholastisch-cartesische Methode des philosophischen und theologischen Unterrichts an. Die Angegriffenen dagegen sahen in diesem Angriffe selbst schon eine Ketzerei, indem sie behaupteten, auch die Form ihres Unterrichts, ihre Methode, sei wesentlich katholisch, der Gegner aber ein gefährlicher Neuerer. In der That hatte B. gesagt, die Menschheit sei auf den Punkt gekommen, wo ihr der Buchstabe nicht mehr genügen, sondern das Verständniß, „die Idee" der Religion gegeben werden müsse. Der Bischof erschrak, er legte B. und dessen Schülern eine Reihe von Sätzen zur Unterschrift vor, erreichte aber nur einen bedingten Widerruf, ja einer der Schüler B.'s gab zur selbigen Zeit die Lehre des Meisters unter dem Titel: „Philosophie du christianisme, correspondance religieuse de Mr. L. B." (2 Bde., Strasb. und Par. 1835) heraus, welches Buch, in Rom lebhaften Widerspruch hervorrufend, dem Verfasser bei der tübinger Facultät die theologische Doctorwürde erwarb. Erst 1837 haben sich B. und seine Schüler bereit finden lassen, wenigstens den Worten nach ohne Vorbehalt insofern zu retrahiren (vgl. B.'s Lettre à Mgr. Lepappe de Brévern, évêque de Strasburg, Strasb. 1837), daß sie den von dem Bischofe vorgelegten Sätzen nicht mehr widersprechen wollen; doch da sie zugleich erklären, daß sie für ihre Person die Wahrheit dieser Sätze nicht einsehen, darum aber nicht leugnen wollten, daß Andere sie vielleicht einsehen möchten, so gleicht dieser ganze Widerruf so ziemlich dem Galile'schen „Und sie bewegt sich doch".

Der eigentliche Streitpunkt zwischen B. und dem Bischofe wird klar werden, wenn wir die in der „Philosophie du christianisme" niedergelegte Ansicht von

Digitized by Google

der Philosophie mittheilen. Zuvor jedoch ein Wort über B.'s Lebensumstände. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Paris geboren, studirte B. in der Normalschule, als diese in ihrer ersten, glänzendsten Periode war. Cousin schätzte seinen Schüler und Freund so hoch, daß er meinte, er selber werde Frankreich die Geschichte der Philosophie, B. aber das System geben. Wie Cousin, so ging auch B. vom Sensualismus zur schottischen Philosophie über, machte sich mit Kant, später auch mit Jacobi und Schelling bekannt und selbst Hegel blieb ihm nicht fremd. Das Deutsche versteht B. gründlich, wie seine vortreffliche Übersetzung der Krummacher'schen „Parabeln" beweist. Seit 1819 in Strasburg als Professor der Philosophie angestellt, stützten sich seine ersten Vorträge besonders auf Kant und schienen selbst Fichte'sche Elemente aufgenommen zu haben. Um dem noch immer herrschenden Materialismus solche Argumente, wie dieser sie gelten läßt, nämlich physiologische Thatsachen, entgegenstellen und den Gegner auf seinem eigenen Gebiete angreifen zu können, beschloß B., Medicin zu studiren. In der That vertheidigte er nach kurzer Zeit seine Theses und wurde Doctor der Medicin. Unterdeß siegte die Priesterpartei; in Paris wurden Guizot, Cousin und Villemain suspendirt, B. hatte dasselbe Schicksal. Fast um dieselbe Zeit ging aber auch eine Sinnesänderung in ihm vor, er war, wie er selbst in der zu Nancy 1825 gekrönten Preisschrift „Über die Vorzüge der christlichen Moral vor der philosophischen" sagt, Doctor der Weisheit geworden, ohne zu wissen, was denn die Weisheit ist; er hatte an allen Thüren angeklopft und nirgend eine genügende Antwort erhalten; er hatte alle Moralisten gelesen und wußte trefflich über die Tugend zu sprechen, aber er selber hatte keine Kraft, die Tugend zu üben. Da fiel ihm das Evangelium in die Hände und zeigte ihm auf einmal, was ihm alle Weisen der Erde nicht hatten sagen können: B. wurde Christ und Katholik. Die niedere Gesinnung seiner Gegner hat sich besonders darin glänzend gezeigt, daß sie B.'s Absetzung mit seiner Conversion haben in Verbindung bringen wollen. Die eigene Bekehrung genügte aber dem trefflichen Manne nicht; aller Abmahnungen seiner pariser Freunde ungeachtet, ließ er sich zum Priester weihen.

B.'s Ansicht von der Philosophie ist durch Kant und Jacobi, Platon und Augustinus vermittelt. Mit Kant ist ihm das Denken ein blos subjectives Thun, mit Jacobi meint er, daß jedes philosophische System, welches nicht von einem unmittelbaren, uns gegebenen Wissen ausgehe, zum Pantheismus führen müsse. Mit Augustinus leugnet B., daß der Mensch aus sich etwas thun kann; wie ihm zum Guten die Gnade nöthig ist, so bedarf er zum Erkennen der Wahrheit der Offenbarung. Von Platon aber hat B. die Ansicht aufgenommen, daß den „Ideen" in Gott ein „Ideal" entspricht. Er unterscheidet nämlich das Bild (image), die Anschauung und Vorstellung eines sinnlichen Objects; die Notio (la notion), Vorstellung der Beziehung zwischen zwei oder mehren Bildern, Product der Vernunft, und die Idee, welche der Typus eines metaphysischen Prototypus oder Ideals ist. Das Erkennen hat demnach drei Grade oder Unterschiede: das sinnliche, das rationelle (reflectirende), und die Intelligenz (l'intelligence). Demnach gibt es zweierlei radical entgegengesetzte Philosophien, den Rationalismus oder Pantheismus, dessen Repräsentant Aristoteles, und den Traditionalismus, der sich auf Axiomata stützt, die selbst nicht aus der Vernunft, sondern aus der Offenbarung stammen. Platon soll an der Spitze dieser Richtung stehen.

Die Roheit der B.'schen Psychologie fällt hier zunächst auf. Was er Idee nennt, ist nichts mehr und nichts weniger als Vorstellung unsinnlicher Gegenstände, es sind die Kategorien in das Gebiet der Vorstellung herabgezogen. B. hat keine Phänomenologie des Geistes; die Idee (Hegel's „Begriff") entsteht ihm nicht durch die Dialektik des sich von Stufe zu Stufe fortwälzenden Bewußtseins; die Idee wird von ihm nicht als die Wahrheit der Anschauung und Vorstellung erkannt; sondern sie ist sui generis; sie ist, wie bei Aristoteles der Geist, der νοῦς, ein an

den Menschen äußerlich herankommendes Göttliche. Weiter aber begeht B. den Fehler, an das negative Resultat der Kant'schen Philosophie als positive Ergänzung Lehren anzuknüpfen, die mit dieser Philosophie in schneidendem Widerspruche stehen. Wenn Kant das Wissen beschränken und dem „Glauben" Raum gewinnen will, so war dieser Glaube gar nichts Theoretisches, er war Willensbestimmung; der Grund, warum bei Kant ein Erkennen der Wahrheit unmöglich, macht ebenfalls den Besitz der Wahrheit auf dem Wege der Offenbarung unmöglich. Dies ist der erste Mangel in B.'s System. Geben wir aber zu, daß die religiöse, ja daß alle Wahrheit in der Schrift niedergelegt und ein aprioristisches Erkennen in dem Sinne der Cartesianer und der Wolf'schen Metaphysik unmöglich ist, räumen wir auch für die Philosophie die Nothwendigkeit der Erfahrung ein, habe sie nun die Gestalt eines natürlichen, geschichtlichen oder psychischen Factums, so kommen wir zum zweiten Male mit B. in Widerspruch. Es kommt nämlich bei ihm nicht vom Glauben zum Wissen und es kann nicht dazu kommen, weil „Idee" nur Vorstellung ist. Die Facta bleiben für ihn Facta, der Mythus selbst (z. B. der Sündenfall in der Form einmaligen zeitlichen Geschehens) gilt ihm als Factum. Alles, was B. thut, besteht darin, daß er für anscheinend widersinnige Dogmen allerlei Analogien in den Seelen wie im Naturleben sucht. Er beweist nicht, er macht blos plausibel. So müssen die drei Theile des grammatischen Satzes, die drei Termini des Schlusses u. s. w., die Trinität erweisen. In ähnlicher Art werden Erklärungen der Schöpfung, des Sündenfalls, des Bösen, der Erbsünde, der Versöhnung, der beiden Naturen in Christo u. s. w. versucht. Es ist eine sehr ungenügende Gnosis.

Worin sich nun B. von der katholischen Lehre unterscheidet, das möchte ein formaler und ein materialer Punkt sein. Wenn Hermes, welcher auf ein Begreifen des Inhalts der Dogmen gar nicht ausgeht, sondern den wenn auch unbegreiflichen Dogmen nur den Boden sichern und die Vernunft zum Glauben daran zwingen will, vor der Theologie gesündigt, indem er dem alten Gebäude ein neues Fundament geben wollte, so verdient B. ein Ketzer zu heißen, weil er im Heiligthum selbst Neuerungen versucht. Er ist ein Gnostiker und will begreifen, mit welchem Erfolge ändert in der Hauptsache nichts. Die materiale Ketzerei liegt in B.'s Neigung zum Augustinismus, da doch die Kirchenlehre semipelagianisch ist. Von hier aus hat auch der Streit mit dem Bischofe von Strasburg begonnen, und es ist dem Papste begegnet, in Strasburg zu billigen, was er in Bonn verdammt. Die Kirchenlehre setzt die göttliche Gnade nur als unterstützendes Moment, sie läßt der Freiheit des menschlichen Willens die Initiative zum Guten. Was aber vom praktischen Menschen gilt, muß auch vom theoretischen gelten; ist der Wille des Menschen durch den Sündenfall nur geschwächt, nicht aber gebrochen, so muß auch die Vernunft in derselben Lage sein. Das ist nun auch allgemeine Ansicht in Frankreich, denn seit den Zeiten der Scholastiker geht dem theologischen Unterrichte ein philosophischer voraus, der, von allen Offenbarungslehren abstrahirend, das Dasein Gottes, die Nothwendigkeit der Offenbarung u. s. w. aus der Vernunft, aus dem lumen naturae zu erweisen unternimmt, grade so wie Hermes. B. dagegen hat mit überlegenem Geiste die Nichtigkeit dieser vorgeblichen Beweise, die in der That in ihrer schlechten Verfassung immer schon voraussetzen, was sie beweisen sollen, nachgewiesen; er hat gegen eine, seit vielen Jahrhunderten beliebte Praxis, gegen Bischof und Papst behauptet, die Kirche könne wol Gottes Wort lehren, aber den Glauben daran nicht durch Syllogismen erzwingen; der Glaube sei ein Geschenk der göttlichen Gnade und werde durch Gebet erworben, grade wie auch die Liebe zum Guten nicht hinreiche, um das Gute zu thun, wozu wir, wie Paulus sagt, ebenfalls der Gnade bedürfen. Will man es übrigens ganz genau nehmen, so ließe sich noch eine dritte Ketzerei bei B. nachweisen. Der katholischen Kirche, als lehrendes Corps, sind die Dogmen wahr, weil

Digitized by Google

sie immer so gelehrt worden sind; der Laie aber soll nicht nur glauben, was die Kirche, sondern auch weil sie es lehrt Indem B. aber in der „Intelligenz" das subjective Princip der „Ideen" sieht, das Vermögen, die göttliche Wahrheit zu vernehmen, sinkt die Kirche zu einer bloßen Verwahrerin der von ihr als authentisch garantirten Offenbarung herab, und der Intelligenz der Individuen wird eine Function und Wichtigkeit eingeräumt, die eher zu irgend einer Gestalt des bibelgläubigen Protestantismus führen zu wollen, als auf dem Standpunkte des katholischen Autoritätsglaubens bleiben zu können scheint.

B. ist gegenwärtig in Rom, um von dem übel unterrichteten an den besser zu informirenden Papst zu appelliren. Vielleicht sind die bisherigen Verwickelungen nur ein Anfang; vielleicht auch wendet die Klugheit der kirchlichen Obern den Ausbruch fernerer Streitigkeiten ab. Geschieht dies, so muß B. bei seiner bedeutenden Bildung als Seelsorger und theologischer Lehrer auch fernerhin einen großen Einfluß auf die französische Religiosität haben. Noch ist von ihm zu sagen, daß er ein vortrefflicher Schriftsteller ist und daß seine Darstellung als Muster sprachlicher und stylistischer Reinheit und Gediegenheit gelten kann. (10)

**Bayer** (Hieronymus Johann Paul), bairischer Hofrath, Doctor und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu München, ward am 21. Sept. 1792 zu Rauris im Salzburgischen geboren, wo sein Vater Landrichter war. Den ersten lateinischen Unterricht erhielt er in der Klosterschule zu St.-Peter in Salzburg, aus welcher er 1804 zu dem akademischen Gymnasium und nach vollendeten Gymnasialstudien zur Universität daselbst überging. Nach der Abtretung Salzburgs an Baiern und nach der bald darauf erfolgten Aufhebung der dortigen Universität, an welcher er bereits seine juristischen Studien begonnen hatte, begab er sich im Frühjahre 1811 auf die Universität zu Landshut, wo er das Studium der Rechtswissenschaft fortsetzte und nach zwei Jahren vollendete. Nachdem er 1813 die philosophische Doctorwürde erlangt, betrat er in demselben Jahre die praktische Laufbahn als Jurist bei dem königlichen Landgerichte zu Landshut, wo er zwei Jahre verweilte, und nachdem er 1815 Doctor der Rechte geworden, arbeitete er bei einem damals rühmlich bekannten Rechtsanwalte zu München. Hierauf wurde er im J. 1817 durch ein königliches Reisestipendium in den Stand gesetzt, die Universität zu Göttingen besuchen zu können, wo er bis gegen Ende des J. 1818 sich aufhielt. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, an der Universität zu Landshut als Privatdocent der Rechte aufzutreten, wurde 1819, unter gleichzeitiger Aufnahme in das Spruchcollegium, zum außerordentlichen, 1822 zum ordentlichen Professor in der Juristenfacultät befördert und 1826 mit der Universität von Landshut nach München übersiedelt, wo er wiederholt das Rectorat bekleidete. In den Kreis seiner Vorlesungen gehören: Geschichte des römischen Rechts, Institutionen, Kritik und Hermeneutik des römischen Rechts, vorzugsweise aber gemeiner deutscher Civilproceß und processualisches Practicum. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Über die Änderung des Klaglibells" (Landshut 1819); „Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilproceß nach Martin's Lehrbuche" (5. Aufl., Münch. 1835); „Theorie der summarischen Processe" (3. Aufl., Münch. 1834) und „Theorie des Concursprocesses" (Münch. 1836). Sowol seine Schriften als seine Vorträge zeugen von gründlichen Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn und geben ihm den ersten Rang unter den gegenwärtigen Rechtslehrern der Universität zu München, sowie einen bedeutenden Namen unter den Juristen überhaupt. (7)

**Beaulieu-Marconnay** (Wilhelm Ernst, Baron von), großherzoglich oldenburgischer Oberschenk und geheimer Staatsrath, wurde zu Celle 1786 geboren und stammt aus einer sehr alten französischen Familie in Poitou, die nach der Widerrufung des Edicts von Nantes auswanderte Ein Ast derselben, der jetzt ausgestorben ist, ließ sich damals im Brandenburgischen nieder, wo mehre Glie-

Digitized by Google

der desselben ansehnliche Stellen im Civil- und Militairdienste bekleideten; der andere wendete sich in das Hanoverische, wo eines der Glieder, der Ahnherr des gegenwärtigen geheimen Staatsraths, mit der Schwester der Herzogin von Celle, einer geborenen Herzogin d'Olbreuse, sich vermählte. B. erhielt seine erste Erziehung und Bildung zu Schnepfenthal und in dem Gymnasium zu Hanover. In Heidelberg, wo er studirte, war er ein Schüler von Fries, mit dem er auch später in vertrauten Freundschaftsverhältnissen stand. Im J. 1807 als Auditor beim Hofgerichte zu Hanover angestellt, trat er, als Hanover dem Königreiche Westfalen einverleibt wurde, als Kammerjunker in oldenburgische Dienste, wurde 1811 herzoglicher Commissarius, 1816 Regierungsrath und seitdem fast zu allen Sendungen nach Petersburg gebraucht. Im J. 1819 ging er als Commissarius wegen Verhandlung der kniphauser Angelegenheiten mit dem Grafen von Bentinck nach Berlin, wo er auch 1825 das hierauf bezügliche Abkommen traf, und 1836 bei der Vermählung der Herzogin Amalie von Oldenburg mit dem Könige Otto von Griechenland war ihm die Errichtung der Ehepacten übertragen. Seit 1826 Oberschenk, wurde er 1830 geheimer Cabinetsrath und mit dem Titel als Staatsrath ins Cabinet und Ministerium berufen, 1822 Chef der Hofkapelle und 1837 geheimer Staatsrath. B. ist im Besitze mehrer hoher Orden. Mit Vergnügen vermißt man an ihm das steife Formwesen, welches nur zu oft dem hanoverschen Adel eigenthümlich ist. Mit einem lebendigen Sinne für das Schöne und Wahre verbindet er ein höchst gefälliges Wesen, das ihn zur Zierde aller höhern Cirkel macht. — Sein Bruder, Karl von Beaulieu, General und Oberforstmeister, lebt in Hildesheim und war bei Errichtung mehrer Corps im Freiheitskriege von 1813 sehr thätig. (39)

Beaumont (Jean Baptiste Armand Louis Léonce Elie de), Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ingenieur en chef der Bergwerke (seit 1833), Professor der Geologie an der Bergwerksschule (seit 1829) und am Collège de France (seit 1832), wurde 25. Sept. 1798 zu Canon im Departement Calvados geboren. Nachdem er seine ersten Studien im Collège Henri IV. betrieben hatte, trug er 1817 bei der allgemeinen Preisbewerbung der pariser Collegien in Mathematik und Physik die ersten Preise davon. Hierauf besuchte er die polytechnische und 1819 die Bergwerksschule. Im J. 1821 begann er seine geognostischen und bergmännischen Reisen, worauf er 1824 zunächst zum Ingenieur der Bergwerke ernannt wurde. Seit dieser Zeit hat er bei seiner gründlichen Bildung, seinem Fleiße und seinen Talenten sowol als Lehrer wie als Schriftsteller sehr Bedeutendes geleistet. Seine „Notices sur les mines de fer et les forges de Framont" in den „Annales des mines" (Bd. 7, 1822), der von ihm für das „Dictionnaire des sciences naturelles" bearbeitete Artikel „Mines", der auch als besonderes Werk unter dem Titel: „Coup d'oeil sur les mines" (Par. 1824) erschien, und die, im Vereine mit Dufrénoy herausgegebene „Voyage métallurgique en Angleterre" liefern den Beleg für die Gediegenheit seiner berg- und hüttenmännischen Ausbildung. In dem letztgenannten Werke legten die Verfasser die Erfahrungen nieder, welche sie auf einer 1823 in Auftrage der Bergwerks-Administration und in Gesellschaft von Brochant de Villiers unternommenen Reise durch England und Schottland gesammelt hatten, einer Reise, deren Zweck es besonders auch war, sie durch autoptische Studien der englischen Gebirgsformationen für das wichtige Redactionsgeschäft einer geologischen Karte von Frankreich vorzubereiten. Im J. 1825 wurde dann auch B. zugleich mit Dufrénoy unter der Leitung Brochant's mit der Bearbeitung der großen geologischen Karte von Frankreich beauftragt. Seit dieser Zeit widmete er sich fast ausschließlich den Studien der Geologie und entfaltete auf dem Gebiete dieser Wissenschaft eine höchst bedeutungsvolle Thätigkeit. Außer vielen andern Aufsätzen, welche er lieferte, verdienen hier besonders die für die geologische Beurtheilung der alpinischen Formationen so wichtig

Digitized by Google

gewordene „Notice sur un gisement de végétaux fossiles et de bélemnites, situé à Petit-Coeur près Moutiers" in den „Annales des sciences naturelles' (Bd. 14, 1828) und „Faits pour servir à l'histoire des montagnes de l'Oisans" (1829; später in den „Mémoires pour servir à une description géologique de la France", Bd. 2) erwähnt zu werden, in welcher letztern Schrift manche sehr merkwürdige Auflagerung von Granit auf Jurakalk beschrieben, und Leopold von Buch's ebenso geistreiche wie naturgemäße Theorie der Erhebungskratern für ältere Formationen in Anwendung gebracht wurde, was B. auch in einem Aufsatz über das Ringgebirge der Insel Ceylon versuchte. In seinen „Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du globe" in den „Annales des sciences naturelles" (Bd. 18 und 19) brachte er die im Allgemeinen schon früher von Saussure, Fichtel, Heim, Leopold von Buch und andern Geologen aufgestellte Theorie der Gebirgserhebung mit der Entwickelungsgeschichte der sedimentairen Formationen auf eine höchst geniale Weise in Verbindung und suchte zugleich den Synchronismus derjenigen Gebirgsketten darzuthun, welche eine parallele Richtung haben. Diese Theorie von der Coincidenz der Gebirgserhebungen mit den Epochen der sedimentairen Formationen und von dem Parallelismus der gleichzeitig erhobenen Gebirgsketten hat B. seit jener Zeit immer mehr zu vervollkommnen und immer weiter auszudehnen gesucht, und sie ist es besonders, welche ihm einen so berühmten Namen verschaffte. Auch die erwähnte Theorie der Erhebungskratern fand und findet fortwährend in B. einen ehrenwerthen Verfechter. Seine treffliche „Mémoire sur les groupes du Cantal et du Mont d'or" in den „Mémoires pour servir à une description géologique de la France" (Bd. 2) liefert nicht nur geognostische Belege für jene Theorie, sondern auch eine sehr interessante mathematische Entwickelung der Form- und Dimensionsverhältnisse, welche sich zwischen den Spaltungsthälern und Zwischenjöchern der Erhebungskratern herausstellen; auch widerlegte B. im dritten Theile der genannten „Mémoires" mehre Zweifel und Einwürfe gegen seine Beobachtungen und Folgerungen. Ebenso liefert die neueste Arbeit B.'s: „Recherches sur la structure et sur l'origine du mont Etna", einen Beweis dafür, welche schlagende Gründe sich aus genauen Beobachtungen und scharfsinnigen Combinationen für die Theorie der Erhebungskratern ableiten lassen. Die geologische Karte von Frankreich, an welcher B. einen so wesentlichen Antheil hat, erscheint im Maßstabe von $^1/_{500000}$; sie ist in ihren Vorarbeiten völlig beendigt, und ihr Erscheinen wird nur noch dadurch verzögert, daß der Stich derselben viel Zeit erfodert. Da übrigens B. noch in den besten Jahren steht, so hat die Wissenschaft gewiß noch Vieles von einem Manne zu erwarten, der sich durch gründliche Gelehrsamkeit und Genialität ebenso wie durch liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit auszeichnet. (50)

**Bechstein** (Ludwig), Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek zu Meiningen, geb. im Meiningischen am 24. Nov. 1801, empfing die erste wissenschaftliche Ausbildung in dem Gymnasium zu Meiningen. Äußere Verhältnisse und ein gänzliches Verkennen des ihm inliegenden Talents bestimmten ihn, sich der Pharmacie zu widmen. Nach vollbrachten Lehrjahren zu Arnstadt ward er Gehülfe in einer Apotheke zu Salzungen; doch verließ er diese Laufbahn im J. 1829 auf Veranlassung des jetzt regierenden Herzogs von Meiningen, dessen Aufmerksamkeit er durch seine „Sonettenkränze", die er 1828 in Arnstadt erscheinen ließ, auf sich gelenkt hatte. Von dem Herzoge unterstützt, um sich ganz nach seiner Neigung den schönen Wissenschaften zu widmen, ging er nach Leipzig, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und im Herbst 1830 nach München, wo er seiner fernern Ausbildung durch Kunstanschauungen und Selbstunterricht nachstrebte. Im Herbst 1831 nach Meiningen zurückgekehrt, wurde er bald darauf Cabinetsbibliothekar des Herzogs und zugleich zweiter Bibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek,

1833 aber erster Bibliothekar. Im letztgenannten Jahre gründete er den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein, dessen Director er wurde und dessen Thätigkeit er mit großer Liebe leitete. Wie schon in den frühern geistigdrückenden Verhältnissen, so war B. auch jetzt, wo ein freundlicher Stern ihm aufgegangen, ungemein productiv. Der in Folge der Verhältnisse erst späten Entwickelung seiner Kräfte mag es beigemessen werden, daß sein Talent sich nur allmälig Bahn brach, daß er in vielen Dingen Autodidakt, auch in vielen sich versuchte und nicht gleich eine bestimmte Richtung zu verfolgen vermochte. In rascher Folge und in bunter Reihe lieferte er lyrische, epische, dramatische und novellistische Productionen, bis er in neuester Zeit mit großer Vorliebe dem Gebiete der deutschen Volkssage sich zuwendete. Von seinem Werke: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes", sind bis jetzt drei Bände (Meiningen 1835—37) erschienen, die von vielem Fleiße zeugen und das Talent des Verfassers beweisen, die Sagen in einfachster Gestalt wiederzugeben. Von B.'s übrigen Schriften erwähnen wir „Die Weissagung der Libussa, historisches Gemälde" (2 Bde., Stuttg. 1829); „Die Haimonskinder, Gedicht" (Leipz. 1830); „Erzählungen und Phantasiestücke" (4 Bde., Stuttg. 1831); „Der Todtentanz, Gedicht" (Leipz. 1831); „Arabesken" (Stuttg. 1832), ein kleines, aber höchst beachtungswerthes Buch; „Der Sonntag, Gedicht" (Leipz. 1832); „Das tolle Jahr, historisches Gemälde" (3 Bde., Stuttg. 1833); „Der Fürstentag, historisch-romantisches Zeitbild" (2 Bde., Frankf. 1834); „Luther, ein Gedicht" (Frankf. 1834); „Novellen und Phantasieblüten" (2 Bde., Hildburgh. 1835); seine „Gedichte" (Frankf. 1836) und die „Fahrten eines Musikanten" (3 Bde., Schleusingen 1836—37), in denen der als Mensch und tüchtiger Musiker bekannte Professor Elster den Helden bildet. Für das „Malerische und romantische Deutschland" arbeitet er gegenwärtig die Sektion, welche Thüringen umfaßt. Als Dichter ist B. eine reiche Phantasie, Herrschaft über die Sprache, hohe Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne und ganz besonders große Innigkeit und Tiefe der Empfindung nicht abzusprechen. Auch das Feld der Novelle wird, bei etwas freierer Bewegung, ihm fernerhin ein ergiebiger Boden sein. (51)

**Becker** (Karl Ferdinand), deutscher Sprachforscher, wurde 1775 zu Liser, im vormaligen Kurfürstenthum Trier, geboren, wo sein Vater einen Eisenhammer besaß. Seiner Erziehung unterzog sich sein gelehrter und verdienstvoller Oheim, Ferdinand Becker, der Domvicar und Archidiakonatcommissair zu Paderborn war und 1798 der Heterodoxie beschuldigt, das Opfer einer fanatischen Verfolgung wurde. B. besuchte das Gymnasium zu Paderborn und nachdem er zwei Jahre im Priesterseminar zu Hildesheim gewesen, erhielt er in dem Alter von 19 Jahren eine Anstellung als Lehrer an dem Josephinum in Hildesheim. Doch der damals noch mit dem Stande des Schulmannes als unerläßliche Bedingung verbundene Eintritt in den geistlichen Stand veranlaßte ihn, 1799 seine Entlassung zu nehmen und Medicin zu studiren. Er that dies zu Göttingen, wo 1802 seine lateinische Abhandlung über die Wirkungen der äußern Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper mit dem Preise gekrönt wurde. Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1803 praktischer Arzt in Höxter an der Weser, und als er 1806 in Folge der eingetretenen politischen Veränderungen die mit seiner Anstellung verbundene Besoldung verloren, 1810 im Königreiche Westfalen als Unterdirector der Pulver- und Salpeterbereitung für die Departements der Leine und des Harzes zu Göttingen angestellt. Die Resultate seiner Vergleichung der Beobachtungen über die Salpeterfabrikation legte er in der Schrift nieder: „Theoretisch-praktische Anleitung zur künstlichen Erzeugung und Gewinnung des Salpeters" (Braunschw. 1814). Zugleich verwendete er seine Mußestunden auf die Beobachtung des damals epidemisch gewordenen Typhus, was ihm 1812 zu der kleinen Schrift: „Über das Petechialfieber", die Veranlassung gab, und im Winter hielt

er akademische Vorlesungen. Im J. 1813 folgte er dem Rufe der Centralhospitalverwaltung für die verbündeten Heere und stand mehren Militairhospitälern in und um Frankfurt vor; als aber 1815 die Centralhospitalverwaltung aufgelöst wurde, ließ er sich als praktischer Arzt in Offenbach am Main nieder. Vater einer zahlreichen Familie übernahm er den Unterricht seiner selbst Kinder mit so gutem Erfolge, daß seit 1823 mehre seiner Freunde und Bekannten in dem benachbarten Frankfurt ihm den Antrag machten, ihre Kinder mit den seinigen zu erziehen. B. glaubte in seinen Verhältnissen diesen Antrag nicht ablehnen zu dürfen, und so bildete sich in seinem Hause allmälig eine Erziehungsanstalt, die er mit vieler Umsicht leitet. Jetzt, wo er sich nun wieder mit dem Sprachunterricht beschäftigen mußte, wurde auch die Liebe zur Sprachforschung, der er sich schon 25 Jahre früher als Schulmann mit Vorliebe zugewendet hatte, wieder lebendig. Durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen war er aber auf einen Standpunkt gestellt, von welchem aus die Sprache bisher entweder gar nicht oder doch nur obenhin und auf eine nicht in das Innere derselben eingreifende Weise war betrachtet worden. Er erkannte in der Sprache eine durch die geistige und leibliche Natur des Menschen nothwendig gegebene organische Verrichtung, und versuchte demnach, die Sprache in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Verhältnissen als Product einer organischen Entwickelung darzustellen. Diese organische Entwickelung der Sprache war der Grundgedanke, aus welchem er auf einfache Weise ein System entwickelte, welches alle Theile der Sprache umfaßt und zu einer organischen Einheit verbindet. Das erste Werk, in welchem sich B. als Sprachforscher ankündigte, war „Die deutsche Wortbildung" (Frankf. 1824); alsdann erschien der erste Theil seiner „Deutschen Sprachlehre" (Frankf. 1827), der den „Organismus der Sprache" behandelt. Die in dem letzten Werke entwickelte Ansicht mußte, auf die Grammatik angewendet, nicht etwa blos andere Bestimmungen einzelner Theile derselben, sondern eine ganz neue Gestaltung der ganzen Grammatik herbeiführen, wie er sie in der größern „Deutschen Grammatik", welche den zweiten Theil der „Deutschen Sprachlehre" (Frankf. 1829) bildet, und die er statt einer zweiten Auflage als „Ausführliche deutsche Grammatik" (Frankf. 1836—37, 1. und 2. Abtheil.) erscheinen läßt, sowie in der „Schulgrammatik der deutschen Sprache" (Frankf. 1831; 3. Aufl. 1834) geliefert hat. Nächstdem ist noch zu erwähnen seine Schrift: „Das Wort in seiner organischen Bedeutung" (Frankf. 1833) und sein „Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre" (Frankf. 1833; 2. Aufl. 1836). Für Engländer wurde seine Sprachlehre in einem 1831 zu London erschienenen Werke bearbeitet, das beim Unterrichte auf der Universität zu London als Lehrbuch dient. Da B. seine Ansicht nicht sowol durch polemische Angriffe gegen die entgegengesetzten Ansichten als durch historische Begründung der Thatsachen geltend zu machen suchte, und die Ansicht selbst durch eine innere Lebendigkeit anzieht, die von Oberflächlichkeit und Pedanterie gleich entfernt ist, so hat sie, obgleich sie von der früher gewöhnlichen Ansicht wesentlich verschieden ist, nicht allein bei Sprachforschern, sondern auch bei praktischen Schulmännern eine günstige Aufnahme gefunden. Auch ist, wenn B.'s Grundansicht sich ferner bewährt, zu erwarten, daß insbesondere nicht mehr wie bisher die deutsche Grammatik in ihrer Fassung naturwidrig von der lateinischen und griechischen, sondern die letztere naturgemäß von der erstern ausgehen werde.

**Beckmann** (Friedrich), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden komischen Schauspieler, wurde am 16. Jan. 1803 zu Breslau geboren. Schon als Knabe kam er zum Chor des dortigen Theaters, welches damals in einem ausgezeichnet trefflichen Zustande war und einen Verein von Künstlern, z. B. Anschütz, Schmelka u. s. w., besaß, die nachmals als die besten an den ersten Theatern

Deutschlands glänzten. Sie zeigten eine warme Theilnahme für das Geschick des Knaben, der sie oft durch seine drolligen humoristischen Einfälle zu lachen machte, und sein Talent für populaire Komik unzweifelhaft an den Tag legte. Besonders nahm sich Schmelka seiner auf liebreiche Weise an und veranlaßte es auch, daß B. im J. 1824 bei der Errichtung des königsstädter Theaters in Berlin Mitglied desselben wurde. Eine Zeit lang nur in Nebenrollen beschäftigt, erregte er doch schon damals häufig die Lachlust der Zuschauer durch komische Impromptus, die er extemporirend in seine Rolle einstreute. Erst als er auf einer Urlaubsreise nach seiner Vaterstadt Breslau im J. 1830 daselbst unter außerordentlichem Beifall Gastrollen gegeben, erhielt er nun auch in Berlin bedeutendere Partien, und wurde sehr bald der Liebling des Publicums. Holtei schrieb damals für die Bühne der Königsstadt ein Drama, welches er „Ein Trauerspiel in Berlin" benannte. Mehre Hauptfiguren desselben wurden im berliner Volksdialekt gesprochen, unter andern auch ein sogenannter Eckensteher, wie in Berlin die Taglöhner heißen, die, an den Straßenecken stehend, ihre Beschäftigung, welche in Holzhauen, Tragen, Botenlaufen u. s. w. zu bestehen pflegt, vom Zufall erwarten. Diese Figur gab B. mit einer so treuen Lebendigkeit, und sie fand, obgleich keine der hervortretenden des Dramas, einen solchen Anklang beim lachlustigen berliner Publicum, daß B. dadurch auf den Gedanken gerieth, sich eine Art Monodram zu schreiben, welches er mit ebenfalls aus dem Holtei'schen Stück herübergenommenem Namen: „Eckensteher Nante" (Abkürzung für Ferdinand) betitelte. Diese Volksposse hatte einen unglaublichen Erfolg. Die Grundidee war zwar von Holtei, einem gewandten Kenner und Zeichner alles niedrig Volksthümlichen in Deutschland, ausgegangen, doch B., dies läßt sich nicht leugnen, hatte ihr eine Menge komischer, aus dem Leben gegriffener Züge beigefügt, die ganz die Sphäre des Charakters ausdrückten und den Volkswitz des Berliners getreu und schlagend reflectirten. Weit über hundertmal mußte B. diese Posse darstellen; sie erlebte etliche zwanzig Auflagen, unzählige Nachahmungen und wurde auf allen Theatern Deutschlands gegeben. Ja, bei der Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem Könige von Preußen in Schwedt im J. 1833 wurde B. eigens dorthin beschieden, um den höchsten Herrschaften diese Posse, in der er als Darsteller ein unübertreffliches Spiegelbild der Wahrheit ist, vorzuführen. Gewissermaßen spricht sich der Typus der ganzen Komik B.'s hier aus. Er ist weniger ein Schauspieler, als ein mit dem glücklichsten Humor, mit dem gesundesten Mutterwitz begabtes Talent, das, indem es selbst heiter ist, uns mit in seinen heitern Kreis hineinzieht. Doch soll ihm damit wirkliche Darstellungsgabe nicht abgesprochen werden, indem namentlich seine trockene, scheinbar ganz zufällige Natürlichkeit ein wahrhaft künstlerischer Zug an ihm ist. Sehr zu loben ist es an ihm, daß er die Komik nie in burlesker Übertreibung sucht, sondern seine Figuren mit natürlichster Lebenswahrheit zeichnet. Sein Mutterwitz ist ein unerschöpflich sprudelnder Born; die meisten seiner Einfälle sind unvorbereitete Gaben des Augenblicks; verargen wird es ihm gewiß Niemand, daß er das glücklich Gefundene eine Zeit lang nutzt und ausbeutet. Auch in dem gewöhnlichen Lebens- und Umgangsverkehr begleitet ihn die Gabe glücklicher Einfälle, ja sie verließ ihn nicht auf dem gefährlichsten Krankenbett. Denn als er vor einigen Jahren an einer schweren Operation, die der Geheimrath Gräfe aufs glücklichste ausführte, Monate lang fast auf dem Sterbebette lag, und der Apotheker bei Empfang der theuern Recepte mitleidig geäußert hatte, es werde Alles umsonst sein, schrieb ihm B. sofort ein Billet, worin er ihm dankte, daß er ihm die Medicin umsonst liefern wolle, welches die Folge hatte, daß dies in der That geschah. Die glücklichsten Rollen B.'s sind: Vater Renner in „Adlers Horst", Liborius in „Reise auf gemeinschaftliche Kosten", Graf Schelle, Knieriem in „Lumpaci Vagabundus" und ähnliche. Als Mensch genießt er den Ruf eines rechtlichen, heitern, durchaus verträglichen und wohlwollenden Charakters.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1838 hat er sich mit einer wiener Schauspielerin, Therese Muzarelli, die jetzt gleich ihm auf eine lange Reihe von Jahren beim königstädtischen Theater in Berlin engagirt ist, verheirathet. (12)

**Becquerel** (Antoine César), einer der verdienstvollsten französischen Physiker, wurde am 7. März 1788 zu Châtillon-sur-Loing im Departement Loiret geboren. Nachdem er seine Vorbildung auf der polytechnischen Schule zu Paris vollendet hatte, trat er 1808 in das Ingenieurcorps und machte unter dem Marschall Suchet den spanischen Feldzug mit. In mehren Treffen und Schlachten durch Tapferkeit und militairische Talente ausgezeichnet, verdiente er sich den Orden der Ehrenlegion und wurde nach der Rückkehr in die Heimat zum Studieninspector bei der polytechnischen Schule ernannt. Nachdem er dieses Amt ein Jahr verwaltet, machte er den Feldzug von 1814 mit und nahm 1815 als Bataillonschef beim Ingenieurcorps seine Entlassung. Sein Oheim, der durch Bildung und Genialität gleich ausgezeichnete Maler Girodet, der schon früher auf B.'s Ausbildung großen und segensreichen Einfluß gehabt hatte, regte durch sein eignes lebhaftes Interesse für Naturwissenschaften ihn an, sich ernstlich mit chemischen und physikalischen Untersuchungen zu beschäftigen. Die zum Theil sehr großartigen Resultate derselben sind in einer Reihe Abhandlungen niedergelegt, die größtentheils durch die „Annales de physique et de chimie" veröffentlicht wurden, und in deren Anerkennung B. 1829 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nach Girodet's Tode übernahm B. die Herausgabe eines Theiles von dessen hinterlassenen Werken. Ganz besonders hat sich B. mit Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus beschäftigt, und in seinem noch nicht ganz vollendeten Werke: „Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme" (5 Bde., Par. 1834—37), sind seine eignen Entdeckungen mit denen aller übrigen Physiker in einer bisher noch nicht vorhandenen Vollständigkeit dargestellt. Unter B.'s wissenschaftlichen Leistungen sind ferner hervorzuheben seine Untersuchungen über die elektrischen Eigenschaften des Turmalins; über das Leitungsvermögen der Metalle u. s. w.; über die Wärmewirkungen in schlechten Leitern u. s. w.; über die magnetischen oder analogen Wirkungen starker elektrischer Ströme in allen Körpern; über Elektricitätserzeugung durch den Contact verschiedener Stücke desselben Metalls; über Magnetisirbarkeit aller Körper; über Magnetoelektricität; über Anwendung elektrochemischer Kräfte auf Pflanzenphysiologie. (17)

**Beer** (Michael), der Bruder des Componisten Meyer Beer, wurde zu Berlin im J. 1800 von jüdischen Ältern geboren und starb am 22. März 1833. In dem reichen, gastfreien Hause seiner Ältern, wo stets Gelehrte, Künstler, Virtuosen und Schauspieler aus Berlin und der Fremde die Gesellschaft belebten, erwuchs schon früh seine Neigung für das Theater und die dramatische Kunst. Im Umgange mit den ersten Talenten der berliner Bühne drängte es den noch halben Knaben, eine Tragödie „Klytemnestra" zu schreiben, die 1819 durch die Bemühungen und die Kunst des Wolff'schen Ehepaares und der Crelinger zur Aufführung auf dem Hoftheater kam. Zum Glück für seine Ausbildung ließ er sich durch diese ungewöhnliche Auszeichnung, welche er den Verhältnissen und nicht dem Werthe dieses ersten Products verdankte, nicht abhalten, seine auf dem Werder'schen Gymnasium begonnenen, aber wieder abgebrochenen Studien privatim unter Zumpt's Leitung mit Ernst fortzusetzen. Er besuchte darauf die Universität seiner Vaterstadt, wo er außer den historischen und philologischen, philosophische und naturwissenschaftliche Studien begann. Fruchtreicher für den Menschen und Dichter waren die, welche seine vielfachen Reisen ihm darboten. B. war einer der wenigen Glücklichen, die bei großem Reichthum auch einer Freiheit, die nur durch allgemein menschliche Rücksichten ihre Schranken erhält, sich erfreuten. Wenn er die letzten zehn Jahre seines kurzen Lebens fast beständig auf Reisen in Deutsch-

land, Italien und Frankreich, seinen Aufenthalt abwechselnd in München, Bonn Düsseldorf und Paris nahm, und nur bei Gelegenheit seine Vaterstadt besuchte, so ist es für seinen Charakter anerkennenswerth, daß weder fremde Sitten, die ihn anzogen, noch der Umgang mit den ersten Geistern im Auslande, den er gern suchte, seinen Geist dem deutschen Vaterlande entfremdeten. Auch der Geist des Liberalismus, welcher, natürlich von seinem Standpunkte aus, durch die Bekanntschaft mit den glänzendsten Parteitalenten Frankreichs genährt wurde, hinderte ihn nicht, die patriotischen Stimmungen seines nächsten Vaterlandes Preußen zu theilen. Als Dichter bewahrte er in Paris seine deutsche Selbständigkeit, weder die altclassische Poesie der Franzosen bewundernd, noch ihre neuromantische billigend. Seinem zweiten Trauerspiele, noch einem Jünglingsversuche: „Die Bräute von Aragonien" folgte der „Paria" (Leipz. 1823), der auf allen deutschen Bühnen einer außerordentlichen Wirkung sich erfreute. Im J. 1826 bei einer dritten Reise durch Italien dichtete er seine genuesischen Elegien, die zu seinen besten Poesien gehören. Im J. 1827, ein Jahr, welches er größtentheils in München verlebte, eingeführt in die glänzendsten Verhältnisse einer Stadt und eines Staates, der damals in seinen schönsten Morgenträumen von Kunst und Freiheit strahlte, und im Freundesbunde mit dem Dichter und Minister Eduard von Schenk und mit H. Heine, dichtete er das Trauerspiel „Struensee", seine vollendetste dramatische Arbeit, die in Deutschland verdiente Anerkennung fand und auch ins Französische übersetzt wurde; doch diplomatische Rücksichten verschlossen ihr die Bühnen. Seine letzte Tragödie: „Schwert und Hand", in Berlin aufgeführt, konnte die Gunst des Publicums nicht erringen. Ideen zu neuen Trauerspielen, die ihm vorschwebten: „Kaiser Albrecht", „Mazarin", „Die Amazone", ließ die bewegte Zeit in ihm nicht zur Gestaltung kommen; die Tragödie der Bühne erschien ihm nichtig gegen das große Drama der Zeitgeschichte. Ein Nervenfieber, gegen das seine kräftige Natur vergebens ankämpfte, raffte ihn fern von seiner Familie in München im 33. Lebensjahre dahin. Die Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Leipz. 1835) begleitete sein Freund Ed. von Schenk mit einer Biographie des Dichters, worin es über B.'s Persönlichkeit heißt: „Er war eine nicht nur von jeder Gemeinheit entfernte, sondern ihr gerade entgegengesetzte Natur. Eingeboren war ihm ein Herz voll Güte und Milde, eine warme Liebe nicht blos für Diejenigen, die ihm durch Bande des Blutes oder der Freundschaft näher standen, sondern auch für alle Menschen überhaupt, die ihm der Achtung oder des Mitleids würdig schienen; ein reger Sinn für Wohlthätigkeit, vor Allem ein lebendiges Streben nach Wahrheit, Schönheit und Tugend. Angeeignet aber hatte er sich eine strenge Rechtlichkeit, selbst in den unbedeutendsten Dingen, eine Wahrhaftigkeit, die nicht der kleinsten Lüge, nicht einmal im Scherze, fähig war, eine seltene Unbefangenheit des Urtheils über Andere, besonders über die Werke anderer Schriftsteller, wenn er auch mit diesen nichts weniger als befreundet war, vor Allem aber die tiefste Scheu vor jeder Art von Prunk und Öffentlichkeit in Bezug auf wohlthätige Handlungen." Sein wohlthätiger Sinn bekundete sich auch nach seinem Tode durch eine Stipendienstiftung für junge Maler seines Glaubens. Einen herrlichen Beleg für die achtungswerthen Gesinnungen B.'s, welche die Frucht seiner Weltbildung und des Umgangs mit edlen Geistern waren, enthält sein „Briefwechsel", herausgegeben von Ed. von Schenk (Leipz. 1837). (6)

**Beer** (Wilhelm), geheimer Commerzienrath und Bankier zu Berlin, der Bruder des Vorigen, geboren zu Berlin am 4. Febr. 1797, erhielt auf dem joachimsthaler Gymnasium daselbst seine Schulbildung. Kaum 16 Jahre alt trat er 1813 in die Reihen der freiwilligen Vaterlandsvertheidiger und avancirte in einem Dragonerregimente zum Lieutenant. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris im J. 1815 nahm er Urlaub, hielt sich einige Zeit bei seinem ältesten

Digitized by Google

Bruder Meyer Beer auf und machte dann mit diesem Reisen nach England und nach Italien. Zurückgekehrt nach Berlin gab er nach dem Wunsche seines Vaters, der seine bedeutenden Fabrik- und andern Geschäfte gern diesem seinem zweiten Sohne übertragen wissen wollte, da dessen andere Brüder den schönen Künsten und Wissenschaften sich gewidmet hatten, den Militairdienst auf und suchte sich mit den Comptoirgeschäften vertraut zu machen. Dabei aber benutzte er alle seine Mußestunden zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung. Mit den Elementen der höhern Mathematik und Astronomie vertraut, beschloß er, nachdem ihn der Zufall in den Besitz eines großen Frauenhofer'schen Fernrohrs gesetzt hatte, im Verein mit Dr. Mädler, der ihm schon frühzeitig durch gleiche Neigung für die Wissenschaft befreundet war, vorzugsweise die Astronomie zu cultiviren, und erbaute zu diesem Behufe auf seiner Villa im Thiergarten eine kleine Sternwarte, wo er nun mit Mädler die fleißigsten Beobachtungen anstellte. Schon ihre „Physischen Beobachtungen des Mars in der Erdnähe" vom J. 1830 erregten so bedeutendes Aufsehen, selbst in der pariser Akademie der Wissenschaften, daß Beide sich zu umfassendern Arbeiten aufgemuntert fühlten. Eine auf tüchtigen Messungen beruhende Karte der sichtbaren Mondoberfläche war damals noch immer ein vergeblicher Wunsch der astronomischen Welt. Was von 1648—1824 in dieser Beziehung geschehen, entsprach dem Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr, und von der von Lohrmann 1824 begonnenen, auf 25 Blätter berechneten Mondkarte waren bis 1830 nur vier Blätter erschienen. B. und Mädler unterzogen sich dieser Aufgabe und nach sechs Jahren unausgesetzter Arbeit war ihre „Mappa selenographica" (Berl. 1836) zur Verwunderung der ganzen astronomischen Welt in höchster Vollendung beendet. A. von Humboldt, Gauß, Bessel u. A., die französische Akademie und die Akademie der Wissenschaften zu München sprachen sich höchst günstig darüber aus. Der König von Dänemark, dem die Karte gewidmet war, ernannte B. zum Ritter des Danebrogordens und die französische Akademie krönte diese Arbeit mit dem Lalande'schen Preise. Nächstdem ließen B. und Mädler auch mehre Abhandlungen über einzelne Körper des Sonnensystems erscheinen. Ihre letzte umfassende Arbeit ist aber ein mit der Karte engverbundenes, ausführliches Werk: „Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen oder allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., Berl. 1837, 4.), nach dessen Erscheinen B. vom Könige von Preußen, in Anerkenntniß seines Verdienstes, den Charakter eines geheimen Commerzienraths erhielt. Neben diesem wissenschaftlichen Streben fehlt es B. auch nicht an Gemeinsinn und lebendiger Theilnahme für das Gemeinwohl. Als Chef eines der bedeutendsten Bankier- und Fabrikhäuser Berlins ist er vermöge seiner Kenntnisse und Erfahrungen ein sehr einflußreiches Mitglied des Handelsstandes dieser Stadt, und gern vernimmt man sein ruhiges, besonnenes Urtheil beim Börsenvorstande und bei großartigen Entrepriſen, wie z. B. neuerdings in Betreff der berlin-sächsischen und der berlin-potsdamer Eisenbahnprojecte. (52)

**Belgien.** Die Julirevolution in Frankreich von 1830 hatte schnell den Aufstand in Belgien nach sich gezogen, der längst schon in Brüssel vorbereitet, am 25. Aug. 1830 zum Ausbruch kam. Anfangs nur auf Abstellung gegründeter Beschwerden bestehend, stiegen die Foderungen der Urheber des Aufstandes mit ihrem Glücke, und als der Prinz Friedrich der Niederlande, der mit einem Corps herbeigeeilt war, Brüssel zu unterwerfen, am 25. Sept vor dem Volke sich zurückziehen mußte, war das Schicksal der belgischen Revolution entschieden. Die früher nur gegen die Regierung sich aufgelehnt hatten, erhoben den Arm gegen das Princip derselben, den Monarchen selbst. Alles kam zusammen, um sie in ihrem Fortschreiten zu ermuthigen. Die Armee war demoralisirt, die Festungen hatten die dreifarbigen Fahnen aufgesteckt, und die in der Eile in Brüssel zusammenberufene Regierungscommission nahm den Titel eines provisorischen Gouvernements von

Digitized by Google

Belgien an, somit die königliche Gewalt stürzend. Bis diesen Augenblick hatte die Mehrzahl nicht daran gedacht, die Sache auf die äußerste Spitze zu treiben. Prinz Friedrich wußte, daß der größte Theil der Bevölkerung Brüssels keinen Kampf wünschte, daß selbst die Meisten von dem lütticher Trupp, der mit Charles Rogier (s. d.) nach der Hauptstadt gezogen war, sich aus dem Staube gemacht hatten; aber die Gefangennehmung Ducpétiaux's, die Gerüchte, die über die blutdürstigen Pläne der Holländer unter dem Volke verbreitet wurden, brachten dasselbe in neue Aufregung. In dem spanischen Flüchtling Juan van Halen hatte es einen Führer gefunden, dessen Leitung, wie nicht weniger das schwankende Benehmen der Angreifenden selbst, ihm zum Siege verhalf. Wie jede Sache, so ging auch die holländische durch halbe Maßregeln verloren. Prinz Friedrich wollte menschlich handeln, vergaß aber, daß dies nur die Folge des Sieges sein darf. Bei dem Anrücken der Holländer hatten fast alle Männer von Bedeutung, mit Ausnahme von d'Hoogvorst und Baron Coppin, der später Gouverneur von Südbrabant ward, sich entfernt. Nach dem Abzuge der Truppen kehrten Gendebien (s. d.) und van de Weyer (s. d.), die sich ebenfalls geflüchtet hatten, und de Potter (s. Bd. 8), der verbannt in Paris und dann an der französischen Grenze die Ereignisse abgewartet hatte, nach Brüssel zurück. Der Einzug des Letztern war ein wahrer Triumphzug. Man empfing ihn, als habe er allein das Vaterland gerettet, und erhob ihn zu einer Höhe, von der seine politische Nullität, sein Mangel an Thatkraft und seine unbegrenzte Eitelkeit ihn desto tiefer herabstürzen mußten. Er, sowie Rogier und Joly wurden in das provisorische Gouvernement aufgenommen. Am 12. Oct. 1830, noch in der Zeit der höchsten Gährung, wurde die aus zwölf Patrioten gebildete Commission eingesetzt, die den Constitutionsentwurf ausarbeiten sollte. Ihre erste Berathung betraf die Frage, ob man sich für eine monarchische oder republikanische Basis entscheiden sollte. Wie wenig aber das reindemokratische Princip vorherrschte, beweist, daß alle Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, für die Monarchie waren. Diese eine gehörte Tilemans, der mit de Potter verbannt, mit ihm wieder zu Ansehen gekommen war, und bald auch, wie er, wenngleich etwas langsamer, in das Nichts zurückfallen sollte, was er, obwol ein Mann von Talent, durch seinen Charakter verdient hatte. Schon drei Wochen nach dem Rückzuge des Prinzen Friedrich war die Autorität des provisorischen Gouvernements von ganz Belgien anerkannt; die Ministerialdepartements waren geordnet, die orangistischen Civil- und Militairbeamten abgesetzt. Das erste belgische Ministerium bestand aus Tilemans für das Innere, Coghen für die Finanzen, Joly für das Kriegswesen, Gendebien für die Justiz; die auswärtigen Angelegenheiten hatte eine Commission zu besorgen, zu der van de Weyer, de Celles, d'Aerschot, Nothomb und Lehon gehörten. Zuerst schritt man zur Organisation der Armee, was seine Schwierigkeiten hatte, da beiweitem der größte Theil der Offiziere in dem vereinigten niederländischen Heere aus Holländern bestanden hatte. Marquis Chasteler wurde mit der Bildung der Cavalerie, General Wauthier mit der der Infanterie beauftragt. Van Halen war bereits durch die Eifersucht de Potter's verdrängt und General Nypels an seine Stelle getreten.

Der König der Niederlande hatte am 4. Oct. durch ein Decret, welches Belgien eine besondere Administration versprach, den Streit ausgleichen wollen. Der Prinz von Oranien ging nach Antwerpen, und suchte durch einen neutralen Agenten, den russischen in Petersburg in Ungnade gefallenen Fürsten Kosselowsky, mit Brüssel zu unterhandeln; doch dies erregte Verdacht. Wäre der Prinz selbst nach Brüssel gegangen, so hätte sein persönliches Ansehen vielleicht der Sache eine günstigere Wendung gegeben, denn noch immer gab es Stimmen genug, die unter billigen Bedingungen eine Vereinigung mit Holland wünschten. Als aber nun der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich nach dem Haag zurückkehren, war damit jede Unterhandlung abgeschnitten. In Antwerpen brachen unmittelbar dar-

Digitized by Google

auf Tumulte aus; doch herrscht über diese Auftritte noch ein Dunkel, das schwer zu lösen sein wird. Gewiß ist, daß der General Chassé, wenn er die Energie, von der er früher Proben gegeben, angewendet hätte, die Ruhe der Stadt erhalten und von dieser auf das Schicksal des Landes wesentlich einwirken konnte. Nachdem aber die Stadt verloren war, war das Beschießen derselben von Fluß und Citadelle aus nur ein unnützer Act, der den Belgiern Veranlassung geben mußte zu der Behauptung, daß es den Holländern blos darum zu thun sei, den belgischen Handel zu vernichten. Da nun Holland sich selbst kein Recht mehr verschaffen konnte, so nahm es seine Zuflucht zu den Mächten, die den wiener Tractat verbürgt hatten. Aber England stand an der Schwelle der Reform und wollte keinen neuen Kampf mit Frankreich, welches nicht zugeben konnte, daß man eine Revolution an seiner Grenze mit Gewalt unterdrücke. Das Toryministerium selbst sah sich gezwungen, die beiden ersten Acte der Conferenz, die sich zu London gebildet hatte, zu unterzeichnen, wodurch stillschweigend das provisorische Gouvernement als eine selbständige Macht anerkannt und der Weg zu dem Protokoll gebahnt wurde, welches die Unzweckmäßigkeit der Verbindung Belgiens mit Holland zugab und andere Anordnungen zu versuchen versprach. Die fünf Großmächte warfen sich als Schiedsrichter auf, bewogen Belgien, obgleich Gendebien dafür stimmte, daß man den Krieg nach Holland hinüberspielen müsse, zu einem Waffenstillstande, worauf van de Weyer nach London ging, um sich mit dem britischen Ministerium zu verständigen. Am 10. Nov. endlich versammelte sich der sehnlichst erwartete Nationalcongreß, zu dessen Präsidenten der Baron Surlet de Chokier (s. Bd. 10) erwählt ward. Der Congreß suchte die wichtigsten Fragen schnell zu erledigen, um einer Anarchie vorzubeugen, und erklärte schon am 18. Nov. einstimmig, daß Belgien unabhängig sei, am 22. mit 174 Stimmen gegen 13, daß man eine constitutionnelle erbliche Monarchie annähme, und am 23. auf den Antrag Rodenbach's, daß das Haus Nassau auf ewig vom belgischen Throne ausgeschlossen sein solle. Der Sturz der Tories kam diesen energischen Maßregeln zu Hülfe, und fortan konnte der neue englische Gesandte, Lord Ponsonby, mit Bresson, dem französischen Gesandten, in Brüssel Hand in Hand arbeiten, obgleich der Erstere noch eine Zeit lang den Plan, den Prinzen von Oranien zum Könige von Belgien zu erheben, begünstigte.

Die Conferenz war unterdessen nicht unthätig und unterzeichnete noch eine Reihe Protokolle, deren eines Belgien für einen neutralen Staat erklärte, ein anderes vorschlug, daß Belgien $^{16}/_{31}$ der niederländischen Schuld tragen sollte, was jährlich etwa 14 Millionen Gulden gemacht hätte, wofür es jedoch bei dem Handel mit den holländischen Colonien gleiche Rechte mit den Holländern erhalten sollte. Doch Belgien und Frankreich protestirten gegen dieses Protokoll. Wichtiger war die Entscheidung der Conferenz, welche von dem belgischen Throne jeden Prinzen aus den Häusern der fünf Großmächte, sowie den Herzog von Leuchtenberg ausschloß. Vielen Cabalen wurde damit der Weg verschlossen, und der Congreß setzte endlich die Wahl auf den 18. Jan. 1831 fest. Von allen Ländern waren Candidaten vorgeschlagen. Am meisten arbeitete Frankreich, trotz dem erwähnten Protokolle, auf die Wahl des Herzogs von Nemours hin, und ließ Intriguen spielen, welche die englische Regierung entrüsteten. Bei der Abstimmung des Congresses hatte sich die Zahl der Candidaten auf den Herzog von Nemours, den Erzherzog Karl von Östreich und den Herzog von Leuchtenberg beschränkt, von denen aber keiner auf Sanction der fünf Mächte rechnen durfte. Bei der zweiten Abstimmung erhielt der Herzog von Nemours eine geringe Majorität über den Herzog von Leuchtenberg. Sofort ging am 5. Febr. eine Deputation nach Paris ab, um Ludwig Philipp diese Nachricht zu überbringen. Zu ihrem Erstaunen erhielt sie eine abschlägliche Antwort; doch das Ziel war erreicht, die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg war vereitelt. Die Orangisten benutzten die entstandene Verwirrung zu Intriguen und

Digitized by Google

Volksaufregungen, die an manchen Orten blutige Folgen hatten, ein Zustand, der dem Congresse die Nothwendigkeit noch fühlbarer machte, die oberste Gewalt einer einzigen Person zu übergeben, die man einstweilen in Surlet de Chokier fand, der am 24. Febr. 1831 zum Regenten erwählt wurde, und sogleich Lehon (s. d.) als Gesandten nach Paris schickte. Die Annahme des Gesandten kam der Anerkennung Belgiens von Seiten Frankreichs gleich. Nichtsdestoweniger fehlte noch viel zu irgend einer Stabilität und mehr als je wurden im Auslande Stimmen zur Theilung des Landes laut. Man sah ein, daß diesem Zustande schnell ein Ende gemacht werden müsse, und zwar durch die Wahl eines Monarchen, bei der man auf die Zustimmung, wenigstens der Hauptmächte, rechnen könne. Das belgische Ministerium, an dessen Spitze Lebeau (s. d.) stand, beschloß, sich direct an den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zu wenden, und schickte eine Deputation an ihn ab, die am 22. Apr. zum ersten Male Zutritt und Hoffnung erhielt. Am 4. Jun. erwählte hierauf der Congreß Leopold (s. Bd. 6) zum Könige der Belgier, mit 142 Stimmen gegen 43, und Letzterer zeigte dem Regenten an, daß er bereit sei, die Krone anzunehmen, wenn der Congreß zuvörderst die von der Conferenz vorgeschlagenen 18 Artikel genehmigt hätte. Diese enthielten die Bestimmungen, welche als Basis bei der Trennung Belgiens von Holland angenommen werden sollten. Holland sollte auf Das reducirt werden, was es 1790 gewesen war, Belgien den Rest des Königreichs erhalten, mit Ausnahme Luxemburgs. Was die Schulden betraf, so sollte jedes Land die übernehmen, welche es vor der Vereinigung hatte, und die nachher gemachten theilen. Die Debatten über diese Artikel wurden mit Leidenschaftlichkeit innerhalb und außerhalb des Congresses geführt und nur durch die Beredtsamkeit Lebeau's zu einem glücklichen Ende gebracht. Eine Deputation ging sogleich nach England ab, und schon am 17. Jul. traf Leopold in Ostende ein und hielt am 21. seinen feierlichen Einzug in Brüssel, wo er die Constitution beschwor und als König inaugurirt wurde.

Der Congreß löste sich auf, ein neues Ministerium wurde gebildet und die Kammern wurden einberufen. Alles war in Festlichkeiten versunken, aus denen das zu sicher gewordene Belgien bald schrecklich erwachen sollte. Während die Regierung, im Vertrauen auf die Erklärungen der Conferenz, die Kriegslust eher zu dämpfen als aufzuregen und jeden Schein eines Angriffes zu vermeiden suchte, hatte Holland seine Armee auf einen furchtbaren Fuß gebracht. Es fehlte dort nicht an erfahrenen Offizieren, und durch Aushebung von Communalgarden und Anwerbung von Schweizerregimentern war das Heer bis auf 80,000 Mann verstärkt, von denen 40,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavalerie mit 72 Kanonen, mit Ausnahme der Garnisonen von Antwerpen und Mastricht, zwischen der Schelde und Maas disponibel waren. Diese wurden in fünf Divisionen getheilt und dem Oberbefehle des Prinzen von Oranien untergeordnet. Die Stellung der Holländer war vortrefflich; sie waren mit Allem reichlich versehen und wurden im Stillen auf das Beste eingeübt. Ein Tagesbefehl vom 26. Jul. verkündigte zuerst die bevorstehenden Feindseligkeiten und am 2. Aug. überschritten die Holländer die belgische Grenze, nachdem eine Proclamation sie zur Begeisterung entflammt hatte. Jeder Soldat fühlte sich berufen, die Ehre Altniederlands zu rächen. Alles war gut berechnet; die Belgier wurden getäuscht, insofern sie glauben mußten, daß der Prinz von Oranien einen Versuch gegen Antwerpen machen und über Lierre auf Brüssel rücken wolle. Der Prinz aber hatte den Plan, über St.-Trond und Löwen auf die Hauptstadt vorzurücken, der, wenn er mit Schnelligkeit ausgeführt worden wäre, leicht dahin geführt haben könnte, daß die Holländer, nachdem sie Daine und Tieken, die durchaus unfähig waren, Widerstand zu leisten, einzeln geworfen, schon am 7. Aug. in Brüssel gewesen wären. Die Belgier hatten erst am 4. Aug. durch ein Schreiben des Generals Chassé den Ausbruch der Feindseligkeiten erfahren. Leopold war damals in Lüttich; er eilte sogleich nach Brüssel zurück, von wo er

Digitized by Google

Frankreichs Beistand anrief, obgleich die Minister, die den Zustand der Armee verkannten, sich dagegen erhoben. Der rechte Flügel der Belgier, die Maasarmee, 9000 Mann Infanterie, 800 Mann Cavalerie und 12 Kanonen, stand zu dieser Zeit unter Daine, einem Offizier von Muth, aber ohne Talent, von Hasselt bis Ruremonde. Der linke Flügel, die Scheldearmee, 13,000 Mann, darunter 3000 Mann Bürgergarde mit 12 Kanonen, unter Tieken, mit einer Avantgarde unter Niellon, war zerstreut von der Schelde bis Turnhout und Gheel. Da das Centrum nicht gedeckt war, so befand sich hier eine Lücke zwischen beiden Corps von mehren Meilen. In Flandern standen etwa 8000 Mann. Schon das numerische Übergewicht war also beiweitem auf Seiten der Holländer, die bessere Disciplin und Anführung gar nicht zu rechnen. Die Belgier waren von Allem entblößt, und die Berichte der Generale zogen dem Kriegsminister, Defailly, den allgemeinsten Unwillen zu. An seine Stelle kam General d'Hane. Aber mehr als das Ministerium waren die Demokraten an der Lage der Dinge Schuld, da sie dem Volke ununterbrochen eingeredet, es brauche nur aufzustehen, um mit bloßen Händen jeden Feind zu erdrücken. Leopold nahm jetzt den Patriotismus der Nation in Anspruch; er berief alle waffenfähigen Männer ein und verlegte sein Hauptquartier nach Antwerpen, weil er hier den ersten Sturm erwartete. Doch dem General Chassé war bedeutet worden, daß die Großmächte Antwerpen in ihren Schutz genommen hätten, daher verlegte der König sein Hauptquartier nach Mecheln, und befahl, nachdem er die Pläne der Holländer durchschaut, dem General Daine, sich bei Westerloo mit der Scheldearmee zu vereinigen. Daine gehorchte jedoch nicht, wodurch die einzige Möglichkeit verloren ging, die Armee zu concentriren und vielleicht ein günstiges Schlachtfeld zu gewinnen. Die Folge davon war, daß er schon am 7. durch eine Bewegung des Herzogs von Sachsen-Weimar nach St.-Trond umgangen und die Straße nach Brüssel abgeschnitten wurde. Am folgenden Tage rückte der Prinz von Oranien auf Hasselt, und fiel hier mit ganzer Gewalt auf Daine, dessen Corps kaum den Angriff abwartete und in wilder Flucht mit Zurücklassung von Waffen und Gepäck nach Lüttich eilte. Der Prinz aber kannte die Schwäche seines Gegners nicht genug, und erfuhr erst am 9., daß er keinen Feind bei Tongern vor sich habe. Erst am 11. marschirte die ganze Armee langsam auf Löwen und bedrohte so die linke Flanke Tieken's, der nun den Befehl erhielt, sich vor Aerschot zu concentriren, um die erwartete Verbindung mit Daine zu erleichtern.

Der König Leopold fand bei den Truppen solche Begeisterung, daß er den Marschall Gérard, der bereits mit einem französischen Hülfscorps auf dem Marsche war, melden ließ, mit seinem Einzuge in Belgien einzuhalten. Mit der Armee, zu der 15,000 Bürgergarden gestoßen waren, marschirte der König nach Montagu. Doch die Nachricht, die er hier von der Niederlage Daine's erhielt, änderte Alles. Um Brüssel zu retten, mußte man nach Löwen zurückgehen und hier den Feind bis zu der jetzt nothwendig gewordenen Ankunft der Franzosen aufzuhalten suchen. In der ganzen Armee war jetzt mit einem Male die ärgste Verwirrung eingerissen. Mit Ausnahme des Königs und einiger Wenigen hatte Alles den Kopf verloren, und die Holländer hätten, wenn Schnelligkeit in ihrem Princip gelegen, jetzt das beste Spiel gehabt. Erst am 11. Abends erreichten sie Baerterem und beschlossen, da sie die Schwäche des Feindes vor sich sahen, einen allgemeinen Angriff, der aber mit wenig Energie ausgeführt wurde. Sie besetzten die brüsseler Straße und schnitten die Communication zwischen Löwen und der Hauptstadt ab, sodaß die belgische Armee, die übrigens auf 7000 M. zusammengeschmolzen war, da die Bürgergarden die Flucht ergriffen hatten, keinen andern Weg zum Rückzuge hatte, als eine schmale Straße an dem Kanale von Mecheln. Trotz dem Muthe des Königs mußte sie sich am 12. hinter Löwen zurückziehen und wäre vielleicht vernichtet worden, hätte die holländische Cavalerie sich besser geltend gemacht. Als endlich der Prinz von Oranien seinen Sieg verfolgen wollte, traf Lord W. Russell bei ihm ein und

Digitized by Google

foderte ihn im Namen des englischen Gesandten zu einem Waffenstillstande auf, da die französischen Vorposten bereits Brüssel in seiner Fronte und Wavre vor dem linken Flügel erreicht hätten. Der Prinz schickte einen Adjutanten ab, um sich davon zu überzeugen, rückte aber immer vor. Jetzt eilte der englische Gesandte, Sir R. Adair, um Leopold aus seiner gefährlichen Lage zu retten, selbst zum Prinzen und bewog ihn zu einem 24stündigen Waffenstillstande. Übrigens war der Herzog von Orleans mit der französischen Avantgarde wirklich schon am 12. in Brüssel eingetroffen, und noch am 13. schloß Gérard mit dem Prinzen von Oranien einen Vertrag ab, demzufolge die Holländer von den Franzosen bis über die Grenze escortirt werden sollten. Am 20. hatten die erstern die Grenze von Nordbrabant erreicht, und schon am 31. kehrten die Franzosen wieder nach Frankreich zurück. So endigte dieser zwölftägige Feldzug, der der holländischen Armee eine ihr sehr zu gönnende Genugthuung verschaffte, und zugleich die Demokratie in Belgien beugte.

Auch die Conferenz war indessen vielfach bemüht gewesen, den Feindseligkeiten Einhalt zu thun. Sie hatte Frankreich ermächtigt, zu Lande, und England, zur See einzuschreiten. Sie befahl einen sechswöchentlichen Waffenstillstand und unterzeichnete endlich den Tractat der 24 Artikel, der als Basis für jede künftige Ausgleichung zwischen Holland und Belgien gelten sollte. Da die Mächte voraussahen, daß die Annahme dieser Artikel von beiden Seiten Schwierigkeiten finden würde, so erklärten sie sogleich in zwei vorausgeschickten Noten, daß sie dieselben als unumstößlich betrachteten und deren Annahme zu erzwingen wissen würden. Der Tractat wurde am 20. Oct. den belgischen Kammern mitgetheilt und erregte hier große Entrüstung, ward aber doch endlich angenommen und am 15. Nov. von dem belgischen Gesandten in London unterzeichnet. Frankreich und England ratificirten sogleich, Rußland, Östreich und Preußen zwei Monate später. Holland weigerte sich peremtorisch beizutreten. Belgien aber, das sich ungern dazu bequemt hatte, wollte, nachdem der Schritt einmal geschehen, daß nun auch etwas zu Vollziehung des Tractats geschehe, und bestand vor Allem auf Räumung seines Gebiets. Die Conferenz antwortete jedoch am 12. Jun. 1832 nur, daß sie damit beschäftigt sei, den König von Holland zu bestimmen, daß er Belgien räume und die Schelde und Maas freigäbe. Die belgische Regierung begnügte sich mit dieser Erklärung nicht und verlangte, daß bei späterer Regulirung der Schulden die Kosten, die Belgien durch den jetzigen Kriegszustand erleide, Holland zur Last geschrieben werden und daß die Mächte Zwangsmaßregeln ergreifen möchten, um Holland zur Räumung des belgischen Gebiets und Freigebung der Flüsse zu zwingen. Das Erste wurde abgelehnt, das Zweite bewilligt und ein Embargo der holländischen Schiffe, die Blockade der Häfen und die Belagerung der Citadelle von Antwerpen befohlen. Mit nicht geringerer Freude vernahm man in Belgien, daß die Präliminarien zu einer Verbindung zwischen dem Könige Leopold und einer Tochter des Königs der Franzosen, der Prinzessin Luise von Orleans, abgeschlossen seien, worauf bald nachher am 9. Aug. 1832 zu Compiegne die Vermählung stattfand. Diese Verbindung hatte den größten politischen Einfluß für Belgien, da sie nicht wenig dazu beitrug, größern Eifer in die Arbeiten der Conferenz zu bringen. Eine französisch-englische Flotte vereinigte sich zur Blockade der holländischen Häfen, auf die holländischen Schiffe in französischen und englischen Häfen wurde Embargo gelegt und die französische Nordarmee erhielt Befehl, von Neuem die belgische Grenze zu überschreiten. Die holländische Regierung, statt sich einschüchtern zu lassen, entwickelte im Gegentheil die größte Energie und wurde darin von dem Enthusiasmus der Nation unterstützt. Da Holland jedoch überzeugt sein mußte, daß es von keiner der Großmächte Hülfe zu erwarten habe, so war schwer abzusehen, welchen Zweck der längere Widerstand haben sollte. Ein Rückzug Chassé's nach der Ankunft der Franzosen hätte Holland Geld und Menschen gerettet.

Digitized by Google

Am 15. Nov. 1832 rückten die Franzosen in Belgien ein, und am 19. stand die Avantgarde unter den Herzögen von Orleans und Nemours schon in der Nähe Antwerpens, wo sich bald 30,000 Mann Infanterie versammelten, abgesehen von zwei deckenden Divisionen auf beiden Ufern der Schelde. Das Belagerungsgeschütz kam zu Schiffe aus Douai und bestand aus 86 Kanonen, wozu die belgischen Arsenäle 38 Mörser und 19 Coehorns lieferten. Hierzu kamen noch außerdem der Riesenmörser und die sechs Vierundzwanzigpfünder im Fort Montebello. Am 29. verlegte Marschall Gérard sein Hauptquartier nach Berghem, und ließ sogleich die Arbeiten beginnen, und zwar an der stärksten Stelle, im Süden der Citadelle, um dem General Chassé jeden Vorwand zur Beschießung der Stadt zu benehmen. Aus demselben Grunde mußten die belgischen Soldaten die Posten nächst der Citadelle verlassen. Übrigens war für Chassé selbst die Neutralität ein Glück, da sonst die flandrische Spitze und die Flotille sogleich vom feindlichen Feuer zerstört worden wären. Am 30. Morgens war die erste Parallele beendigt und durch Geschütz gedeckt. Eine Auffoderung zur Übergabe wurde jedoch von Chassé abgelehnt, der das Feuer eröffnete und es von nun an bis zum letzten Augenblicke unausgesetzt unterhielt. In der Citadelle nebst den Lunetten Laurent und Kiehl befanden sich etwa 4500 Mann mit 134 Kanonen und hinreichender Munition. Bei der Übergabe derselben fanden sich noch 150,000 Pfund Pulver, 12,000 Bomben, 11,500 Kugeln, 100,000 Kartuschen und 114 dienstfähige Kanonen darin vor. Außerdem war die flandrische Spitze bewaffnet, und im Flusse waren elf Kanonenböte und zwei Dampfschiffe aufgestellt. Gegen das linke Ufer waren alle Positionen durch Überschwemmung der Polders gesichert. Ein Hauptübelstand war, daß die Casematten keine frische Luft hatten und zu klein für die verstärkte Garnison waren, sowie, daß Caserne, Spitäler u. s. w. dem heftigen Feuer nicht zu widerstehen vermochten. Die Besatzung fing daher bald an zu leiden, um so mehr, da es an frischem Wasser fehlte. Am 4. Dec. fingen die ersten französischen Batterien an zu spielen, und es wurden von nun an im Durchschnitte täglich etwa 3400 Schüsse auf die Citadelle gethan. Eine holländische Flotte suchte zwar eine Diversion zu machen, aber die französische Division auf dem linken Ufer zwang sie umzukehren, nachdem sie ihren Admiral verloren. Die Franzosen setzten nun ungehindert ihre Arbeit fort. In der Nacht vom 13. wurde die Lunette St.-Laurent genommen und der Angriff gegen die Hauptwerke begonnen. Nachdem das Glacis gekrönt und die Breschebatterien armirt worden, wurde das Feuer am 20. eröffnet, und als am 23. die Contrescarpen der Bastion Toledo durchbrochen waren, stand nichts mehr einem Sturme im Wege. Aber Chassé wartete ihn nicht ab und verlangte zu capituliren. Am 24. streckte die Garnison das Gewehr, die man, da die niederländische Regierung sich weigerte, die Scheldeforts Lillo und Liefkenshoek zu räumen, kriegsgefangen nach Frankreich abführte, worauf am 1. Jan. 1833 die Citadelle den Belgiern übergeben wurde. So endete eine Belagerung, die ihresgleichen nicht in der Geschichte hat, mitten im Frieden eine Kriegsscene, ein Gladiatorenkampf, dem ganz Europa ruhig zusah. Es hatten sich allerdings von allen Seiten Stimmen genug erhoben, welche die schlimmsten Folgen von dieser Execution prophezeiten und darin den Beginn eines allgemeinen Krieges sahen. Aber all diese Besorgnisse wurden zu Schanden, denn die französische Armee zog sich nach vollendetem Tagewerke unverzüglich zurück, und Ludwig-Philipp bewies so am besten, daß ihm vor Allem am Herzen liege, den Frieden erhalten zu sehen. Belgien hatte aus diesem Feldzuge den größten Gewinn gezogen. Es hatte das ihm zuerkannte Besitzthum auf beiden Scheldeufern erhalten, mit Ausnahme von Lillo und Liefkenshoek, welche Holland nicht übergab, das dadurch seinem Gegner das Recht einräumte, seinerseits das Holland zugesprochene Venloo, Limburg und Luxemburg zu behaupten. (28)

So wichtig und entscheidend für Belgien auch die Übergabe der Citadelle von

Digitized by Google

Antwerpen gewesen war, so fand doch die Politik, aus der sie hervorgegangen, keineswegs allgemeine Billigung in Belgien. Die in den Gemüthern noch herrschende Aufregung und die gänzlich unrichtige Ansicht, welche man sich in den Kammern von dem Zwecke der auf die Übergabe folgenden diplomatischen Unterhandlungen machte, wurden Ursache, daß die Kammer das Ministerium zu Ergreifung entschiedener Maßregeln zwingen zu müssen glaubte, indem sie das Kriegsbudget nur auf sechs Monate bewilligte und erklärte, daß, wenn vor Ablauf dieser Frist die belgische Frage noch nicht zur Entscheidung gekommen sei, die Feindseligkeiten gegen Holland ohne Weiteres wieder zu beginnen seien. Die Minister gaben ihre Entlassung ein; aber alle Versuche des Königs, ein neues Cabinet zu bilden, blieben ohne Erfolg und die Auflösung der Kammer mußte beschlossen werden (28. Apr. 1833). Unterdessen wurde die Convention vom 21. Mai 1833 zwischen Frankreich, England und Holland berathen, wodurch den Zwangsmaßregeln gegen Holland ein Ende gesetzt, die Schelde eröffnet, die Feindseligkeiten zwischen Belgien und Holland bis zur Abschließung des definitiven Vertrages eingestellt und ersteres im dem Besitze des Status quo bis ebendahin aufrecht erhalten wurde. Diese höchst günstigen Resultate machten die neue Kammer dem Ministerium geneigter. Gleich nach Abschluß der Convention trat die Conferenz von Neuem in London zusammen und die Unterhandlungen wurden wieder eröffnet; sie hatten eine nochmalige Durchsicht der 24 Artikel zum Zweck, von denen 18 von Holland und Belgien angenommen wurden; auch machte sich ersteres anheischig, noch vor der Unterzeichnung die Einwilligung des deutschen Bundes und der Agnaten des Hauses Nassau zu dem in Limburg und Luxemburg beschlossenen Gebietsaustausche beizubringen. In Bezug auf die Annahme der übrigen Artikel fanden sich jedoch Schwierigkeiten vor, die sich hauptsächlich auf die definitive Regulirung der Scheldeschiffahrt, die gemeinschaftliche Benutzung der durch Limburg nach Deutschland führenden Straßen, die Liquidation des Syndicats der Schuldentilgung wie auf die Rückstände der Schuld bezogen. Die Conferenz folgte eine Zeit lang den beiden Parteien in der Erörterung dieser Streitpunkte, da die Frage selbst aber ohne das Eintreffen der Einwilligung der Betheiligten in den Gebietstausch durchaus nicht ihrer Lösung näher gebracht werden konnte, und dazu holländischer Seits auch nicht der geringste Schritt gethan wurde, so brach die Conferenz von Neuem die Unterhandlungen ab. Die Ursachen dieser Unterbrechung wurden von den belgischen Bevollmächtigten (Goblet und van de Weyer) in einer Note vom 28. Sept. 1833 zusammengestellt, welche am 30. Sept. die ausdrückliche Billigung der Conferenz erhielt. In der belgischen Kammer hatte unterdessen ein letzter und entscheidender Kampf zwischen dem System der Bewegung und des Krieges und dem der Unterhandlungen und des Friedens stattgefunden. Die Partei der Bewegung, Gendebien an der Spitze, machte den Antrag, den Minister Lebeau, das Haupt der Friedenspartei, wegen Verletzung der Constitution, insofern er einen geflüchteten französischen Bankrottirer, ohne durch ein besonderes Gesetz dazu ermächtigt zu sein, ausgeliefert hatte, in Anklagestand zu versetzen. Aber die Motion wurde nach einer höchst merkwürdigen Verhandlung am 23. Aug. 1833 durch 53 Stimmen gegen 18 zurückgewiesen. Merkwürdigerweise begannen, nach Abbruch der allgemeinen Unterhandlungen, besondere Negociationen zwischen Holland und Belgien, deren Resultat die Convention von Schonhoven, vom 18. Nov. 1833, war, in welcher die militairische Verbindung der Festung Mastricht mit Nordbrabant durch das belgische Gebiet und die Freigebung der Maasschiffahrt festgesetzt wurden. Es ist dies der erste Vertrag, der unmittelbar zwischen Holland und Belgien selbst zu Stande kam. Im Laufe des Sommers, am 24. Jul. 1833, wurde das Land durch die Geburt eines Kronprinzen erfreut, und die Dauer der Dynastie schien nun gesichert.

Dieser Umstand, sowie das Gefühl von Sicherheit, das sich in Folge des Vertrags vom 21. Mai 1833 zu verbreiten anfing, ließ eine ruhigere Zukunft hoffen,

Digitized by Google

als plötzlich der kaum begonnene Friedensstand von Neuem ernstlich bedroht wurde. Das Gouvernement der Bundesfestung Luxemburg verweigerte nämlich der belgischen Regierung das Recht, innerhalb des Rayons der Festung die Bewohner zur Erfüllung der Militairpflicht anzuhalten. Als die belgischen Beamten, die mit den Milizangelegenheiten beauftragt waren, dieses Verbot nicht beachteten, wurde in der Nacht vom 16. Febr. 1834 der belgische Districtscommissair, Hanno von Kettenburg, von einem Detaschement Bundestruppen aufgehoben und nach Luxemburg geführt. Dieses Ereigniß erregte die größte Bewegung in Brüssel; Kammer und Senat votirten energische Adressen an den König und die Regierung schickte ein Truppencorps von 3000 Mann in die Provinz. Nach langen Unterhandlungen wurde die Sache dahin beigelegt, daß der Beamte seine Freiheit wieder erhielt, die auf die Miliz bezüglichen Operationen aber im Umfange des Festungsrayons unterblieben. Zu Brüssel sah man in dieser ganzen Angelegenheit nur das Resultat geheimer Bemühungen des haager Cabinets, das, durch die Convention vom 21. Mai gebunden, keine offenen Feindseligkeiten mehr beginnen konnte und nun unter der Hand Belgien allerlei Schwierigkeiten und Hindernisse zu bereiten suche. Dazu kam, daß um dieselbe Zeit auch die orangistische Partei im Lande selbst sich sehr thätig bezeigte, die neue Ordnung der Dinge in allen ihren Theilen auf das schmählichste angriff und heruntersetzte, und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihren Haß gegen die Regierung und Kammern durch Wort und That an den Tag zu legen. So benutzten die Orangisten den von der Administration der unter Sequester befindlichen Güter der Familie Nassau-Oranien angeordneten Verkauf der Pferde des Gestüts des Prinzen von Oranien zu Tervueren zu einer Demonstration, die aber sehr üble Folgen für sie hatte. Man ließ Listen circuliren, um Subscriptionen für den Ankauf jener Pferde, die dann dem Prinzen von Oranien übersandt werden sollten, zu sammeln, und diese Listen, mit den Namen mehrer angesehener Adeliger an der Spitze, wurden absichtlich veröffentlicht. Das Volk aber sah darin eine höhnende Herausfoderung, die Erbitterung aller Classen gegen die Orangisten erreichte den höchsten Grad und brach endlich in Plünderung und Zerstörung der Häuser der angesehensten Unterzeichner jener Listen in Brüssel aus (4.—6. Apr. 1834). Die Provinzen blieben ruhig; doch warf man der Regierung vor, nicht kräftig und vor Allem nicht zeitig genug eingeschritten zu sein. Die Personen, welche als Theilnehmer an den Plünderungen verhaftet waren, wurden später von einem außerordentlichen Geschworenengerichte freigesprochen. Der kurz darauf, am 9. Mai 1834, erfolgte Tod des Kronprinzen versetzte das ganze Land in Trauer, man war einen Augenblick zweifelhaft, ob es nicht nothwendig sei, die nöthigen Bestimmungen über die Thronfolge zu treffen. Doch die am 9. Apr. 1835 und am 24. März 1837 erfolgten Geburten zweier Prinzen haben diese Vorsichtsmaßregeln glücklicherweise unnöthig gemacht. Das Ministerium hatte indessen durch seinen Mangel an Energie während der Plünderungen die öffentliche Meinung sehr gegen sich eingenommen; außerdem war die Ausweisung mehrer politischer Flüchtlinge, welche die Regierung nach den Aprilscenen für nöthig gehalten hatte, mannichfach getadelt worden. Die Kammer hatte den von der Opposition gemachten Antrag einer das Verfahren der Minister misbilligenden Adresse an den König zwar mit einer nicht unbedeutenden Majorität zurückgewiesen, aber die Nothwendigkeit eines Ministerwechsels schien fast allgemein einleuchtend. Im Monat August fand derselbe auch wirklich statt. Die Doctrinaires traten aus dem Cabinet und wurden durch ein Ministerium ersetzt, das zur Hälfte die katholische, zur Hälfte die sehr entschieden liberale Partei der Kammer repräsentirte. De Theux (s. d.) erhielt das Innere, de Muelenaere (s. d.) die auswärtigen Angelegenheiten, der Baron d'Huart die Finanzen, Ernst die Justiz; der Kriegsminister, General Evain, allein behielt sein Portefeuille. Der Zweck dieser Combination war, der Regierung die entschiedene Majorität in den Kammern zu sichern und eine Art Aus-

Digitized by Google

gleichung unter den entgegengesetzten Ansichten der Parteien hervorzubringen. Doch erhielten sehr bald die katholischen Elemente in der Kammer sowol wie in dem Ministerium das Übergewicht, und die früher ultraliberalen Mitglieder des letztern modificirten bedeutend ihre Tendenzen.

Die Veränderung des englischen Ministeriums im Dec. 1834, wo die Tories mit dem Herzoge von Wellington an die Spitze der Geschäfte kamen, hatte auf die belgischen Verhältnisse einen mittelbaren Einfluß. Das holländische Cabinet schien nämlich in Folge derselben und auf den Beistand der Tories rechnend, eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu beabsichtigen. Belgien wurde dadurch gezwungen, seine Rüstungen zu verdoppeln, die so bedeutend waren, daß sie eine allgemeine Steuererhöhung von 10 Procent (die vielbesprochenen dix centimes additionnels) nöthig machten. Erst im Monat Apr. 1835, wo nach dem Rücktritt der Tories die Aussichten zum Kriege aufhörten, kehrten die Sachen wieder auf den alten Fuß zurück. Die J. 1835 und 1836 waren für Belgien weniger reich an politischen Ereignissen. Das Land war ausschließlich mit der Befestigung der Ordnung, der Ausbildung der Institutionen, der Hebung und Beförderung der Industrie und des Handels beschäftigt. Aber grade diese Tendenzen wurden Ursache politischer Bewegungen, die gegen das Ende des J. 1836 stattfanden. Die immer zunehmende Wichtigkeit und Bedeutung der industriellen Classe hatte derselben eine Stellung im Staate verschafft, die ihr Recht auf eine directe Theilnahme an der politischen Gewalt zu geben schien. Einige Chefs, besonders der großen industriellen und Handelsassociationen, deren Belgien mehre von der höchsten Bedeutung und mit kolossalen Mitteln versehene zählt, bewarben sich öffentlich um Stellen im Ministerrath und suchten, um ihren Foderungen Nachdruck zu geben, den Katholiken und Liberalen gegenüber eine dritte Partei, die der Industriellen oder Bankisten, wie man sie auch nannte, zu organisiren. Eine Zeit lang schien der König ihren Bestrebungen nicht ganz abgeneigt, das Project aber, die beiden Koryphäen der Finanzen, Meeus und Koghen, zu Staatsministern und Mitgliedern des Ministerraths ohne Portefeuille zu ernennen, fand in den Kammern und im Ministerium selbst den allgemeinsten und lebhaftesten Widerstand. Nur ein Mitglied des Cabinets, Muelenaere, zeigte sich der Zulassung der Geldgewalt zur politischen Gewalt günstig, aber er zerfiel darüber mit seinen Collegen ebensosehr wie mit den Kammern und mußte sich zurückziehen. Um die ministerielle Stellung der Gegner der Bankisten noch mehr zu verstärken, wurde das Departement des Auswärtigen, welches Muelenaere zu besorgen gehabt hatte, mit dem des Innern vereint und beide de Theux gegeben, während man für den höchst tüchtigen und sehr geschickten Nothomb (s. d.) ein neues Departement, das der öffentlichen Arbeiten, schuf. Früher schon hatte sich der mannichfach angefeindete und verleumdete Kriegsminister, General Evain, zurückgezogen und General Willmar, durch den Abschluß der Convention von Schonhoven als ein bewährter militairischer Administrator bekannt, war in seine Stelle getreten, sodaß das neue Cabinet, vom 17. Jan. 1837, aus de Theux, Ant. Ernst, d'Huart, Willmar und Nothomb bestehend, obgleich mit vorherrschender katholischer Tendenz und auf diese Fraction der Kammer sich hauptsächlich stützend, doch keineswegs ein exclusiv katholisches ist, sondern vielmehr, wie das frühere, von conciliatorischen Principien ausgeht.

Die Ruhe, deren das Land in politischer Beziehung in den letzten Jahren genossen hatte, wurde gegen das Ende des J. 1837 von Neuem und ernstlich bedroht, als die holländische Regierung im Dec. 1837 Anstalten machte, auf dem zur Provinz Luxemburg gehörigen Gebiete, in dessen Besitz bis zum definitiven Vertrage Belgien durch die Convention vom 21. Mai 1833 aufrecht erhalten ist, durch die Ausbeutung des grünewalder Forstes, Souverainetätsrechte auszuüben und zwar, wie es hieß, mit Unterstützung der Bundesgarnison in Luxemburg. Von belgischer Seite wurde sogleich dagegen protestirt und die Regierung sandte von Neuem 3000

Digitized by Google

Mann in die Provinz, um ihren Vorstellungen mehr Nachdruck zu geben. Durch die sehr entschiedene Sprache Frankreichs und Englands, wie sie aus den veröffentlichten Noten Lord Palmerston's erhellt, wurde das haager Cabinet bewogen, von seinem Vorhaben abzustehen, und im Monat Febr. 1838 verließen die belgischen Truppen die besetzten Positionen, wodurch diese Angelegenheit beigelegt schien. Kurze Zeit darauf zeigte König Wilhelm den in London befindlichen Repräsentanten der fünf großen Mächte an, daß er bereit sei, die seit dem J. 1831 verweigerte Zustimmung zu dem Vertrage der 24 Artikel jetzt zu geben. Diese Notification brachte in Belgien eine allgemeine Bewegung hervor, da die Vollziehung jenes Vertrags die Abtretung eines Theiles der Provinzen Limburg und Luxemburg in Aussicht stellt. Die Kammer und der Senat votirten einstimmig Adressen, worin sie die Regierung aufforderten, die Integrität des Territoriums um jeden Preis zu bewahren. In den betheiligten Provinzen selbst erreichte die Aufregung einen hohen Grad; von allen Seiten, fast von allen Gemeinden wurden die eindringlichsten Petitionen an die Kammern beschlossen und abgesendet; die belgischen Farben wurden überall aufgesteckt und diese letztere Demonstration gab, als sie auch im Umfange der Rayons der Festung Luxemburg stattfand, zu sehr ernsten Repressivmaßregeln von Seiten des Gouvernements der Festung Anlaß. In Brüssel selbst fanden mehre tumultuarische Bewegungen statt, namentlich am 31. Mai; zu eigentlichen Unruhen aber kam es nicht, wie sehr auch die Gemüther erhitzt waren. Die Regierung sprach sich entschieden im Sinne der öffentlichen Meinung aus und blieb zum Theil dadurch bis jetzt Herrin der Bewegung, was um so bemerkenswerther ist, als ihr um dieselbe Zeit auch unangenehme Schwierigkeiten von dem brüsseler Stadtrathe bereitet wurden. Diese Behörde reichte, um, wie es scheint, den Verlegenheiten einer sehr vernachlässigten Verwaltung der Finanzen der Stadt zu entgehen, in Masse ihre Entlassung ein, indem sie zugleich dieser Maßregel eine politische Farbe, als Opposition gegen das Ministerium, zu geben suchte. Die Entlassung wurde angenommen; doch die frühern Mitglieder wurden von der Bürgerschaft insgesammt wieder gewählt. Die Sache wird nun der Kammer vorgelegt werden, die schwerlich eine der Regenz der Stadt günstige Entscheidung fällen wird, da das Unrecht der letztern vielfach an den Tag getreten ist. (53)

Nach Beseitigung der politischen Wirren hatte die Regierung zunächst daran gedacht, sich im Innern zu consolidiren, die Administration nach einer festen Norm einzurichten. Die Gestaltungen und Befugnisse der Kammern waren von der Constitution festgesetzt, und es blieb nichts übrig, als die Verwaltung, die etwas locker aneinander hing, enger zusammenzuziehen, sowie den Männern, die in den ersten Unruhen oft ohne allen Beruf sich in die Ämter eingedrängt hatten, passende Wirkungskreise anzuweisen. Viele unruhige Köpfe hatten sich von selbst zurückgezogen, andere hatten sich der Zeit angeschmiegt, andere wurden entfernt, je mehr das Ministerium festen Boden gewann. Das letztere selbst wechselte mehre Male, drehte sich aber im Kreise weniger Männer herum, da die Auswahl an fähigen Köpfen nicht groß war. Vor Allem hatte die Regierung gesucht, den verschiedenen Provinzen zuverlässige Gouverneurs zu geben, die mit dem Administrationswesen vertraut waren und in die Provinzialconseils den nöthigen Schwung bringen konnten. In den meisten Fällen war ihre Wahl glücklich, was nicht immer bei Besetzung anderer Ämter der Fall war und oft zu Klagen Anlaß gab. Das Communalgesetz, daß nach langen Debatten zu Stande kam, gab den Gemeinden eine Selbständigkeit, wie nirgend sonst. Im Justizfache war nicht viel zu thun; das Wichtigste war ein Cartell, das mit Frankreich und Preußen zur Auslieferung der Verbrecher geschlossen wurde. Die Finanzen waren ebenfalls leicht zu ordnen. Mehr Arbeit hatte die Regierung mit der Organisation der Armee, nachdem man eingesehen, wie wenig man sich auf die Neutralitäts-



Digitized by Google

erklärung des Landes verlassen könne. Bei der gänzlichen Verwirrung, die in derselben herrschte, hatten die Kammern der Regierung erlaubt, fremde Offiziere in Dienst zu nehmen, deren Zahl sich auf 350 belief und unter denen die namhaftesten die Generale Evain und Desprez waren, welcher Letztere jedoch bald aus Schmerz über den Verlust seiner Gattin in Brüssel starb. Charles de Brouckère und nach ihm General Evain übernahmen an der Spitze des Kriegsdepartements das Geschäft, dem Heere eine neue Gestalt zu geben. Die undisciplinirten Freicorps wurden aufgelöst, und die Mannschaft in die Jägerregimenter eingestellt. Alle Stabsoffiziere mußten sich einem Examen unterwerfen, auch errichtete man eine Militairschule und ein Ingenieurcorps. Der König ward Chef der Armee und suchte fortwährend durch Lagerübungen den militairischen Geist rege zu erhalten. Alles, die Recrutirung sowie die Bürgergarde, wurde auf französischen Fuß eingerichtet. Im Handel und Wandel, auf den die Revolution sehr nachtheilig eingewirkt hatte, erwachte bald nach eingetretener Ruhe das alte Leben wieder zu neuer Thätigkeit. Aber neben den festgegründeten Bestrebungen erhob sich auch mehr als in irgend einem andern Lande eine Wuth nach einem Übermaße von Unternehmungen und Speculationen, zum Theil durch die vielen plötzlich in Stocken gerathenen Capitalien entflammt. Die zu große Leichtigkeit, mit der anonyme Gesellschaften sich bilden konnten, weckte einen Schwindelgeist, der einzelne Unternehmer bereicherte, manchen Actionnair aber um sein Vermögen brachte. Wie durch einen Zauberschlag entstanden plötzlich gegen 40 Actiengesellschaften, die sämmtlich die Industrie zum Gegenstande hatten. Das meiste Aufsehen unter allen diesen neuen Instituten erregte die sogenannte Société de mutualité industrielle, theils wegen des beträchtlichen Capitals von 50 Millionen Francs, theils aber auch wegen des Ziels, welches sie sich stellte, nämlich den kleinern Capitalisten und jedem Actionnair die Mittel an die Hand zu geben, sich durch ihre Theilnahme für alle etwaige individuelle Etablissements und industrielle Unternehmungen, selbst die ausländischen, zu interessiren. Überhaupt rief jedes solide Unternehmen sogleich eine Menge Concurrenzen ins Leben, die zum Theil ebenso schnell wieder untergingen, sodaß die Regierung sich in der neuesten Zeit veranlaßt sah, mit der Erlaubniß zu dergleichen Actiengesellschaften etwas zurückzuhalten. Um dem Betriebe die noch fehlenden Auswege zu eröffnen, wurden mit Frankreich wiederholt Unterhandlungen angeknüpft, die jedoch zu keinem Resultate führten, da Frankreich nicht geneigt war, von seinem Prohibitivsystem abzustehen, und zu sehr die Concurrenz belgischer Natur- und Industrieproducte fürchtete. Gegen den einseitigen Versuch aber, von Belgien aus den Anfang mit Abschaffung der Sperre zu machen, erhob sich mit Recht namentlich Verviers. Von einer Annäherung an den deutschen Zollverband scheint blos gesprochen worden zu sein. Die Regierung sah sich darauf beschränkt, im Innern nach Kräften einzuwirken, und hat sich besonders, und vor Allem durch den Eifer Nothomb's, des Ministers der öffentlichen Arbeiten, die Vollendung des Eisenbahnnetzes angelegen sein lassen, mit dem sie das ganze Land zu bedecken denkt.

Tief in das ganze Leben, in das commercielle wie das politische, greift das Bankinstitut in Belgien ein. Nachdem bereits im J. 1814 das Patent der amsterdamer, nunmehrigen niederländischen Bank ausgefertigt und auch kurz nachher das Großbuch der Staatsschuld in Amsterdam etablirt war, stand den belgischen Kaufleuten, Banquiers und Capitalisten so gut wie den holländischen der Weg offen, von diesen beiden Instituten Vortheil zu ziehen. Es fehlte aber in ganz Belgien, Antwerpen etwa ausgenommen, an jenem den Holländern vorzüglich eignen Triebe zum Großhandel, zum öffentlichen Weltverkehr, und was das Hauptsächlichste ist, an Vertrauen auf ihm bisher unbekannte Anstalten. Fast alle belgischen Capitalisten gaben ihre Gelder seit längerer Zeit entweder auf Hypotheken oder legten sie in der wiener Bank und in östreichischen Obligationen an.

Digitized by Google

Als nun der mehrfache und zunehmende Umgang mit den Holländern, und der durch die ost- und westindischen Besitzungen geöffnete Handelsverkehr die Aufmerksamkeit der Belgier rege zu machen anfing, mußte man öfters Klagen vernehmen über einzelne Handels- und Wechselhäuser, welche sich ihr Einschreiten und ihren Credit übermäßig bezahlen ließen. So geschah nun, daß, theils um diesen Übelständen abzuhelfen, theils um bei den Belgiern ein größeres Zutrauen und Betriebsamkeit zu erwecken, der König Wilhelm beschloß, in Belgiens Hauptstadt selbst ein Institut zu errichten, welches, ohne die nationale Bank zu beeinträchtigen, die gewöhnlichen Bankoperationen, durch die Nähe des Sitzes, den Südniederländern leichter und bequem machen konnte. Hierzu benutzte der König den Umstand, daß ihm durch die Constitution außer den 1,900,000 Francs der Civilliste, nach einer gewissen Zeitfrist ein jährliches, auf Domainengüter hypothecirtes Einkommen von einer halben Million Gulden zugesichert war, und seine wahrhaft väterliche Absicht ging dahin, dieses Supplementareinkommen für Belgien insbesondere ersprießlich zu machen. Zu dem Ende creirte er am 28. Aug. 1822 die Société générale des Pays-Bas in Brüssel, behielt sich laut den Statuten die absolute Wahl des Hauptpersonals ihrer Direction vor, und um seinerseits nichts zu vernachlässigen, was dem neuen Institute allgemeinen Credit verschaffen konnte, garantirte er in einer nachträglichen Cabinetsordre vom 13. Dec. 1822 den Betheiligten fünf Procent jährlicher Zinsen aus seinem Privatvermögen. Allein ungeachtet aller dieser Gewährleistungen und der reichlichen Dotation des Instituts mittels der Domainen, sowie der Vorschriften und Bedingungen für die vorhabenden Operationen, wodurch diesen alle mögliche Solidität gegeben wurde, fand das neue Etablissement so wenig Beherzigung und Theilnehmer, daß zum festgesetzten Termine kaum mehr als die Hälfte der 30 Millionen in 60,000 Actien zu 500 Francs eingeschrieben waren, und von 31,000 und etlichen hundert Actien, welche wirklich ausgefertigt wurden und also vorläufig den Fonds ausmachten, mehr als 25,000 auf den Namen des Königs gestellt werden mußten. Bemerkt man nun, daß Prinz Friedrich 100 Actien für sich genommen, daß mehre andere Mitglieder der königlichen Familie, Staatsbeamte und öffentliche Anstalten, auch viele Ausländer, zumal Deutsche, eine bedeutende Anzahl Actien nahmen, und daß endlich, laut den Statuten, nicht weniger als 348 Actien auf den Namen des Gouverneurs und der übrigen Oberbeamten unveräußerbar eingeschrieben werden mußten, so erhellt schon hieraus, daß nur eine sehr geringe Anzahl Actien unter Privatpersonen vertheilt und dem öffentlichen Verkehre preisgegeben waren. Da aber dennoch die Société générale ihre Operationen anfing, sich mit der niederländischen Bank in Verbindung setzte und ihr wohlthätiger Einfluß sich bald unverkennbar zeigte, zumal als sie nicht nur ihre halbjährlichen Zinsen pünktlich bezahlte, sondern noch jährlich eine bedeutende Dividende ablieferte, da gingen den Belgiern die Augen auf, und sie waren wenigstens nicht die Letzten, welche für die Bequemlichkeit des Handelsverkehrs daraus allen möglichen Nutzen zu ziehen suchten, sodaß an manchen der drei Tage, welche wöchentlich zum Discontiren von Wechseln und zu Darleihen auf Fonds und Waaren festgesetzt waren, mehr als $1^1/_2$ Million Gulden aus den Kassen der Gesellschaft ins Publicum strömten, und in kurzer Zeit fanden sich in Belgien, zumal in Brüssel, wenige Kaufleute, die nicht ihr Conto Courant bei ihr hatten, wenige Banquiers und Privatleute, die nicht Wechsel und Staatspapiere zum Disconto und als Pfand darboten, wenige öffentliche Anstalten und Gemeinden, die sich nicht bei etwaigem Geldbedarf an die Gesellschaft wendeten, sodaß diese sich bald in die Nothwendigkeit versetzt sah, fast in jeder Stadt Agenten anzustellen, und sogar, doch etwas später, in Antwerpen eine Bank vom zweiten Range und in einigen Hauptstädten (Lüttich, Gent, Mons und Tournay) Succursalbanken anzulegen, zumal nachdem sie das ihr vortheilhafte und auch dem Staate Erspar-



Digitized by Google

niß verursachende Amt eines Generalschatzmeisters (Caissier général de l'état) übernahm, und auch Antheil an den Vorrichtungen des für die belgischen Provinzen in Brüssel etablirten Auxiliarhauptbuchs der Staatsschuld bekam. Als hierauf im J. 1826 die Algemeene nederlandsche Handelsmaatschappij errichtet werden sollte, gingen die Belgier dabei so sehr zum entgegengesetzten Äußern über, daß statt 24 Millionen mehr als 75 Millionen eingeschrieben wurden, und die Regierung sich genöthigt sah, das Capital des neuen Instituts von 24 auf 37½ Millionen zu erhöhen, was den Nachtheil hatte, daß ein größeres Capital verzinst werden mußte, als man im Handel vortheilhaft anlegen konnte, sodaß dies als eine der Hauptursachen mitwirkte, daß erst nach zehn Jahren zum ersten Male außer den gewöhnlichen Zinsen von 4½ Procent, die ebenfalls vom Könige Wilhelm verbürgt und sogar während mehrer Jahre vorgeschossen wurden, eine außerordentliche Dividende gegeben werden konnte. Auch mit dieser Handelsmaatschappij stand die Société générale in Verbindung und im J. 1828 ward unter ihren Auspicien die Société de Luxembourg gestiftet, welche die Exploitirung der Bergwerke und die Anlegung von Kanälen im Großherzogthume Luxemburg zum Zwecke hatte, sowie früher ein Hauptkanal in der Provinz Hennegau auf ihre Kosten gebaut und die Armencolonie in den südlichen Provinzen durch die von ihr vorgeschossenen Capitalien errichtet worden war. So kam es, daß die von der Société générale ausgegebenen Bankzettel dem baaren Gelde vorgezogen, die von ihr ausgegebenen Obligationen, wenngleich nur geringe Zinsen abwerfend, gesucht, und zu einer gewissen Zeit ihre Actien fürs Doppelte, d. h. für 1000 Francs, gekauft wurden. Es konnte aber nicht fehlen, daß bei ihren unzähligen Operationen sie einerseits zuweilen durch Privatbankrotte und dergleichen Verluste erlitt, und andererseits sich die Feindschaft einzelner Banquiers zuzog. Hierzu kam noch, daß, als im J. 1829 die katholisch-liberale Opposition auftrat und die Oppositionspartei gegen die Regierung immer stärker wurde, sich manche Stimme gegen die Société générale und ihre Direction öffentlich hören ließ, indem man sie beschuldigte, mit dem verhaßten Syndicat gemeinsam zu operiren, und überhaupt dem Könige in seiner Vorliebe zu den Holländern zum Nachtheil der Belgier beizustehen und ihm unbedingt unterworfen zu sein. Dies Alles hinderte die Société générale zwar nicht in ihrem Fortgange und wohlthätigen Einflusse auf Handel und Industrie; allein als im J. 1830 die Revolution ausbrach, schwebte sie einige Zeit in Gefahr geplündert zu werden, und mußte, wo nicht ihre Zahlungen und Operationen ganz einstellen, dieselben wenigstens so mäßigen, daß es zu keinem Banquerott kommen konnte. Das provisorische Gouvernement schützte sie zwar kräftig, und indem es sich ganz in die Stelle des Königs Wilhelm, dessen Actien, wie alle übrigen Besitzungen in Belgien, sequestrirt würden, setzte, ernannte es statt des bisherigen Gouverneurs Repelaer van Driel, welcher als holländischer Staatsbeamter Belgien verlassen hatte, Ferdinand Meeus, einen reichen Fabrikanten, dem man dies Amt als Schadenersatz für seinen durch Plünderung und Zerstörung seiner Fabriken erlittenen Verlust zuerkannte. Natürlicherweise hatte die in dieser stürmischen Zeit obwaltende Krisis im Handel und öffentlichen Verkehr, und das daraus entstandene allgemeine Mistrauen, großen Einfluß auch auf die Operationen und den Wohlstand der Société générale, sodaß sie in den J. 1830 und 1831 keine außerordentliche Dividende bewilligen konnte und ihre Actionnairs mit den gewöhnlichen Zinsen vorlieb nehmen mußten, wodurch die Actien unter Pari zurückgingen. Dieser Zustand dauerte aber nicht lange, die Actien hoben sich bald wieder, zumal da die Société générale nicht nur wie früher ihre Operationen verrichtete, sondern überdies noch gegen Ende des J. 1831 eine Sparbank für die niedern Classen, zum Zinsfuß von drei und vier Procent, errichtete und bei allen ihren Agenten in Belgien einführte. Da sie aber auch zugleich, so viel es nöthig war, ihre Handelsverbindungen mit Holland fortsetzte, so erhoben sich wider sie mehre Stimmen im

Digitized by Google

Publicum, besonders unter den Unionisten und sogenannten Patrioten, welche die Mehrzahl ihrer Directoren des Orangismus und das ganze Institut als unter holländischem Einflusse stehend beschuldigten und anfeindeten. Es ergingen gegen sie Klagen über Klagen bei den Kammern, welche eine Commission niedersetzen mußten, deren Aufgabe es war, zu untersuchen, inwiefern jene Beschuldigungen gegründet wären, und in welchem Verhältnisse die Regierung gesetzmäßig mit der Société générale stehe, besonders aber, ob dieser das Generalschatzmeisteramt gelassen werden solle. Die Commission betrieb ihr Geschäft nichts weniger als mit Eifer, dagegen aber nahm die Spannung zwischen der Regierung und der Société générale immer mehr und mehr überhand, ungeachtet letztere, gemeinschaftlich mit dem Hause Rothschild zu Paris, die verschiedenen Staatsanleihen und die der Hauptstadt Brüssel zu Stande brachte und beförderte, und überhaupt ihren ehemaligen Credit und Wirkungskreis fast auf den nämlichen Fuß wie vor der Revolution von 1830 herstellte, ihren Actionnairs wiederum Dividenden zuwies und den Preis ihrer Actien wieder über 850 Francs brachte. Als aber in jeder Session der Kammern die Beschwerden wider die Société générale erneuert wurden, und zu Anfange des J. 1835 ganz ins Geheim an der Errichtung einer eigentlichen belgischen Bank gearbeitet wurde, diese sodann ganz unerwartet mit ihren im Voraus vom Könige sanctionirten Statuten als Nebenbuhlerin der Société générale auftrat und ihr wo nicht den Krieg, doch eine lebhafte Concurrenz ankündigte, ward die Spannung der Société générale mit der Regierung fühlbarer, und es hieß allgemein, sie solle aufhören, das Schatzmeisteramt des Königreichs zu verwalten. Sie zeigte sich ganz resignirt, und da mit diesem Amte auch die Nothwendigkeit wegfiel, in allen Städten Agenten zu halten, so kündigte die Société générale zu gleicher Zeit die allenthalben angelegten Sparkassen auf. Auch hatte sie schon früher und fast gleichzeitig mit der neuen Bank, unter ihren unmittelbaren Auspicien, ein neues gewichtiges Institut errichtet, welches unter dem Namen Société de commerce de Bruxelles einen weiten Wirkungskreis erhielt, und indem es diejenigen Operationen der neuen Bank, welche der Société générale laut ihrer Statuten versagt waren, zuließ, verlieh es ihr doppelte Kraft, um gegen jene in die Schranken zu treten. Dieser Stellung dürfte sie es auch zu verdanken haben, daß das Ungewitter, womit sie bedroht wurde, nicht losbrach, und daß nach kurzer Zeit von ihrer Entlassung als Reichskassirer und demnach auch ihrerseits von der Schließung der Sparkassen nicht mehr die Rede war. Die neue Bank begnügt sich jetzt mit Privatgeschäften, während die alte nach wie vor den Hauptcredit in Händen hat, und allerdings ein Hebel orangistischer Interessen geblieben ist.

Mit der Förderung der Wissenschaften ist es in Belgien noch immer sehr schlecht bestellt. Auf das ganze Lehrsystem hat das religiöse Princip einen zu ausschließlichen Einfluß. Der Geist, der von dem erzbischöflichen Stuhle zu Mecheln ausgeht, durchdringt alle Schulen, wie er auch unter dem Ministerium de Theux die Verwaltung beherrscht. Bis jetzt hat in den Kammern der liberale Theil sich dieser Herrschaft nicht mit Erfolg widersetzen können, hauptsächlich weil er in sich selbst zersplittert ist, während die Majorität nur Ein Ziel vor Augen hat und durch die Religion einen Hebel besitzt, auf das Volk zu wirken. In keinem Lande ist der Katholicismus so mit der Politik verwebt und strebt so nach der äußern Gewalt, selbst bis auf die kleinsten Ämter herab, als in Belgien, doch ist auch in keinem Lande von der Constitution den verschiedenen Glaubensparteien eine so liberale Existenz gesichert als hier. Ein anderer Druck, der noch und ebenso schwer auf dem Aufkommen der Literatur und der Wissenschaft im Allgemeinen lastet, ist der Nachdruck, der alles Streben im Keime erstickt, da jeder Gelehrte weiß, daß er für seine Arbeiten nur schwer einen Verleger findet, weil selten diese letztern es über sich gewinnen können, Originalwerke zu honoriren, so lange sie französische umsonst nachdrucken dürfen. Eine Nationalliteratur ist unmöglich, wo diese Schmach ge-

Digitized by Google

duldet wird, die man in Belgien nicht zu tilgen wagt, weil im ersten Augenblicke einige Drucker brotlos werden könnten. Es existirt zwar ein „Dictionnaire des hommes de lettres de la Belgique", aber es gibt wenig Ausbeute. In der schönen Literatur hat sich der Baron Staffart (s. d.) durch Fabeln, Prosper Noyer durch einige Dramen und Baron durch einige Romane bekannt gemacht. Außerdem sind noch zu nennen Nothomb, Verfasser der trefflichen Geschichte der belgischen Revolution, de Potter, Reiffenberg (s. d.), der Archivar Gachard und die jetzt in Belgien habilitirten Arendt und Coremans, denen man noch den Engländer White beifügen kann, der sich in Brüssel niedergelassen hat. Für das Schulwesen wirkt der Bischof van Bommel (s. d.). Einen weit größern Aufschwung haben die Künste genommen, und die neue belgische Malerschule kann sich kühn den besten zur Seite setzen. An tiefem Gemüthe den Düsseldorfern nachstehend, übertreffen die belgischen Maler dieselben an Technik und Lebendigkeit, wenngleich sie auch hiermit an zu viel französischer Effecthascherei leiden. Die Akademie zu Antwerpen leistet wenig, hemmt aber auch die jungen Künstler nicht in ihrer selbständigen Entwickelung, wozu der Einfluß des Directors, Van Bree, zu schwach ist. Unter den Malern zeichnet sich besonders der höchst fruchtbare Verboeckhoeven (s. d.) durch seine meisterhaften Thierstücke aus, die oft an die besten Werke de Potter's erinnern; Wappers (s. d.) und de Keyzer in Antwerpen; ferner de Brackelaer, geboren 1792, Paelink und Andere. Ausgezeichnetes hat Geefs (s. d.) als Bildhauer geleistet. Kein Land aber auch, mit Ausnahme Italiens, bietet dem Künstler, in welcher Stadt er sich befinden mag, so viel Schätze zur Anschauung und zum Studium, als Belgien. In Antwerpen, Brüssel, Gent sind die Kirchen voll der herrlichsten Meisterwerke von Rubens, van Dyk, Eyk, Otto Venius, Messis u. s. w., und mit seltener Liberalität sind die reichsten Privatsammlungen, wie die des Herzogs von Aremberg, van Samps u. A., jedem Besuchenden geöffnet. (28)

Die Wirksamkeit der belgischen Kammern und der Einfluß, den sie auf die innern und äußern Verhältnisse des Landes ausgeübt haben, stehen in genauem Zusammenhange mit den Grundsätzen, nach welchen in Belgien die Volksvertretung organisirt ist und deren Anwendung die eigenthümliche Stellung und Thätigkeit der Kammern bedingt hat. Um die letztere in ihren Hauptergebnissen darzustellen, erscheint es daher nothwendig, einige Worte über die Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers in Belgien vorauszuschicken. Als die Revolution von 1830 durch den Congreß die Sanction der Nation erhalten und diese Versammlung sich mit der Organisation des Landes auf einer neuen Basis beschäftigte, wurde die Feststellung des Princips, nach welchem die Volksvertretung geordnet werden sollte, Gegenstand besonderer Berathungen. Um in dieser Beziehung die größte Freiheit der Wahl mit den Garantien zu vereinigen, die das Land nothwendig verlangen mußte, errichtete man einen Census für das Wahlrecht, während die Wählbarkeit von jeder beschränkenden Bedingung dieser Art frei blieb. Dadurch wurde allen Capacitäten ohne Rücksicht auf Besitz oder sociale Stellung der Eintritt in die Kammer möglich gemacht, während man durch den Wählercensus das Wahlrecht auf diejenigen Individuen beschränkte, welche ein wesentliches und unmittelbares Interesse an der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und dem Dasein einer guten Administration haben. Bei der Zusammensetzung des Senats ging man von einem andern Gesichtspunkte aus. Derselbe sollte die dem großen Besitz einwohnende Gemäßigtheit und Reife der politischen Ansicht darstellen und deswegen foderte die Constitution von den Candidaten für diesen Theil des gesetzgebenden Körpers einen Wahlcensus von 1000 Gulden, während die Wahl selbst denselben Wählern zusteht, welche die Abgeordneten ernennen. Durch diese Grundbestimmungen wurden der Charakter und die Tendenzen der beiden belgischen Kammern bis auf einen gewissen Punkt im Voraus schon fixirt. Die zweite Kammer

Digitized by Google

repräsentirt das Element der Bewegung, des Fortschrittes, wie es in jedem wahrhaft constitutionnellen Staate verhanden ist, der Senat ihr gegenüber die Interessen des Bestehenden; die gleiche Berechtigung beider ist sichere Garantie gegen Verirrung oder Misbrauch der Gewalt von Seiten des einen oder des andern und so das Gleichgewicht durch Aufstellung des Gegensatzes gegeben.

Die Art und Weise der Festsetzung des Wählercensus, die Annahme eines relativen Census für Stadt und Land — in den Städten wechselt er nach Maßgabe der Bevölkerung zwischen 20 und 80 Gulden, auf dem Lande zwischen 20 und 30 Guld. — haben eine Beschränkung des Wahlrechts zur Folge gehabt, die sich sehr heilsam erwiesen hat und eine Art Gegengewicht zu der unbeschränkten Wählbarkeit für die zweite Kammer bildet. Die Statistik der belgischen Wahlverhältnisse mit der der englischen und französischen verglichen, beweist, daß Belgien überhaupt die Mitte zwischen englischer Freiheit und französischer Beschränkung einhält. Belgien zählt ungefähr einen Repräsentanten auf 39,958 Einw. und auf 478 Wähler, während England ein Parlamentsmitglied auf 36,520 Einw. und Frankreich einen Deputirten auf 70,980 Seelen hat. Belgien zählt ferner einen Wähler auf 85 Einw., während in England ein Wähler auf 29 Einw. und in Frankreich ein Wähler auf 177 Einw. kommt. In Belgien zählt man außerdem einen Senator auf 79,325 Einw. und auf 972 Wähler. Die Zahl der Wähler beträgt bei einer Bevölkerung von etwas mehr als 4 Millionen 48,853, von denen 14,835 auf die Städte und 33,018 auf die Landgemeinden kommen, was mit Berücksichtigung der respectiven Bevölkerungen 16 Wähler auf 1000 Städtebewohner und 11 Wähler auf 1000 Landbewohner gibt.

Wenn man die eigentliche Zusammensetzung der belgischen Kammern im Auge behält und dieselbe mit den äußern und innern Verhältnissen des Landes combinirt, so erscheinen ihre Wirksamkeit und ihr Einfluß auf die Angelegenheiten desselben vielfach erklärlich. Ein so gewaltsames, die bestehende Ordnung in ihren Grundfesten erschütterndes Ereigniß, wie die Revolution von 1830 es war, mußte nothwendig in den Gemüthern lange noch jene Aufregung, jene Heftigkeit und Übertreibung der politischen Ansichten und Bestrebungen zurücklassen, durch die es allein möglich geworden war. Der Congreß und die Kammern, die auf ihn folgten, waren ein Abbild der Nation; dieselbe Gereiztheit, die im Volke lebte, zeigte sich auch in ihnen, und die Äußerungen derselben waren um so weniger durch hemmende Rücksichten bedingt oder gemäßigt, als in Folge dessen man keinen Wählbarkeitscensus festgesetzt, eine Menge Abgeordnete oft keine andern Ansprüche auf die Deputation geltend zu machen hatten, als eine politische Ansicht, die mit großer Entschiedenheit und einigem Talente sich aussprechend, mit der in Extremen sich bewegenden Stimmung der Wähler übereinkam und denselben als der geeignetste Ausdruck ihrer eignen Überzeugung erschien. Diese Richtung beherrschte eine Zeit lang die Repräsentantenkammer fast ganz; im Senat trat sie wegen der ihrer Natur nach ruhigern Elemente, aus denen diese Versammlung besteht, beiweitem gemäßigter auf, während sie in der Regierung von vorn herein einen Widersacher fand. Die innere Geschichte Belgiens bis zum J. 1834 ist ganz mit dem aus diesem Gegensatze hervorgegangenen Kampfe erfüllt. Die Regierung begriff vom Anfange an, daß man, um die Revolution und ihre Resultate zu retten, unterhandeln müsse; die Kammer, noch ganz unter der Herrschaft jener Aufregung, die die Septembertage erzeugt hatte, widersetzte sich jedesmal, so oft es sich darum handelte, einem Resultate der Negociationen, das irgend einem Theile der Frage eine Lösung brachte, ihre Billigung zu geben. Die fünf großen Maßregeln und Beschlüsse des J. 1831, welche eigentlich die jetzt bestehende Ordnung der Dinge in Belgien gegründet haben, die Annahme des Systems der unmittelbaren Wahl des Staatsoberhauptes, die Wahl des Prinzen Leopold zum Könige von Belgien, die Annahme der 18 Artikel, die Annahme der 24 Artikel und der Beitritt zu ihrer Aus-

Digitized by Google

führung, fanden im Congreß und in der Kammer einen Widerstand, von dessen Heftigkeit man sich kaum einen Begriff macht, und erregten Discussionen, die für die öffentliche Ruhe sogar mehr als einmal gefahrdrohend wurden. Alle zwar wurden angenommen, aber nur nachdem die Opposition ihre Kräfte ganz erschöpft hatte, und der Sieg der Regierung materiell unbestritten, moralisch genommen doch ebenso viel von einer Niederlage hatte. Dieser Widerstand war keineswegs gegen die Regierung persönlich gerichtet, er war vielmehr nur eine Folge der übertriebenen und durchaus falschen Ansicht, welche ein Theil der Kammer, die damals noch zahlreiche exaltirte Partei, sich von der Lage des Landes und von der in Bezug auf die fremden Mächte zu befolgenden Politik machte. Die Kammer hat während der ganzen Dauer der Unterhandlungen höchst selten den Gang und die eigentlichen Zwecke derselben begriffen und deshalb ist ihre politische Wirksamkeit nach außen hin, ihr Einfluß auf die diplomatischen Angelegenheiten des Landes im Ganzen mehr schädlich und aufhaltend als heilsam und fördernd gewesen. Indem sie die Resultate der Revolution retten wollte, hat sie dieselben, durch ihren Mangel an politischem Takte, oft in große Gefahr gebracht. So noch im Nov. 1832, wo im Augenblicke des Einrückens der französischen Nordarmee in Belgien, um die Citadelle von Antwerpen zu belagern, auf die unzeitigste und ungeschickteste Weise in der Kammer die Frage über die Nothwendigkeit der fremden Intervention angeregt und der Regierung außerdem noch der Vorwurf gemacht wurde, in die Räumung der an Holland abzutretenden Gebietstheile eingewilligt zu haben, ohne den Bewohnern eine vollkommene Amnestie und Belgien selbst den Genuß aller mit der Territorialausgleichung verbundenen Vortheile zuzusichern. Die Regierung hatte auf die gänzliche Billigung ihres Verfahrens gerechnet, und in der That, sie hatte durch die gewonnenen Resultate gegründete Ansprüche auf die Dankbarkeit des Landes. Statt dessen fand sie eine solche Verkennung ihrer Absichten und Handlungsweise bei der Kammer, daß es ihr nur mit großer Mühe gelang, eine Mehrheit von zwei Stimmen für die Vertagung der Debatten über die angeregten Fragen zu gewinnen. Der Senat hatte zwar fast einstimmig das Gouvernement unterstützt, aber die Wirkung des Votums der Repräsentantenkammer auf die öffentliche Meinung war so groß, daß die Minister ihr zu weichen gezwungen waren. Das Land blieb einen ganzen Monat hindurch, in Gegenwart einer fremden Armee, im Angesichte der Anarchie, unter einer provisorischen Verwaltung. Daß damals die Bande des Staates sich nicht lösten, ist nur der Festigkeit des Königs und der Mäßigung des Volkes, nicht der Weisheit oder dem Einschreiten der Kammer zu verdanken. Dieselbe verfuhr vielmehr auf gleich ungeschickte Weise kurze Zeit darauf, als sie durch den langsamen Gang der Verhandlungen ermüdet, die Regierung durch die nur auf sechs Monate zugestandene Bewilligung des Kriegsbudgets zwingen wollte, energischere Maßregeln zu ergreifen, um die Frage zu einer schnellern Entscheidung zu bringen. Der König antwortete auf dies unbesonnene Verfahren durch die Auflösung der Kammer, die so vielfach verleumdete, so gänzlich verkannte Diplomatie durch den Vertrag vom 21. Mai 1833, der Belgien den Status quo und damit alle Vortheile, deren es seit fünf Jahren genießt, zusicherte. Jenes Votum der Kammer, welches zum Kriege trieb, hätte die Regierung ihm nachgegeben, war das letzte Aufflackern dieses ungeordneten und übertriebenen politischen Geistes, der Nachgeburt der Revolution.

Seit 1833 begann eine neue Entwickelungsperiode für das Land. Die Ungewißheit seines Bestehens und das daraus nothwendig hervorgehende Gefühl von Unsicherheit und Aufgeregtheit verschwand, als die Aufrechthaltung des Status quo ihm von Frankreich und England definitiv garantirt und von seinem Gegner selbst anerkannt worden war. Der Gang der Angelegenheiten wurde geordneter, die Gemüther beruhigten sich und allgemein begann die öffentliche Thätigkeit von der sterilen und immer störenden Discussion der politischen Lage des Landes sich der

Digitized by Google

Pflege und Ausbildung seiner materiellen Interessen zuzuwenden. Die Kammern folgten der allgemeinen Bewegung, der wichtigste Theil ihrer Aufgabe, die innere Organisation des Landes, begann jetzt, sie auf das ernstlichste zu beschäftigen. Die Constitutionsacte hatte in einem ergänzenden Artikel der Legislatur die hauptsächlichsten Gegenstände vorgeschrieben, auf die sie ihre Aufmerksamkeit zu richten hätte. Es heißt nämlich dort Artikel 139: „Der Nationalcongreß erklärt, daß es nothwendig ist für folgende Gegenstände in der möglichst kürzesten Zeit durch besondere Gesetze Fürsorge zu treffen: die Presse, die Einrichtung des Geschworenengerichts, die Finanzen, die Provinzial- und Gemeindeeinrichtungen, die Verantwortlichkeit der Minister und anderer Regierungsbeamten, die Einrichtung des Gerichtswesens, die Revision der Pensionslisten, die Maßregeln, um die Mißbräuche der Vereinigung mehrer Ämter (cumul) abzuschaffen, die Revision der Gesetzgebung über die Fallissements, die Organisation der Armee, das Recht der Beförderung, des Rücktritts aus dem Dienste und das militairische Strafgesetzbuch, die Revision der Gesetzbücher.“ Bis zum Anfange des J. 1833 waren sehr wenige der in diesem Programme der Arbeiten der Kammern bezeichneten Gegenstände von denselben erledigt; von den angedeuteten Gesetzen waren nur die über die Presse, das Geschworenengericht und das Gerichtswesen vorhanden. Die nach der Auflösung von Neuem gebildete und zu ihrer ersten Session vom Jun. bis Oct. versammelte Kammer beschäftigte sich hauptsächlich mit der Prüfung mehrer wichtiger ihr vorgelegter Gesetzentwürfe, von denen vorzüglich das Project einer Eisenbahn von Antwerpen an die preußische Grenze, der Entwurf einer neuen Organisation der Provinzen und der Gemeinden und der einer Reorganisation der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Brüssel auszuzeichnen sind. Keiner von diesen Gegenständen kam in der Session von 1833, die in mehrfacher Beziehung nur eine vorbereitende war, zur Erledigung, selbst die verlangten Schutzmaßregeln für zwei der bedeutendsten Zweige der belgischen Industrie, die Fabrikation leinener und baumwollener Stoffe, wurden nicht definitiv beschlossen. Dagegen machte die Kammer auf politischem Gebiet während dieser Session unleugbare Fortschritte. Wenn auch nicht ganz ohne Reminiscenzen ihres frühern zuweilen ungeberdigen Verhaltens, war sie doch beiweitem ruhiger in der Discussion. Die Berathung der Adresse erregte zwar noch einiges Aufwallen, als die Aufnahme eines die stattgehabte Auflösung der Kammer tadelnden Ausdrucks in dieselbe vorgeschlagen wurde, aber der Antrag ward beseitigt und allmälig schwand die letzte Spur der Aufregung.

Die folgende Sitzung begann im Nov. 1833 und wurde im Aug. 1834 geschlossen. Sie war für die innere Entwickelung des Landes eine der wohlthätigsten und folgenreichsten, denn in ihr wurde das Gesetz über die Eisenbahnen votirt (1. Mai 1834). Die Kammer hatte die Frage über Nützlichkeit, Ausführbarkeit und Art der Ausführung dieser großen Verbindungswege genau und gewissenhaft geprüft; ihr größtes Verdienst besteht aber darin, begriffen zu haben, daß vor Allem Schnelle der Ausführung nöthig sei und daß, um diese sowie die nöthigen Garantien für die Dauer und Güte der Arbeiten zu erreichen, der Bau der Bahnen dem Staate überlassen werden müsse. Dies wichtige Princip, dem die belgischen Eisenbahnen ihre schnelle Herstellung und ihre treffliche Organisation verdanken, wurde in der Sitzung vom 23. Apr. durch 53 gegen 35 Stimmen angenommen. Die Kammer vollendete in dieser Session auch die Organisation der Provinzialbehörden, denen sie im Sinne der Verfassung und dem Geiste der alten Institutionen des Landes gemäß, sehr ausgedehnte Befugnisse ertheilte, ohne sie jedoch von der Centralbehörde ganz unabhängig zu machen. Für die Industrie und den innern Handel brachte diese Sitzung die Gesetze über die Fabrikation und den Vertrieb leinener Stoffe und über Preis und Aus- und Einfuhr der Cerealien. Eigentliche politische Gesetze kamen, mit Ausnahme eines einzigen, nicht vor. Dies

Digitized by Google

eine bezog sich auf die von den Orangisten veranlaßten Unruhen; es wurden darin Gefängniß- und Geldstrafen, sowie Verlust der politischen Rechte für Diejenigen festgesetzt, welche in irgend einer Weise öffentliche Demonstrationen zu Gunsten der frühern Dynastie machen würden. Dieses Gesetz war nur die Penalsanction jener Bestimmung des Nationalcongresses, nach welcher die Familie Nassau-Oranien auf ewige Zeiten von aller Macht und Gewalt in Belgien ausgeschlossen ist. Auch begann in dieser Session die Berathung über das Communalgesetz und die Kammer entschied noch kurz vor ihrer Auflösung einen der wichtigsten Punkte desselben, die Ernennung der Bürgermeister durch den König.

Die Ruhe und Sicherheit, welche das Land nach außen hin genoß, die immer mehr sich entwickelnde Thätigkeit des nationalen Lebens, das lebendig gefühlte Bedürfniß, die durch die Verfassung gegebenen öffentlichen Freiheiten in besonnener und dauerhafter Weise in den Institutionen zu verwirklichen und zu befestigen, das Alles traf zusammen, um jene politische Spannung und Erregtheit, welche Land und Kammer so lange beherrscht hatten, immer mehr und mehr verschwinden zu machen. Aber wie überall, wo constitutionnelle Verfassungsformen der Nation einen bedeutenden und unmittelbar eingreifenden Antheil an der Leitung der Geschäfte geben, so trat auch in Belgien, sobald die äußern Beziehungen keine nahe liegenden Besorgnisse mehr einflößten, der Widerspruch und Kampf der Parteien, die über der gemeinsamen Gefahr ihren besondern Streit hatten in den Hintergrund treten lassen, mehr an den Tag. So lange es sich um die Begründung der politischen Existenz des Landes gehandelt hatte, waren die beiden Hauptverschiedenheiten der öffentlichen Meinung in Belgien, Liberale und Katholiken, in den meisten Fällen der Union, die den neuen Zustand der Dinge herbeigeführt hatte, treu geblieben. Als man aber an die innere Organisation, den Ausbau der Institutionen ging, da zeigte sich die große Verschiedenheit der Ansichten und Interessen. Der Schauplatz, auf dem die Gegensätze am meisten in Conflict kamen, waren die Kammern und der eigenthümliche Charakter aller Sessionen seit 1834 besteht in der immer zunehmenden Ausbildung des Parteienkampfes. Die Sitzung von 1835 bestätigt dies auf eine sehr überzeugende Weise. Außer dem Budget und einem Gesetze über die Expropriation zu öffentlichen Zwecken, hatte dieselbe, trotz einer sechsmonatlichen Dauer, durchaus kein bedeutenderes Resultat aufzuweisen, weil die Berathung über das Communalgesetz Veranlassung zu einer sehr heftigen Reibung der Parteien gegeben hatte. Obgleich von den 157 Artikeln des Gesetzes 72 schon in der vorhergehenden Session votirt waren, so verwendete die Kammer doch 53 Sitzungen auf die Berathung der noch übrigen. Dabei war der Grund des Streites weniger in einer Meinungsverschiedenheit zwischen Katholiken und Liberalen, als in dem Gegensatze zweier Ansichten, von denen die eine mehr demokratische Tendenzen verfolgend, den Gemeinden die ausgedehntesten Freiheiten und besonders völlige Unabhängigkeit von der Centralgewalt geben wollte, während die andere, von dem Grundsatze des pouvoir fort ausgehend, der Regierung einen directen Einfluß auf die Leitung der Communalangelegenheiten zu verschaffen strebte. Das Ministerium, von dieser letztern Fraction der Kammer unterstützt, hatte für die Regierung das Recht, den Bürgermeister zu ernennen und ihn innerhalb oder außerhalb des Gemeinderaths wählen zu können, verlangt. Die Kammer gestand ihm das Ernennungsrecht zu, beschränkte die Wahl aber auf die Glieder des Gemeinderathes, nur in außerordentlichen Fällen dürfe der Bürgermeister auch außerhalb desselben erwählt werden, dann habe er aber im Rathe selbst keine Stimme; die Schöffen, die über dem Gemeinderathe dem Bürgermeister unmittelbar zur Seite stehen, sollten von den Räthen der Communen ernannt werden. Dieser Entwurf wurde dem Senate vorgelegt, der ihn dahin modificirte, daß der Bürgermeister in jedem Falle im Rathe stimmen solle und die Schöffen von der Regierung zu ernennen seien. Der Zwiespalt zwischen den verschiedenen Theilen

Digitized by Google

der Legislatur wurde nach langen Debatten endlich dahin ausgeglichen, daß der königlichen Gewalt die Ernennung des Bürgermeisters und der Schöffen innerhalb des Gemeinderaths übertragen wurde. Doch kam diese Ausgleichung erst in der folgenden Session zu Stande. Die Sitzung von 1835 ist noch dadurch merkwürdig, daß ein von dem Deputirten de Brouckère (Rath am brüsseler Apellationshofe) gemachter Vorschlag auf Abschaffung der Todesstrafe von der Kammer in Berathung genommen und an die Gerichtshöfe und die Tribunäle erster Instanz zur Prüfung und Begutachtung überwiesen wurde. Ein Resultat davon liegt aber bis jetzt noch nicht vor. Außerdem muß noch als wichtig bezeichnet werden, daß die Kammer in dieser Sitzung beschloß, das Gesetz über den öffentlichen Unterricht, der einer Reorganisation dringend bedurfte, zu theilen und vorläufig sich nur mit der Wiederherstellung der Universitäten zu beschäftigen. Diese Session wurde übrigens unerwartet früh geschlossen, weil im Monat Jun. dem Gesetze nach die Erneuerung der einen Hälfte der Kammer bevorstand und das Ministerium erst das Ergebniß der neuen Wahlen abwarten wollte, ehe der vom Senate amendirte Entwurf des Communalgesetzes von Neuem vorgelegt wurde.

Die neuen Wahlen fielen im Ganzen günstig aus. Die exaltirte Partei war auf ein Minimum von zwei, höchstens drei Deputirten zurückgeführt; die Katholiken hatten zwar die entschiedene Majorität, doch waren die Liberalen auch durch mehre ausgezeichnete Mitglieder verstärkt worden. Die so erneuerte Kammer trat zuerst am 4. Aug. 1835 zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, die bis zum 14. Sept. dauerte und in welcher das wichtige Gesetz über die Universitäten votirt wurde. Bei dieser Gelegenheit fand das erste eigentliche Zusammentreffen der Katholiken und Liberalen nach allen Regeln des parlamentarischen Kampfes statt; die Meinungsverschiedenheiten, welche sich bei der Berathung dieses Gesetzes geltend machten, waren ausschließlich der Ausdruck der Tendenzen jener beiden Parteien. Der Ausgang entschied gegen die letztern. Das System zweier Landesuniversitäten wurde gegen das einer Centraluniversität angenommen und dadurch die Fixirung der katholischen Universität zu Löwen möglich gemacht. Außerdem nahm die Kammer noch nach heftigen Debatten den vom Ministerium ihr vorgelegten Entwurf eines Fremdengesetzes an, was bestimmt war, den Misbräuchen des Asylrechts, die aus Belgien eine Freistatt und einen Versammlungspunkt der exaltirtesten politischen Flüchtlinge fast aller Länder Europas gemacht hatten, ein Ziel zu setzen und so die eigne Ruhe im Innern und die der Nachbarn zu sichern. Die Sorge für die Beförderung der inländischen Industrie beschäftigte vielfach die Kammern in dieser Sitzung. Nach langen Untersuchungen und noch längern Discussionen erkannte die Kammer an, daß der bestehende Douanentarif mehre wichtige Zweige des Gewerbfleißes, unter Anderm die Fabrikation baumwollener Stoffe, nicht hinreichend schütze und begünstige. Die ordentliche Session von 1835 begann am 10. Nov. und wurde am 17. Jun. 1836 geschlossen; sie war fast ausschließlich, nebst der Berathung und Annahme des Budget, der Verbesserung der Verwaltung und der Entwickelung der innern Institutionen gewidmet. Ihre Hauptresultate liegen in folgenden Gesetzen vor: das Gesetz über die Errichtung einer alle Landgemeinden Belgiens umfassenden Briefpost (in jedem Dorfe des Königreichs können, seitdem dies Gesetz besteht, Briefe zur Post gegeben werden); das Gesetz über die große wissenschaftliche Prüfungsjury, welches das Gesetz über die Universitäten und die Errichtung einer vollkommenen Freiheit des Unterrichts vervollständigt; das Gesetz über die Concession und Ausbeutung der Bergwerke und Gruben, ein Vitalzweig der belgischen Industrie; das Gesetz über den Transitohandel; das Gesetz über die Modification des Zolltarifs; Untersuchungen einzelner Zweige der Militairverwaltung. Der Senat bereitete ein ausführliches Gesetz über das Duell vor, wodurch dasselbe einer sehr strengen Penalität unterworfen und wenn nicht unmöglich gemacht, doch in einem hohen Grade erschwert wurde. Die ganze Session war

Digitized by Google

übrigens ohne alle politische Bedeutung, kein einziges Gesetz dieser Art beschäftigte während der Dauer derselben die Kammern.

Die Session von 1836—37 entbehrt ebenfalls des politischen Interesses; ihre Arbeiten waren ausschließlich der Pflege der materiellen Interessen zugewendet. Eine Menge Gesetze über Verbesserungen in fast allen Theilen der Administration beweisen das rege Streben der Kammern nach Vervollkommnung auf diesem Gebiete. Von besonderer Wichtigkeit für das Land waren die zur Beförderung des Schiffbaues und zur Belebung der inländischen Schiffahrt angeordneten Maßregeln, sowie die neuen in dem Zolltarif eingeführten Bestimmungen, welche eine Erleichterung des Verkehrs und des Productenaustausches mit Frankreich zum Zwecke hatten. Außerdem ist noch das Gesetz, welches die Anlage einer doppelten Eisenbahnlinie nach der französischen Grenze, sowie die Verbindung durch eine Eisenbahn des reichen und wichtigen Hennegaus mit Brüssel und Antwerpen und dadurch mit dem Meere zum Gegenstande hat, sowie das über die Errichtung einer großen öffentlichen Bibliothek in Brüssel auszuzeichnen. An den während der Dauer dieser Session stattgehabten Differenzen zwischen der Regierung und der neu sich bildenden Bankpartei nahmen die Kammern keinen directen Antheil, wenn auch die Kammer der Abgeordneten zu wiederholten Malen die geringe Sympathie, welche die Bankpartei ihr einflößte, an den Tag legte.

Die Session von 1837—38 ist noch nicht beendet, doch ist sie durch Vertagung zu einer Art Abschnitt gekommen, der eine Übersicht des bisher Geleisteten möglich macht. Die Sitzung begann ohne Thronrede, eine Neuerung, die im Interesse der schnellern Beendigung einiger wichtigen Arbeiten der Kammer stattfand. Man beschäftigte sich zuerst mit dem Budget, dessen Discussion aber bald durch Berathungen über neue Modificationen des Zolltarifs und über die Errichtung einer Militairschule unterbrochen wurde. Der letztere Gegenstand wurde Veranlassung zu einem sehr heftigen parlamentarischen Kampfe zwischen Liberalen und Katholiken, die sich gegenseitig die Vortheile, welche die Errichtung dieser Anstalt für die Universitäten beider Parteien haben konnte, streitig machten. Die Katholiken trugen den Sieg über das Ministerium und die Liberalen davon, der Senat aber modificirte den von der Kammer ihm überwiesenen Gesetzentwurf im Sinne der Regierung, und die Kammer, um einen Conflict zwischen den beiden Theilen der Legislatur zu vermeiden, nahm die Veränderungen des Senats an. Die Frage über die Wahlreform wurde durch einen merkwürdigen Rapport über diesen für die innern Zustände Belgiens unendlich wichtigen Gegenstand angeregt und gab zu neuen sehr lebhaften Reibungen zwischen den Parteien Anlaß, blieb aber ohne alle Entscheidung. Die Kammern beschäftigten sich darauf mit der Reform des Geschworenengerichts, die ein dringendes Bedürfniß geworden war, und würden zur Berathung der vom Finanzminister vorgeschlagenen Conversion der Staatsschulden und zur Regulirung der Verhältnisse der Bank mit der Regierung übergegangen sein, wenn nicht die äußern Beziehungen des Landes durch den Beitritt des Königs von Holland zu den 24 Artikeln vor Allem die Aufmerksamkeit der Legislatur in Anspruch genommen hätten. So aber begnügte man sich, ein Anlehen von 36 Millionen Francs zur Fortsetzung der Eisenbahn zu votiren. Bei der Berathung der in Betreff der äußern Angelegenheiten zu ergreifenden Maßregeln, bewies die Kammer, daß sie in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der parlamentarischen Haltung und Einsicht gemacht habe. Statt wie früher sich in lärmenden und aufregenden Discussionen zu ergehen, votirte sie einstimmig und mit der angemessensten Haltung eine Adresse an den König, in welcher sie den Wunsch aussprach, die Integrität des Gebiets aufrecht erhalten zu sehen. Kurz darauf vertagte sie ihre Arbeiten auf unbestimmte Zeit, nachdem vorher noch die Angelegenheiten der Eisenbahn Gegenstand einer ausführlichen Erörterung geworden waren. (53)

Digitized by Google

Der Territorialbestand Belgiens ist bis jetzt noch nicht fest bestimmt, da nur sieben Provinzen durch die am 30. Sept. 1830 im Haag zusammengetretenen Generalstaaten vollständig an dieses neuerrichtete Königreich überlassen wurden, die definitive Theilung des Großherzogthums Luxemburg und der Provinz Limburg aber bis jetzt auf sich beruhend blieb. Fortwährend hat jedoch Belgien in seinen öffentlich bekannt gemachten statistischen Nachrichten aus officiellen Materialien ganz Luxemburg zu sich gerechnet und auch das Gebiet Limburg, soweit es von ihm gegenwärtig besetzt gehalten wird. Der Gesammtflächeninhalt Belgiens von 571 geographischen □Meilen oder 3,252,058 Hectaren ist nach dem neuen Provinzialverwaltungsgesetz vom J. 1836 in neun Provinzen von ziemlich gleichem Territorium getheilt, nämlich Brabant, Ostflandern, Westflandern, Antwerpen, Hennegau, Namur, Lüttich, Limburg und Luxemburg, das zwar jetzt noch ein Areal von 108⅘ □Meilen hat, aber später definitiv auf die Hälfte reducirt, gleichfalls in jenes Territorialverhältniß einpassen wird. Die Bevölkerung der Provinzen ist dagegen untereinander mehr verschiedenartig. Denn wenn auch bereits die Gesammtbevölkerung Belgiens durchschnittlich weit über das Verhältniß einer starken Bevölkerung hinausreicht, so sind doch die einzelnen Provinzen gegenseitig zwei- bis dreimal relativ stärker bevölkert. Die Gesammtbevölkerung betrug vier Monate nach der Trennung von den Niederlanden im Jan. 1831: 4,061,782, nämlich 958,227 in den Städten und 3,103,555 auf dem platten Lande, also 7114 Einw. auf eine □Meile; sie stieg im Jan. 1832 auf 4,130,121, im Jan. 1833 auf 4,142,257, im Jan. 1835 auf 4,165,953, im Jan. 1837 auf 4,185,584 und im Jan. 1838 auf 4,262,260, also 7465 auf eine □Meile; doch in Westflandern betrug die Bevölkerung durchschnittlich mehr als 10,200 auf eine □Meile und in Ostflandern gar über 13,500 auf eine □Meile, während in Namur, Limburg und Luxemburg durchschnittlich nur zwischen 3300—3800 Einw. auf eine □Meile kommen.

Was außerdem an interessanten Verhältnissen der Bevölkerung Belgiens zu bemerken ist, beruht besonders auf der Grundlage seiner gehobenen technischen Cultur und seines frühern Handels beim Übergange des Mittelalters zu der neuern Zeit. Daher rühren seine verhältnißmäßig sehr zahlreichen großen Städte, die zwar in den ersten Jahren nach der Revolution vom J. 1830 am meisten gelitten und an Bevölkerung auch verloren hatten, jetzt aber blühender sind als vorher. Es hat vier Städte mit einer Bevölkerung von mehr denn 50,000 Einw.; nämlich: Brüssel, das 1830: 91,000, aber 1836 bereits 102,802 Einw. in der eigentlichen Stadt und 19,753 in den Vorstädten; Antwerpen, das 1830: 64,938, im J. 1835: 77,199; Gent, das im J. 1830: 73,560 und im J. 1835: 83,783; endlich Lüttich, das im J. 1830: 52,100 und im J. 1835: 58087 Einw. zählte. Nächstdem gibt es gegenwärtig acht Städte, die zwischen 20000 und 50,000, und zehn, die zwischen 10,000 und 20,000 Einw. zählen. Die Zahl der kleinen Städte beträgt 86, die der Marktflecken 113 und die der Dörfer 4489. In den J. 1830—37 wurden jährlich zwischen 129,000 und 145,000 Kinder geboren; es verstarben jährlich zwischen 101,000 und 117,000; getraut wurden zwischen 30,000 und 33,000 Paare. Bei der großen Anzahl der milden Anstalten und Hospitäler, die theils mit den Kirchen verbunden, theils auf Privatvermächtnisse begründet sind, ist auch die Menge der Findelkinder übermäßig gewachsen. In den J. 1823—32 wurden jährlich im Durchschnitt 8849 Findelkinder aufgenommen und mit 640,724 Francs verpflegt. Die Gesammtzahl der Taubstummen betrug am 1. Jan. 1835: 1900, darunter 1484 taubstumm Geborene, also ein Taubstummer auf 2180 Einw., während bei 4117 Blinden ein Blinder auf 1009 Einw. kam. Die kirchliche Verschiedenheit bleibt für den Staat in der gegenwärtigen Begrenzung Belgiens ganz bedeutungslos, da bei der starküberwiegenden Zahl der Anhänger der römisch-katholischen Kirche auf 262 derselben erst

Digitized by Google

ein Evangelischer treffen würde. Die 4,200,000 Katholiken werden durch den Metropolitanerzbischof von Mecheln und die fünf Diöcesanbischöfe von Brügge, Gent, Tournay, Namur und Lüttich geleitet. Die 16,500 Bekenner der evangelischen Lehre leben zerstreut in den einzelnen Provinzen, namentlich in den größern Städten. Dasselbe gilt von den 30,000 Juden.

In der technischen Cultur haben seit dem Mittelalter die belgischen **Metall-, Woll-** und Spitzenmanufacturen in einem weitverbreiteten Rufe gestanden, und ihre Waaren waren damals nicht minder gesuchte Artikel, als sie es besonders seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts geworden sind. Dafür zeugen die ausgezeichneten und zahlreich angewandten Dampfmaschinen, die verhältnißmäßig, mit alleiniger Ausnahme Großbritanniens, in keinem andern Lande Europas so wirksam angetroffen werden. Die Provinz Lüttich allein besaß im Mai 1836: 216 Dampfmaschinen mit einer Gesammtkraft von 5445 Pferden, darunter die stärkste mit einer Kraft von 300 Pferden, 18 Dampfmaschinen mit einer Kraft von 100—300 Pferden (während im J. 1837 in ganz Frankreich noch keine Dampfmaschine mit mehr als 100 Pferdekraft wirkte) und 20 mit 50 — 100 Pferdekraft. Nächst der lütticher Landschaft finden sich besonders starke Dampfmaschinen zu Charleroi und in der Provinz Hennegau. Sämmtliche Dampfmaschinen Belgiens im J. 1837 besaßen eine Totalkraft von 20,000 Pferden oder 480,000 Menschen (eine Pferdekraft zu acht Menschen gerechnet, die acht Stunden arbeiten, also mechanisch Tag und Nacht angewandt mit 24 Menschen gleichzustellen). Um den Maschinenbau in Belgien, sowie überhaupt um große Fabrikanlagen in mehren Zweigen der technischen Cultur, hat sich John **Cockerill** (s. d.) außerordentliche Verdienste erworben; die interessantesten Werke sind bei Seraing im Lüttichschen. Diese Provinz bekundete auch fortwährend ihren Ruf in der Lieferung von Angriffswaffen aller Art; so lieferte Lüttich 1835 in seinen berühmten Gewehrfabriken 277,587 Feuerwaffen zum Werth von 5,000,000 Francs. Die größten Eisenwerke sind überhaupt in den Provinzen Namur, Hennegau, Lüttich und Luxemburg; hier allein gab es, nach einem Berichte des Ministers des Innern vom J. 1835: 95 Hochöfen, 200 Öfen und 20 Streckwerke, darunter sechs nach englischer Art eingerichtete, die jährlich gegen 15,700 Tonnen gestrecktes Eisen liefern, das fast zur Hälfte ins Ausland ausgeführt wird. Aber die Industrie konnte zu dem schwunghaften Betriebe nicht emporgebracht werden, wenn nicht die Natur in diesem Lande, wie in Großbritannien, in unerschöpflichen Steinkohengruben die Mittel zu dieser industriellen Laufbahn angewiesen hätte. Die reichsten und zugleich die tiefsten Steinkohlengruben, wo die Kohlen bis zu einer Tiefe von 437 Mètres zu Tage gefördert werden, besitzt die Provinz Hennegau, welche für sich allein im J. 1836: 2,446,000 Tonnen Steinkohlen zu Tage förderte, und dadurch 450,000 Tonnen mehr als ganz Frankreich in diesem Jahre. Überdies gewähren die andern südlichen und östlichen Provinzen Belgiens jährlich noch 1,200,000 Tonnen Steinkohlen. Daß unter solchen begünstigenden Umständen die Eisenbahnen eine allgemeine Unterstützung in Belgien finden mußten, und daher auf dem europäischen Continente hier zuerst rasch fortgingen, ergibt sich als eine der Natur angemessene Folge, wie denn auch dadurch der Wunsch der Regierung von selbst hervorgerufen werden mußte, die Eisenbahnen auf Rechnung des Staates anzulegen und zu verwalten. Die erste fertige Eisenbahn führte bereits im J. 1836 auf 45,900 Mètres oder 6⁹/₁₀ geographische Meilen von Brüssel über Mecheln nach Antwerpen. Schon im J. 1837 waren die Eisenbahnen von Termonde nach Gent und von Mecheln nach Löwen der Vollendung nahe und im Mai desselben Jahres genehmigten die Kammern die Anlegung der Eisenbahn von Gent nach Lille. Die großartigen Tuchfabriken zu Verviers, die jährlich noch immer zwischen 30,000 und 33,000 Stück feines Tuch liefern, zu Brügge, Gent, Brüssel und Mecheln; die Spitzenfabriken zu Brüssel, Mecheln und Brügge; die Baumwollenmanufac-

Digitized by Google

turen in Gent, Brüssel, Brügge, Mons und Courtray; die ausgezeichneten Ledermanufacturen zu Lüttich, Gent und Namur befriedigen nicht nur völlig den innern Bedarf, sondern sie sind es auch vorzüglich, die über die Hälfte des Betrags für den Ausfuhrhandel liefern. Dieser hatte allerdings durch die Revolution im J. 1830 einen nicht unbeträchtlichen Verlust für die nächsten beiden Jahre zu tragen, wie er denn 1831 auf 104,579,786 Fr., 1832 auf 124,765,875 Fr. gesunken war. Aber im J. 1834 gewährten die officiellen Handelslisten für den Ausfuhrhandel bereits 146,951,258 Fr. und im J. 1835: 160,705,447 Fr., darunter über den vierten Theil nach Frankreich, das in diesem Jahre aus Belgien für 25,324,659 Fr. an verfertigten Waaren und für 15,837,453 Fr. an rohen Producten, namentlich aus dem Bergbau, bezog.

Im Seehandel ist jetzt Belgien wiederum vorzugsweise auf Antwerpen angewiesen, indem die übrigen belgischen Häfen zusammen nicht viel über ein Drittheil sämmtlicher in die Häfen dieses Staates jährlich einlaufenden Seeschiffe, und zwar nur die kleinern aus den benachbarten Ländern oder einheimischen Häfen, für sich haben. Überhaupt liefen in den J. 1831—37 in den belgischen Häfen jährlich zwischen 1670—2296 Schiffe ein, mit 195,000—300,000 Tonnenlast; in Antwerpen allein 1835: 1188 Seeschiffe mit 153,243 Tonnenlast, 1836: 1159 mit 170,885 Tonnenlast und im J. 1837: 1426 Schiffe mit 225,030 Tonnenlast, darunter die londoner Dampfschiffe, die auf 119 Fahrten 4006 Passagiere und 55,717 Tonnenlast eingeführt hatten.

Die intellectuelle Cultur hat selbständig in Belgien sich noch nicht entfaltet. Wie die Literatur dieses Volkes fast ausschließlich von der geistigen Nahrung der benachbarten Völker sich erhält, so stellt sich auch das Unterrichtswesen, wenn es eine Zeit lang in Belgien reger sich emporhebt, bald unter französischen, bald unter deutschen oder holländischen Einfluß. Gegenwärtig bestehen vier Universitäten: zu Gent, Lüttich, Löwen und Brüssel, welche letztere erst im J. 1833 hinzugetreten ist. Die Zahl der Studirenden hat aber nicht zugenommen; alle vier Universitäten zusammen zählen 1000—1100 Studirende, sodaß ungefähr auf 4000 Seelen ein Studirender kommt. Der rege Eifer, der vor 1830 auf den drei ältern Universitäten bemerkt wurde, erscheint jetzt sehr zurückgestellt. Die beiden besuchtesten Universitäten sind gegenwärtig Lüttich, das im Sommer 1837: 394, und Gent, das im Sommer 1837: 292 Studirende zählte. Der niedere Schulunterricht wurde in 861 meist ärmlich dotirten städtischen Schulen und in 4526 Elementarschulen des platten Landes ertheilt, von welchen letztern 2805 öffentliche und 1582 Privatanstalten waren. Sämmtliche Schulen wurden im J. 1831 von 355,422 Kindern beider Geschlechter besucht; es kam demnach auf etwa zwölf Seelen ein Schüler, sodaß bei dem gewöhnlichen Verhältnisse der schulpflichtigen Jugend zur Bevölkerung grade nur die Hälfte der des Unterrichts bedürftigen Kinder an demselben Antheil nahm.

Die Vertheidigungskräfte des belgischen Staates bestehen nach der neuen Organisation im J. 1837 aus 12 Regimentern Linieninfanterie, jedes aus 3 Bataillons, wozu noch das für sich bestehende Scheldebataillon gehört; aus 3 Jägerregimentern, von denen 2 aus 3 Bataillons und 1 aus 4 Bataillons bestehen, endlich aus 1 Regiment Grenadiere und Voltigeurs zu 4 Bataillons; also die Infanterie zusammen aus 16 Regimentern. Die Cavalerie zählt 7 Regimenter, nämlich 2 Kürassierregimenter, jedes zu 4 Escadrons, 2 Regimenter reitende Jäger, jedes zu 7 Escadrons, 2 Regimenter Lanciers, jedes gleichfalls zu 7 Escadrons und 1 Regiment Guides aus 4 Escadrons. Der active Generalstab beider Truppentheile ist aus 8 Divisionsgeneralen, 19 Brigadegeneralen, 31 Obersten, 4 Oberstlieutenants, 6 Majors und 14 Capitainen zusammengesetzt. Die Artillerie besteht aus 3 Regimentern und ihr Stab aus 1 Brigadegeneral, 2 Obersten, 9 Oberstlieutenants und 12 Majors. Die Ingenieure haben 1 Divisionsgeneral,

Digitized by Google

1 Brigadegeneral, 7 Obersten und Oberstlieutenants und 35 Offiziere niedern Grades, nebst 1 Bataillon Sapeurs und Mineurs. Die Reserveinfanterie, welche in Belgien die Stelle der Landwehr deutscher Staaten vertritt, ist aus 9 Regimentern zusammengesetzt, welche überhaupt 26 Bataillons bilden. Der gewöhnliche Stand der Heeresmacht nach dem Budget des Kriegsministeriums für das J. 1837 ist auf 45,981 Mann festgestellt, also etwas über ein Procent der Bevölkerung; dagegen ist der Kriegsfuß, mit Hinzuziehung der Reserveinfanterie, auf 110,000 Mann normirt. Die Marine befindet sich in den ersten Anfängen ihrer Bildung.

Die finanziellen Verhältnisse des Staates verlangen, seitdem mit dem J. 1834 das Kriegsbudget von 75,000,000 Fr. fast auf die Hälfte zurückgebracht worden ist, eine Staatseinnahme bis zur Höhe von 90,000,000 Fr., oder fast 22 Fr. auf den Kopf, nächst Großbritannien, den Niederlanden und Frankreich der höchste Satz in Europa. Im J. 1834 betrugen die Staatsausgaben 84,122,440 Fr., im J. 1835: 87,622,112 Fr., darunter bereits 11,691,894 Fr. zu den Zinsen der öffentlichen Staatsschuld, welche ein Capital von 350,000,000 Fr. repräsentirten. Dazu kam die Anleihe vom J. 1836 auf 30,000,000 Fr., darunter 8,874,164 Fr. für die bei den Eisenbahnen gemachten Ausgaben. Demnach mußte das Budget für die nächsten Jahre wieder erhöht werden, und da nun gleichzeitig der Staat fortfuhr, in ausgedehnterm Verhältnisse für die Eisenbahnanlagen neue Bauten zu unternehmen, so wurde das Budget der Ausgaben für das laufende Jahr, 1838, auf 95,187,052 Fr. genehmigt und danach das Staatseinnahmebudget von 95,571,676 Fr. bewilligt. Unter den Ausgaben nimmt die Civilliste des Königs 2,751,323 Fr., das Budget der öffentlichen Schuld 13,523,900 Fr., das Kriegsministerium 42,318,780 Fr., die Marine nur 649,351 Fr., das Ministerium der Justiz 6,355,876 Fr., das Ministerium der innern Angelegenheiten 8,137,019 Fr., das der auswärtigen Angelegenheiten 721,000 Fr., das Finanzministerium 11,141,847 Fr. und das Budget der öffentlichen Bauten, zu vier Fünftel in diesem Jahre für die Eisenbahnen, 7,880,815 Fr. in Anspruch. Über den Antheil Belgiens an der ältern niederländischen Schuld ist zur Zeit noch keine Vereinigung erfolgt. (S. Niederlande.) (20)

**Bellermann** (Johann Joachim), Doctor der Theologie, preußischer Consistorialrath, emeritirter Director des berliner Gymnasiums zum grauen Kloster und außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Berlin, geboren am 23. Sept. 1754 zu Erfurt, wo sein Vater Wollfabrikant war, hat sich als gelehrter Theolog, Alterthumsforscher und Pädagog sowol durch eine Reihe verschiedenartiger Schriften als auch in praktischer Thätigkeit vielfache Verdienste erworben, die stets um so bereitwilliger anerkannt worden sind, da er von jeher eine große Anspruchslosigkeit mit den übrigen vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens verband. B. besuchte seit 1768 das Gymnasium zu Erfurt und von 1772—75 die dasige Universität. Das Streben nach einer möglichst vielseitigen Ausbildung führte ihn sodann nach Göttingen, wo er noch volle drei Jahre den Studien oblag. Hierauf nahm er eine Hauslehrerstelle in Esthland an und als er diese nach drei Jahren aufgegeben, wendete er sich, um Rußland näher kennen zu lernen, nach Petersburg, wo er eine Zeit lang privatisirte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat im J. 1782 habilitirte er sich bei der Universität zu Erfurt, wurde 1784 zugleich Professor am Gymnasium, bald darauf auch an der Universität Professor der Philosophie, Mitglied der Akademie nützlicher Wissenschaften und 1790 ordentlicher Professor der Theologie. In demselben Jahre übernahm er das Secretariat der Akademie, die sich damals unter der Theilnahme und Leitung des Freiherrn von Dalberg einer bedeutungsvollen Belebung erfreute. Gegen Ende des Jahres 1803 folgte er dem Rufe als Director des damals vereinigten berlinischen und kölnischen Gymnasiums zum grauen Kloster

Digitized by Google

in Berlin an die Stelle des verstorbenen Gedike. In Berlin fand B. die Stellung, welcher er unter wechselnden Schicksalen den bedeutendsten Theil seines thätigen Lebens widmen sollte; in der langen Reihe von 25 Jahren hat er dort eine segensreiche Wirksamkeit ausgeübt und nur die Überzeugung, daß das Schulfach vorzüglich jüngere Kraft erfodere, konnte ihn vermögen, um seine Emeritirung zu bitten, welche dann auch zu Michaelis 1828 stattfand; an seine Stelle trat der ihm nun schon im Tode vorangegangene damalige Professor Köpke, den er sich selbst zum Nachfolger ausersehen hatte. Über den Verlauf und die Resultate seiner Thätigkeit hat er sich ausgesprochen in dem Programme, mit welchem er von dem Gymnasium Abschied nahm: „Rückblicke auf die letzten 25 Jahre des grauen Klosters zu Berlin" (1828). Seitdem lebt er im Kreise seiner Familie fortwährend mit lebendigem Interesse für wissenschaftliche Fortschritte und erfreut sich eines Alters, das zwar nicht frei ist von den gewöhnlichen natürlichen Leiden, doch derselben nicht so viele darbietet, daß es nicht als ein glückliches und gesegnetes zu betrachten wäre. Die allgemeine Achtung, welche er genießt, sprach sich von vielen Seiten öffentlich aus, als die philosophische Facultät zu Berlin am 13. Nov. 1833 sein funfzigjähriges Doctorjubiläum feierte. Von seinen sehr zahlreichen, namentlich kleinern Schriften, die vorzüglich für die orientalische Literatur von Bedeutung waren, aber auch manche andere Gegenstände umfassen, erwähnen wir nur folgende: „Versuche einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus" (3 Stück, Berl. 1806—8); „Phoeniciae linguae vestigiorum in Melite specimen" (Berl. 1809); „De Phoenicum et Poenorum inscriptionibus cum duarum explicationis periculo" (Berl. 1810); „Bemerkungen über phönizische und punische Münzen" (4 Stücke, Berl. 1812—16); „Über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde" (3 Stück, Berl. 1817—19); „Über die Skarabäen-Gemmen" (2 Stück, Berl. 1820—21); „Versuch einer Metrik der Hebräer" (Berl. 1813); „Versuch einer Erklärung einiger morgenländischen Talismane, der vier Inschriften auf Echinitensteinen" (Erf. 1817, mit Kupfer); „Über das Dasein des Rattenkönigs" (Berl. 1820, mit Kupfer); „Geschichtliche Nachrichten aus dem Alterthume über Essäer und Therapeuten" (Berl. 1821); „Der Urim und Thummim, die ältesten Gemmen" (Berl. 1824, mit Kupfer) und „Neustadt-Eberswalde mit seinen Alterthümern ꝛc." (Berl. 1829, mit drei Kupfern). (42)

**Bellini** (Vincenzo), der beliebteste neue italienische Operncomponist, der berühmteste Nachfolger Rossini's, geboren zu Catania in Sicilien am 3. Nov. 1802, gestorben zu Puteaux bei Paris am 24. Sept. 1835, kam sehr jung als Zögling in das Conservatorium zu Neapel, wo er die Grundsätze des Gesanges studirte. Später wurde Tritto und nach ihm Zingarelli sein Lehrer im Satz und Contrapunkt. Doch scheint dieser Unterricht von geringer Bedeutung gewesen zu sein. Zu Neapel trat er zuerst mit einigen Compositionen für Flöte, Clarinette und Fortepiano auf, gab dann eine Cantate, „Ismene" betitelt und mehre Instrumentalstücke heraus und versuchte sich auch im Kirchenstyl durch drei vollständige Vespern, zwei Dixit dominus, drei Messen und einige andere Kirchenstücke. Sie können jedoch sämmtlich nicht von besonderm Werthe gewesen sein, da ihm für diese strenge Gattung die Ausbildung ganz mangelte. Seine erste Oper, „Adelson e Salvina", wurde im J. 1824 auf dem kleinen Theater des königlichen Collegiums der Musik zu Neapel gegeben. Der Erfolg war so aufmunternd, daß ihm der Auftrag ward, für das große Theater San-Carlo die Oper „Bianca e Gernando" zu liefern. Auch dieses Werk fand in dem Grade Beifall, daß er eine in Italien äußerst schwer zu erreichende Ehre, einen Ruf nach Mailand erhielt, um für die Saison von 1827 eine Oper für die Scala zu schreiben. Es war „Il pirata", welche seitdem auf allen Theatern Europas mit dem Beifall, dem die Verehrer B.'s ihm überhaupt zollen, gehört worden ist. Vieles kam dem



Digitized by Google

unermeßlichen Erfolg dieser Oper zu statten. Einmal, daß Rubini, damals auf dem Gipfel seiner Kunst, die Hauptrolle unübertrefflich sang; zweitens ein augenblicklicher musikalischer Stillstand in der Production in Italien, indem Rossini fast aufgehört hatte zu schaffen wenigstens, seine Weise durch die Nachahmer desselben, Mercadante, Pacini und A., den Italienern beinahe ganz verleidet war; endlich der Umstand, daß B. geschickt genug gewesen war, die Bahn seines Vorgängers in gewisser Beziehung zu verlassen und daher etwas ganz Anderes zu liefern als dieser. Dieser Sieg in Mailand in der Scala, welche abwechselnd mit dem Theater San-Carlo, und in der letzten Zeit viel mehr als dieses, im Besitz der musikalischen Hegemonie in Italien ist, stellte den jungen Componisten sogleich auf die Quadriga, durch die er in den Tempel des Ruhms bei den Zeitgenossen einzog. Jetzt folgten die Opern „La straniera" (1828 zu Mailand), „I Capuleti et Montecchi" (1829 zu Venedig), „La sonambula" (für die Pasta zu Mailand geschrieben), „Norma" und „Beatrice Tenda" rasch aufeinander. Der so gewonnene Ruf führte ihn im J. 1833 nach Paris. Hier erst lernte er, wie dies aus den „Puritanern" deutlich zu ersehen ist, den Zustand der Musik in Europa außerhalb Italiens näher kennen, doch wagte er nicht sogleich für das dortige Publicum zu schreiben, sondern wollte den Geschmack desselben erst genauer studiren. Er folgte daher einstweilen einem Rufe nach London, wo er mit alle dem Glanze, den ein berühmter Name in dieser Weltstadt verleiht, aufgenommen wurde. Von dort nach Paris zurückgekehrt, schrieb er die „Puritaner" für die dortige italienische Oper, sein letztes, und in der That merkwürdige Fortschritte bekundendes Werk, welches deutlich beweist, daß die Einseitigkeit und Armuth des Studiums und der musikalischen Bildung überhaupt die bedeutenden Talente Italiens auf so unvollkommenen Stufen bleiben läßt. Es scheint fast, als sei B. sich in den „Puritanern" der ungemeinen Leere und Armuth der Wendungen in seinen frühern Opern mit einiger Beschämung bewußt geworden; so sucht er es wenigstens zu vermeiden, auf seinen eignen Spuren zu wandeln. Der Einfluß der neuern durch Auber begründeten französischen Schule ist ganz unverkennbar und zeugt von der Bildsamkeit des Talents in B., der sich ihm bisher ganz Fremdes rasch und mit geschickter Auswahl ohne directe Entlehnung anzueignen wußte. Schade daher, daß diese Oper, die einen ersten Schritt auf einer neuen Bahn bekundete, auch seine letzte sein mußte; denn wenn er in seiner musikalischen Bildung weiter gegangen wäre, wenn er, was ihm jenseit der Alpen ganz verborgen geblieben war, die großen deutschen und italienischen Vorbilder, Mozart, Beethoven, Gluck, Händel, Cherubini, selbst Spontini in gewisser Beziehung, gründlich kennen gelernt hätte, so wäre er bei dem ernsten Sinn, welcher sich, trotz einer ungemeinen, durch die Zeit und seine musikalische Erziehung bewirkten Verflachung, in seinen Werken bekundet, doch das Talent gewesen, welches nach solchen Vorbildern einen der Kunst bedeutsamern Weg zu gehen vermocht hätte. So aber riß ihn der Tod mitten aus seinen neuen Bestrebungen, fast noch in der Blüte des Jünglingsalters hinweg.

B. ist in dem deutschen Sinne des Worts kein dramatischer Componist, denn er strebt nicht darnach, ein dramatisches Ganze zu schaffen, sondern nur darnach, dem Sänger ein breites Feld dramatischer Erfolge zu geben. Daher liegen seine Hauptwirkungen nicht in den Knotenpunkten des Dramas, sondern sie sind mehr in die Schlußstücke der Sänger gelegt. Auch dies wäre rühmlich, wenn er nur d. bei einem strengern Kunstprincip gefolgt wäre; doch mitten in den Affecten der Recitative setzt er oft die ausgeführtesten Cadenzen, in denen jeder wahrhaft dramatische Ausdruck dem Bestreben, die Virtuosität des Sängers glänzen zu lassen, aufgeopfert wird. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß B. durchweg die Tragödie in der Musik zu seinem Gegenstand machte und durch seinen elegischen Pathos den Beifall der Masse gewann, die sich sonst von allem Ernsten so leicht gelangweilt abzuwenden pflegt. Dies ist zum Theil aus jener oben erwähnten Über-

Digitized by Google

sättigung an Rossini's sinnlichen Anregungen zu erklären; die nach dieser Richtung ganz erschlaffte Zeit wollte durch die entgegengesetzten Mittel gereizt werden. So bildet B. in seinem, dem tiefern Kenner und ernstern Freund wahrhaft tragisch erhebender Musikwerke, wie Gluck, Mozart, Beethoven sie geliefert, durchaus widerstrebenden thränen- und wahnsinnreichen Opern eine Art von Siegwart'scher Periode der Musik. Zum Theil bestimmten ihn aber auch zufällige Conjuncturen grade zu dieser Wahl, da er die meisten seiner Rollen auf das eigenthümliche Talent der Pasta, die nur als tragische Darstellerin zu glänzen vermochte, berechnet hatte. Daß es dabei an wahrer Charakterzeichnung gänzlich fehlt, daß vollends eine Erhabenheit des Kothurn nicht erreicht wird, wie sie Gluck darstellt, ist allen Einsichtigen klar und wird von der Nachwelt mit Lächeln über die Gegenwart erkannt werden, ohne daß diese selbst aber besser urtheilen und mit tieferer Kenntniß genießen wird. Dennoch hat B. einen Vorrang vor Rossini durch die Gattung, der er sich widmete, wenngleich er ihm an Talent weit nachsteht. Denn er strebte doch wenigstens nach etwas Edlerm. Wie er aber, ohne gründliche Bildung seines Urtheils durch das Studium wahrhaft unsterblicher Kunstwerke, immer in die dürftigste Trivialität zurückfällt, das bekundet sich besonders in seinen Chören und in den Orchestersätzen, die die Sologesangsstücke theils trennen, theils verbinden. Haben wir so den ästhetischen Standpunkt des berühmten Componisten von seiner negativen Seite streng bezeichnet, so ist es Pflicht, auch Dessen zu gedenken, was ihm seinen Ruhm erworben hat und wenn nicht objectives doch subjectives Verdienst ist. Dies besteht einmal in dem Talent, jenes treue Widerspiel der haltlosen Weichlichkeit zu sein, welche der Menge für eine veredelte Empfindung gilt, zweitens in dem ganz technischen, die musikalische Phrase durchaus bequem und dankbar für den Sänger zurecht zu legen, sodaß dieser sich mit wahrer Behaglichkeit an hinschmelzenden Thränen, jammernder Verzweiflung, gespenstischem Wahnsinn ersättigen kann. Diese Wollust des Schmerzes ist es, welche die Menge liebt und für die B. das bequemste Polster ausgebreitet hat, indem er alle diese Schrecken in einem schmelzenden Tenor, oder einer zauberischen Sirene verkörpert und sie in der glatten Versilberung oder süßen Verzuckerung schmiegsamster Melodien eingibt. Trifft es sich nun, daß diese elegische Weichlichkeit auch angebracht ist, so fällt sein Talent mit der Aufgabe zusammen, und er leistet, wie in vielen Scenen der „Capuleti", der „Norma" u. s. w., auch wirklich etwas Schönes. Es ist wenigstens genug, daß er sich in einer so sinnlich-wollüstigen Zeit der Kunst, wie die, in der er begann, diesen Weg selbst suchte und so zwar ein Nachfolger, aber nicht ein Nachahmer Rossini's ward. Wie schon gesagt, so waren die „Puritaner", seine letzte Oper, die erste theilweise Abweichung von diesem Wege, besonders in Beziehung auf das Orchester, welches, die wohlklingende Instrumentation abgerechnet, sonst ganz leer bei ihm ist. In den „Puritanern" aber zeigt sich der Fortschritt in hier veredelter Kunstbildung, indem sich der Instrumentaltheil sehr geschickt und fast ganz auf der Höhe der französischen Meister behandelt findet. Dennoch wird diese Oper schwerlich seine beliebteste werden, sondern wir halten die „Capuleti" und „Norma" für die in seiner Weise gelungensten, weil sein Talent hier am meisten mit den Foderungen der Aufgabe zusammenfällt. Die Verehrung, der B. in Italien genießt, ist beispiellos, denn dort erscheint er, der Muse des Geschmackes und der Kunstbildung daselbst entsprechend, als eine Art Rafael der Musik, der sich nur den edelsten Aufgaben derselben gewidmet, alles Unwürdige verschmäht hat. Ein großer Erfolg ist nie ohne wesentliche Ursache, so auch bei B., dessen Talent in seiner Weise sehr bedeutend, ja einzig in seiner Art genannt werden darf, wenngleich man die Weise selbst nur als eine Verirrung betrachten kann, die ihre Analogien überall in Kunst und Literatur findet. Die Begeisterung seiner Landsleute beabsichtigte ihm ein Denkmal zu setzen, zu dem gleich nach seinem Tode

namhafte Summen, insbesondere von allen Sängern der italienischen Oper, unterzeichnet wurden. (12)

Bem (Joseph), polnischer General, geboren 1795 zu Tarnow in Galizien, machte seine Studien zu Krakau, bis dieses zum Großherzogthume Warschau geschlagen wurde, worauf er in die neuerrichtete Militairschule zu Warschau kam, der der französische General Pelletier vorstand. Nach seinem Austritte aus der Schule zur reitenden Artillerie versetzt, machte er 1812 als Lieutenant bei dieser Waffengattung den Feldzug gegen Rußland mit, anfangs bei der Heeresabtheilung Davoust's, dann unter Macdonald, dem er nach Danzig folgte. Bei der neuen Organisation der polnischen Armee unter den Befehlen des Großfürsten Konstantin nahm auch B. Dienste und wurde 1819 Hauptmann, Adjutant des Generals Bontemps und unter Anderm auch mit Vorlesungen in der neuerrichteten Artillerieschule zu Warschau beauftragt. Mehr jedoch als dieses beschäftigte ihn damals die Einführung der Congreve'schen Raketen, über die er auch etwas im Druck erscheinen ließ. Jedoch wollte das Lehramt mit seinen ganzen militairischen Neigungen sich nicht vertragen, weshalb er auch unverhohlen seinen Wunsch nach einer Veränderung aussprach. Es geschah dies zu einer Zeit, wo die Regierung bereits Mistrauen in B.'s Gesinnungen setzte, doch ist es unbekannt, was sie dazu bewogen. Genug, B. wurde nacheinander vor drei Kriegsgerichte gestellt und endlich zu zweimonatlicher Haft verurtheilt, die er unter policeilicher Aufsicht in der kleinen Stadt Kock verbüßte. Hierauf nahm er 1825 seinen Abschied und wendete sich nach Lemberg, wo er vorzüglich mit Mechanik beschäftigt, unter Anderm auch eine Schrift über Dampfmaschinen herausgab. Seine friedlichen Studien unterbrach der Aufstand in Warschau am 29. Nov. 1830. Gleich nach seiner Ankunft in Warschau übernahm er als Major das Commando einer Batterie reitender Artillerie. In dem Treffen bei Iganie, wo 8000 Polen 20,000 Mann Russen schlugen, entwickelte B. mit seinen wenigen Geschützen gegen die 40 meist schweren Geschütze der Russen eine ausgezeichnete Thätigkeit und Gewandtheit, und wurde in Folge Dessen zum Oberstlieutenant avancirt. Ebenso glänzende Proben seines Eifers und Talents gab er an dem blutigen Tage von Ostrolenka. Denn als bereits die Ordnung in dem polnischen Heere sich gelöst, rückte er in Galopp mit seiner Reservebatterie den feindlichen Linien entgegen und eröffnete gegen sie ein so wirksames Feuer, daß die Polen doch noch das Schlachtfeld behaupteten und die Russen in der Nacht auf das andere Ufer der Narew übergingen. Hierauf zum Obersten ernannt, erhielt er den Befehl über die gesammte Artillerie und einige Wochen darauf den Rang als General. Über sein Benehmen bei der Vertheidigung von Warschau hat sich B. selbst in einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" (1831, außerordentliche Beilage Nr. 470—75) ausgesprochen; so viel aber bleibt gewiß, daß er sich nicht so gezeigt, wie man nach seinen Talenten und frühern glücklichen Unternehmungen zu hoffen berechtigt zu sein glaubte. Seine Behauptungen stehen mit den Aussagen des Generals Uminski und des Generals Malachowski in grellem Widerspruche und man hat seiner Saumseligkeit es beigemessen, daß Wola von den Russen genommen worden sei. Nach dem Falle Warschaus trat er mit einem Theile des polnischen Heeres auf das preußische Gebiet über, und gab sich dann viel Mühe, seinen Waffengenossen die Reise nach Frankreich so viel als möglich zu erleichtern, indem er sich gleichsam an die Spitze der Emigration stellte. Gleich nach seiner Ankunft in Paris gegen Ende des J. 1832 ließ er es sich angelegen sein, die Emigration zu beschäftigen. Er knüpfte Verbindungen mit Dom Pedro an und schloß mit diesem im Jun. 1833 den Vertrag ab, ihm eine polnische Legion zuzuführen. Unermüdlich thätig, seinen Plan auszuführen, wurde er am 14. Jul. in dem Städtchen Mehun sur Yères, in der Nähe von Bourges, durch einen Pistolenschuß verwundet und nicht viel besser erging es am 13. Jul. einem seiner Agenten, Raczkowski, in Chateauveaux. Die Expedition

Digitized by Google

kam nicht zu Stande, und B. ging nun allein nach Lissabon und dann nach Madrid; doch an beiden Höfen mußte er die traurige Erfahrung machen, seine Dienste nicht angenommen zu sehen. Nach seiner Rückkehr nach Paris gründete er eine polytechnische Gesellschaft, die eine wissenschaftliche und künstlerische Zeitschrift herausgeben und für die Aufnahme junger Polen in die öffentlichen Unterrichtsanstalten sich bemühen sollte. Allein die beabsichtigte Zeitschrift kam aus Mangel an pecuniairen Mitteln nicht zu Stande und die ganze Gesellschaft löste sich aus demselben Grunde nach einem Jahre kümmerlichen Bestehens wieder auf. Seitdem beschäftigt sich B. vorzüglich mit einer von Jajninski erfundenen neuen polnischen mnemonischen Methode, für deren Verbreitung er sich sehr thätig bezeugt. (54)

**Bendemann** (Eduard), einer der Koryphäen der düsseldorfer Malerschule, seit 1838 Professor der Kunstakademie und Mitglied des akademischen Rathes zu Dresden, ist der Sohn eines reichen Banquiers in Berlin, geboren daselbst am 3. Dec. 1811, und ein Schüler W. Schadow's. Selten hat in ältern oder neuern Zeiten ein Künstler seinen Ruf so frühzeitig und gleich so tüchtig und fest gegründet wie B. Das erste Bild, durch welches man etwas von ihm vernahm, war ein (wenn wir nicht irren, in Rom gemaltes) figurenreiches Familienbild, das in einem, wenn auch noch nicht großen, Kreise die Aufmerksamkeit auf den Künstler lenkte. Ins größere Publicum drang indessen sein Ruhm erst durch das von ihm in seinem 21. Jahre gemalte Bild: „Die trauernden Juden", nach den Worten des 137. Psalms: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten", das jetzt im städtischen Museum zu Köln sich befindet und mehrfach im Stich, unter Anderm von Ruschweyh, in Steindruck und Holzschnitt, z. B. im Werke des Grafen Raczynski „Histoire de l'art moderne en Allemagne" (Bd. 1, Par. 1836), vervielfältigt worden ist. Es erschien zuerst 1832 auf der Kunstausstellung zu Berlin und machte hier, wo man die Verdienste der düsseldorfer Schule anfangs gar nicht gern anzuerkennen schien, Epoche; es war nur eine Stimme enthusiastischen Lobes darüber. Das zweite bedeutendere, im J. 1833 von B. gemalte Bild behandelte einen von dem vorigen durchaus verschiedenen Gegenstand und stellte in „Zwei Mädchen am Brunnen", einen lieblichen Contrast entgegengesetzter mädchenhafter Charaktere dar. Es wurde vom rheinisch-westfälischen Kunstverein erworben und verlooft, gestochen von Felsing. Das dritte größere Werk glich wieder dem ersten im Gegenstande; es war: „Der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem". Dieses höchstbedeutende Kunstwerk, das im Besitze des Kronprinzen von Preußen ist und ebenfalls von Felsing gestochen wurde, fand wie B.'s frühere Arbeiten enthusiastischen Beifall, jedoch nicht in so ungetheilter und unbedingter Maße als die trauernden Juden; es erhoben sich mehrfacher Widerspruch und heftige Discussionen darüber, hinsichtlich deren hier nur auf die „Kreuz- und Quergedanken eines dresdner Ignoranten", von der pseudonymen H. Paris, und die dadurch veranlaßten Gegenschriften verwiesen werden mag. Allgemeines Aufsehen und ungetheiltern Beifall als in Deutschland errang sich dieses Bild in Paris, wohin es 1837 zur Kunstausstellung gesendet wurde; freilich mußte den Franzosen, die sich um jene Zeit grade der religiösen und symbolisch-historischen Malerei zuzuwenden suchten, ein Bild wie der Jeremias eine ganz neue, überraschende und für die sich Luft machenden Bestrebungen eine willkommene und leitende Erscheinung sein. Die trauernden Juden und der Jeremias sind B.'s bekannteste Werke; vielleicht sein bedeutendstes und gewiß mehr als diese beiden aus des Künstlers innerster Eigenthümlichkeit hervorgegangenes Bild ist „Die Ernte", das freilich auf der berliner Kunstausstellung im J. 1836 nicht den Beifall fand, den es in so reichlichem Maße verdiente. Es war vom berliner Kunstverein bestellt, wurde verlooft und in Köln lithographirt. Von kleinern Arbeiten B.'s sind durch die verschiedenen Kunstausstellungen noch

bekannt geworden: „Hirt und Hirtin", nach Uhland's Gedicht: „Des Hirten Winterlied" und „Mutter und Töchter", nach einem serbischen Volksliede in Herder's „Stimmen der Völker". B.'s letzte Arbeit in Düsseldorf war der Carton zu einem größern allegorischen Gemälde: „Die Künste, am Brunnen der Religion schöpfend". Jetzt, nach seiner Berufung nach Dresden, wird er sich dort mit den Frescomalereien im königlichen Schlosse beschäftigen, welche Scenen aus dem Leben König Heinrich I. oder des Voglers darstellen werden.

Was nun des Künstlers persönliche und künstlerische Eigenthümlichkeit anbetrifft, so erklärt sich die letztere, wie wol immer, am leichtesten aus der ersten; B. besitzt ein höchst sanftes, ruhiges Temperament, einen tiefen Geist und eine wahrhaft einzige Bescheidenheit. Aus diesen Elementen läßt sich fast Alles, was er ist und zeigt, bequem herleiten. Er scheint in der Regel mehr zu denken, wie seine Vorwürfe gefühlt werden müssen, als er fühlt, wie sie gedacht werden sollten, daher denn seine meisten, namentlich die größern Bilder etwas Gemachtes, Studirtes haben. Ja, bei tieferm Eingehen in die Arbeiten B.'s und namentlich bei der Ansicht seiner vielen, reichen, noch unausgeführten Entwürfe, die man kennen muß, um über B.'s wahren künstlerischen Charakter und Eigenthümlichkeit ein Urtheil fällen zu können, wird man zu der Überzeugung gelangen, daß die von ihm vorzugsweise und mit dem meisten Applause befolgte Richtung mehr eine aus Reflexion und vielleicht mit aus Einfluß seiner Umgebung gewählte als seine wahre und eigenthümliche sei, wenngleich das Publicum und dessen Wortführer den Werken jener Richtung — den trauernden Juden und dem Jeremias — ungleich größern Beifall zollte, als z. B. der Ernte. Das Lyrisch-Idyllische ist wol das Feld, für das er geschaffen, worin er einzig und unübertrefflich ist; im Symbolisch-Historischen verfehlt er das Ziel. Er scheint das Wesen dieses Faches zu verkennen, ein Fehler, den er freilich mit mehren bedeutenden Künstlern der düsseldorfer Schule theilt. Er sieht vor dem Einzelnen das Ganze, vor dem Kleinen das Große nicht, und besonders: er gibt mehr die Mittel und Haken und Spangen, die darzustellende Idee zu erfassen, als daß er, wie es doch sein sollte, die Idee gleich selbst darstellte. Es läßt sich ihm keineswegs vorwerfen, daß er nicht hohe Ideen und große Momente zu seinen Darstellungen wähle, aber der Fehler ist: er schneidet sie so knapp und klein zu, wie nur möglich. Den Beweis dieser Behauptungen, die freilich den im größern Publicum über B. und dessen Eigenthümlichkeit herrschenden Ansichten schnurstracks zuwiderlaufen, könnte man leicht durch eine Analyse derjenigen seiner Werke führen, die es grade veranlaßt haben, daß man das Historisch-Symbolische für B.'s eigentlichstes Fach erklärte. So namentlich seine trauernden Juden, sein Jeremias. Repräsentiren jene ein ganzes, großes, von seinem Gott gestraftes Volk? Ist es nicht eher Familien- als nationaler Jammer, der aus den Gestalten redet? Ist darin nicht mehr das zum Theil mesquine Weh der Gefangenschaft, als der ungeheuere nationale Schmerz ausgedrückt, der da weint, nicht ob der Knechtschaft, sondern wenn er an Zion gedenkt? Und ebenso der Jeremias. Ist das der trauernde, strafende Prophet? Wie hat sich der Künstler hier bemüht, den Eindruck durch eine Masse (einzeln freilich sehr schöner) Details künstlich zusammenzusetzen, statt ihn durch einen großen und ganzen Gedanken zu erzwingen. Die große noch nicht ausgeführte Composition: „Zion und Babel" ist B.'s bedeutendstes Werk in dieser Sphäre und hat sehr großen Werth, ungleich größern als die trauernden Juden und der Jeremias. Eigentlich aber, wie schon gesagt, ist das edle lyrische Genre B.'s wahres Fach, aus welchem sich unter seinen noch nicht ausgeführten Entwürfen die allerreizendsten Compositionen finden, wie z. B. die Pilger, die in der Wüste den Weg verloren haben, die Pilger, die sich an einem Brunnen erquicken u. s. w. Das vortrefflichste aber in dieser Art ist sein bereits oben erwähntes Ölbild: „Die Ernte", ein Bild, das wenig seines Gleichen hat, und in mancher Hinsicht nur mit L. Robert's Schnit-

Digitized by Google

tern verglichen werden mag. Der reinste Sinn, die reizendste, zarteste Poesie schwebt wie ein duftender Thau über dem Ganzen; es ist das vollkommene Bild des goldenen Zeitalters, da noch Frieden und Unschuld die Welt regierten; es zeigt eine Ernte mit all ihrer Arbeit, aber nicht die Qual und Mühe der Arbeit sieht man, sondern nur ihre Freude und Süßigkeit. In diesem Bilde ist nichts Gemachtes, kein störendes, commentirendes Detail; es ist ein harmonisches Ganzes, aus welchem die Idee, groß, rein und ganz, auf das leuchtendste hervortritt. Was B.'s Technik anbetrifft, so ist dieselbe von einer seltenen harmonischen Aus- und Durchbildung. Das Arrangement seiner Compositionen hat stets etwas Architektonisch-Reizendes; die Stellungen seiner Figuren sind gefällig, angemessen und natürlich; seine Zeichnung ist streng und correct; seine Farbe ist wahr; seine Behandlung ist großartig, ohne flüchtig zu sein; in seinen Werken ist im Ganzen ebenso sehr der große und edle Styl als im Einzelnen ein tiefes Studium der Natur zu bewundern. (55)

**Benecke** (Georg Friedrich), hanoverscher Hofrath, ordentlicher Professor der Philosophie und Bibliothekar zu Göttingen, wurde am 10. Jun. 1762 zu Mönchsrode im Fürstenthume Öttingen geboren, wohin sein Großvater aus Braunschweig gezogen war. Er erhielt seine erste Bildung auf der Schule zu Nördlingen und später auf dem Gymnasium in Augsburg, wo die lexikalischen Werke seines gelehrten Oheims, des Freiherrn von Tröltsch, der sich eifrig mit dem altdeutschen Rechte beschäftigte, zuerst seine Aufmerksamkeit auf die altdeutsche Sprache lenkten. Er bezog 1780 die Universität zu Göttingen und auf Heyne's Empfehlung ward er 1789 bei der Universitätsbibliothek angestellt, 1792 Bibliothekssecretair und 1799 Custos. Bereits seit 1814 ordentlicher Professor, wurde er 1815 Unterbibliothekar, 1820 Hofrath und 1829 Bibliothekar. Er erhielt mehre Berufungen ins Ausland, unter andern nach Edinburg als Vorsteher der berühmten Advocatenbibliothek; doch keiner konnte er sich entschließen zu folgen. Seine Vorlesungen betreffen vorzüglich die englische Sprache, von welcher er eine tiefe historische Kenntniß besitzt, und die altdeutsche Literatur, die er wol zuerst in den Kreis des akademischen Unterrichts eingeführt hat. Als Forscher der deutschen Sprache steht er unter den Ersten. Seine „Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (2 Bde., Götting. 1810—1832) enthalten Ergänzungen der Bodmer'schen Minnesänger aus Goldast's Copie der pariser, ohne Grund sogenannten Manessischen, Handschrift. Der zweite Band enthält die Lieder des Nithard, vollständiger und nach einer bessern Handschrift als in Bodmer's Sammlung, die unter den Namen des Winsbecken und der Winsbeckin bekannten Lehrgedichte nach einer bis dahin ebenfalls unbenutzten Handschrift, eine sorgfältige und kritische Ausgabe des „Pfaffen Amis" von Stricker und ein Bruchstück eines mittelniederdeutschen Gedichts aus dem Sagenkreise Karl's des Großen. In seiner sorgfältigen und für die Einleitung in das Studium der mittelhochdeutschen Dichter wohlberechneten Ausgabe von Boner's Fabeln (Berl. 1816) erkannte er die philologischen Anfoderungen, welche bisher die Herausgeber altdeutscher Werke wenig berücksichtigt hatten, zuerst tiefer an und befriedigte sie nach dem damaligen Stande der Wissenschaften. Hierauf gab er den „Wigalois" des Wirnt von Gravenberg (Berl. 1819), mit Lachmann den „Iwein" Hartmann's von der Aue (Berl. 1827), wobei die musterhafte Erklärung zum großen Theile ihm zugehört, dann das „Wörterbuch zu Hartmann's Iwein" (Götting. 1833), eine Arbeit voll emsigen Fleißes und sicherer Kenntniß, worin er den gesammten Wortbestand dieses Gedichts in größter Vollständigkeit, Kürze und Klarheit verzeichnet und wodurch er den „Iwein" zu dem bequemsten und für das Selbststudium der Anfänger empfehlenswerthesten mittelhochdeutschen Buche gemacht hatte. B. repräsentirt hauptsächlich die lexikalische Seite der deutschen Sprachforschung, mit umfassendem Fleiße des Wörterreichthums, besonders der mittelhochdeutschen Dich-

Digitized by Google

ter, sich bemächtigend, mit eindringendem Scharfsinn und feiner Beobachtung die Bedeutungen sondernd und ordnend und so die Lernenden aus dem Scheinverständnisse, zu welchem zumal die noch jetzt, aber in veränderter Geltung üblichen Wörter nicht selten verführen, zu entsprechender und ungetrübter Auffassung des wirklichen und ursprünglichen Sinnes leitend. (56)

**Benedict** (Julius), ein origineller Componist, der im eignen Vaterlande noch nicht heimisch geworden ist, während sein Name als vollendeter Clavierspieler und ausgezeichneter Componist in Italien, England und Frankreich mit hoher Achtung genannt wird, hat das Glück genossen, mit den verschiedenen Musikschulen in den Ländern selbst vertraut worden zu sein, und in fortwährendem Umgange mit den ausgezeichnetsten Componisten und den berühmtesten Künstlern und Künstlerinnen alle Phasen seiner Künstlerlehrlingsschaft durchlebt zu haben, ehe er selbst zu produciren begann. Keiner der jetzt lebenden deutschen Componisten, Meyerbeer etwa ausgenommen, hat eine so vielbewegte, an Anschauungen und Ereignissen reiche Jugendzeit verlebt. B. wurde am 27. Nov. 1804 zu Stuttgart geboren, wo es die reichen Mittel seiner Familie — sein Vater ist daselbst ein angesehener Banquier — gestatteten, die früh hervorbrechenden Anlagen des Knaben zur Musik unter dem als Virtuosen und Componisten geschätzten Louis Abeille ausbilden zu lassen. B. empfing nebenbei auf dem Gymnasium gediegene classische Bildung. Sein erstes öffentliches Clavierconcert gab er im J. 1817, und seine erste im Druck erschienene Composition war eine dem Andenken der edlen Katharina von Würtemberg gewidmete Cantate. Unter Hummel bildete sich B. während eines beinahe einjährigen Aufenthaltes zu Weimar zu einem ausgezeichneten Pianisten aus und begann dann 1820 unter K. M. von Weber zu Dresden das Studium der Composition. Vier Jahre blieb er mit seinem Meister unzertrennlich verbunden und entwickelte unter dem Gründer der romantischen Schule seine musikalische Grundrichtung — die romantische. Er arbeitete den Clavierauszug der „Preciosa" und ließ 1822 eine Sonate für Clavier und Violine erscheinen. Zur ersten Aufführung des „Freischütz", am 18. Jun. 1821, begleitete er seinen Meister nach Berlin, dem er auch, nachdem er eine Zeit lang in Stuttgart zugebracht, 1823 nach Wien folgte. Dann trat er als Concertspieler in Dresden und Leipzig auf, und auf Weber's Empfehlung wurde er 1824 als Musikdirector beim Kärntnerthortheater in Wien angestellt. Als Musikdirector bei San-Carlo in Neapel brachte er 1827 seine erste Opera buffa: „Giacinta ed Ernesto", die er selbst als etwas ungelenk beurtheilt, zur Aufführung. Nachher durchstreifte er ganz Italien und trat mehre Jahre hintereinander mit großem Beifalle besonders in Bologna, Lucca und Neapel als Clavierspieler auf. Auch seine erste Opera seria: „I Portoghesi a Goa", die sich schon durch größere Sicherheit und Gewandtheit auszeichnet, aber immer noch zu viel deutsche Schwerfälligkeit für neapolitanische Ohren enthält fand vielen Beifall. Im J. 1830 war B. in Stuttgart, Dresden und Berlin eilte aber sehr bald über Frankfurt nach Paris, wo sein Talent und seine ausgezeichnete Gewandtheit im Begleiten von Gesangstücken ihn mit der Malibran und Beriot befreundeten, durch die er sich auch bereden ließ, mit nach Neapel zu gehen, wo er seine frühere Stellung wieder einnahm. In den J. 1831—33 gab er gemeinschaftlich mit der Malibran und Beriot viele Concerts, schrieb auch mit Beriot mehre Concerts, die im Druck erschienen sind, und skizzirte mit ihm eine vollständige italienische Oper für die Malibran, deren Belehrungen ihm die Geheimnisse des Gesanges erschlossen. Im J. 1835 ging er nach London, wo er von Beriot und der Malibran in die Season eingeführt, als Claviervirtuos großes Aufsehen erregte, und den übrigen Theil des Jahres brachte er in Paris zu. Nach einer zweiten brillanten Season in London begleitete er im Aug. 1836 den jungen Bassisten Lablache nach Neapel, wo er für das Debut desselben seine dritte Oper: „Un anno ed un giorno" arbeitete, die er im Nov. 1836 in Lon-

Digitized by Google

don als Director der neuerrichteten Opera buffa mit großem Beifalle zur Aufführung brachte. In der Zurückgezogenheit auf einem Landsitze arbeitete er für die Season des Drurylanetheaters von 1838 seine große romantische Oper: „The Gipsy's Warning", die am 19. Apr. mit dem größten Beifalle zum ersten Male aufgeführt wurde und bis Anfang Jun. in 30 hintereinander stattgefundenen Vorstellungen stets das Theater füllte. Die letztere Oper, deren Partitur in London erschien, ist eine freigeborene, aus einem Gusse bestehende Schöpfung, in welcher B. die Süßigkeit des italienischen Gesanges, die Gründlichkeit der deutschen Harmonie und die Gediegenheit des deutschen Styls mit der französischen Grazie aufs glücklichste organisch verschmolzen hat. Durch die ganze Musik klingen jene wunderbaren Töne von Oberon's romantischem Horne, die Weber zuerst den jetzt gereiften Schüler in seinem Gemüthe finden lehrte, die aber nun in origineller Selbständigkeit in der kunstvollsten Form ihre wahre Freiheit gefunden haben. Zu gleicher Zeit hat B. der effectvollen Behandlung der Instrumente nach des Meisters Lehren nachgestrebt. Gegenwärtig hat er zu London seinen bleibenden Aufenthalt genommen, wo er sowol als Künstler wie als liebenswürdiger, bescheidener Mensch sich der allgemeinsten Hochachtung erfreut. Wenn er ein Mitglied der katholischen Kirche geworden ist, so hat ihn gewiß nur die Kunst dieser Kirche gewonnen, welche ihm im J. 1833 eine schöne kunstbegabte Neapolitanerin, eine frühere Schülerin, als Gattin antraute. Da sich B. fortan bei einer selbst errungenen Unabhängigkeit der Kunst ganz weihen kann, so dürfen wir, nach Dem zu urtheilen, was er jetzt in größerer Vielseitigkeit geleistet, wol behaupten, daß er noch großen Ruhm sich erkämpfen werde. (57)

**Beneke** (Friedrich Eduard), Professor der Philosophie in Berlin, ist daselbst am 17. Febr. 1798 geboren. Nachdem er auf dem dasigen Friedrich-Werder'schen Gymnasium seine Schulbildung vollendet und den Freiheitskrieg im J. 1815 als freiwilliger Jäger mitgemacht hatte, bezog er zu Ostern 1816 die Universität zu Halle, wo er dem Studium der Theologie und zu dessen Begründung zunächst unter Gesenius dem Studium der orientalischen Sprachen eifrig oblag. Außerdem aber interessirten ihn schon damals vorzüglich philosophische Untersuchungen und die Neigung dazu gewann immer mehr Raum, als er zu Ostern 1817 Halle mit Berlin vertauschte und sich, neben Schleiermacher's anregenden Vorträgen, besonders mit den englischen Philosophen bekannt gemacht hatte. Namentlich das Studium der letztern scheint auf die philosophische Richtung, welche er später verfolgte, von großem Einflusse gewesen zu sein und die dadurch gewonnene Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Philosophie ihn veranlaßt zu haben, die ihn sonst sehr ansprechende theologische Laufbahn zu verlassen und sich der Philosophie ausschließend zu widmen. Er bezeichnete die von ihm eingeschlagene Richtung durch zwei kleine Schriften: „Erfahrungsseelenlehre, als Grundlage alles Wissens in ihren Hauptzügen dargestellt" (Berl. 1820) und „Erkenntnißlehre nach dem Bewußtsein der reinen Vernunft in ihren Grundzügen dargelegt" (Jena 1820), habilitirte sich im Aug. 1820 an der Universität zu Berlin und hatte sich neben Hegel ein nicht unbedeutendes Auditorium erworben, als ihm zu Ostern 1822 die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt wurde. Die Maßregel, über die noch immer ein gewisses Dunkel schwebt, dürfte wol in seinem Gegensatze gegen die Philosophie des Absoluten und einige andere verdunkelnde Tendenzen ihren Grund gehabt haben. B. ging hierauf im J. 1824 als Privatdocent nach Göttingen, und als ihn im J. 1827 Familienverhältnisse zur Rückkehr nach Berlin nöthigten, erhielt er, ohne daß von seiner Seite ein Rückschritt geschehen wäre, wieder die Erlaubniß zu Vorlesungen an der Universität und wurde auch im J. 1832, nach Hegel's Tode, zum Professor der Philosophie ernannt. Der Mittelpunkt der philosophischen Ansicht, welche B. im Gegensatze zu den meisten, jetzt in größern oder kleinern Kreisen herrschenden philosophischen Systemen mit

Digitized by Google

Beharrlichkeit vertritt und durch eine nicht geringe literarische Thätigkeit geltend zu machen sucht, liegt in der Überzeugung, daß, während die von ihren Anhängern so hoch gepriesene absolute Philosophie nur ein Spiel mit leeren Begriffen und somit ein Rückschritt zum Scholasticismus sei, die wahre Begründung der Philosophie nur durch ein unbefangenes und strenges Anschließen an die geistige Erfahrung, an das in dem eignen Bewußtsein Gegebene zu hoffen sei. Es ist also empirische Psychologie, gegründet auf die seit Baco von Verulam in den Naturwissenschaften herrschende Methode, welche B. als philosophische Haupt- und Grundwissenschaft auszubilden vorzugsweise bemüht gewesen ist. Dabei entfernt er sich von der gewöhnlichen Psychologie, auf deren Voraussetzung selbst Kant's kritische Bemühungen gegründet waren, indem er keine getrennten Seelenvermögen statuirt, und schließt sich in dieser Beziehung an Herbart an, dessen Untersuchungen nicht sowol in ihren letzten Gründen, als in ihren Resultaten hier und da auf B.'s Ansichten von dem geistigen Leben einen gelegentlichen Einfluß gehabt zu haben scheinen. Von eigentlicher Metaphysik und einer daraus gegründeten speculativen Psychologie und Naturphilosophie ist B. ein entschiedener Gegner, indem er seine gegen die von Fichte, Schelling und Hegel verfolgte Richtung der Speculation vielfältig ausgesprochene Polemik auf alle Speculation überhaupt, d. h. auf jede auch von gegebenen Begriffen zu neuen Begriffen fortschreitende Bewegung des denkenden Erkennens überträgt. Das Verdienst B.'s bei den streng philosophischen Bestrebungen der Gegenwart dürfte daher mehr negativ als positiv fördernd sein. Seine psychologischen Ansichten findet man vorzüglich in den „Psychologischen Skizzen" (2 Bde., Götting. 1825—27) entwickelt, die in dieser Hinsicht als sein Hauptwerk zu betrachten sind. Außerdem ist zu vergleichen: „Über das Verhältniß von Seele und Leib" (Götting. 1824); „Lehrbuch der Psychologie" (Berl. 1823), und „Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens" (Berl. 1832). In neuester Zeit hat B. auch angefangen, seine Grundsätze auf Pädagogik und praktische Philosophie in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (2 Bde., Berl. 1835—36) und in den „Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie" (Bd. 1: „Allgemeine Sittenlehre", Berl. 1837), anzuwenden. Auf den Zusammenhang der Ethik mit der Psychologie bezogen sich schon einige seiner frühern Schriften: „Grundlegung zur Physik der Sitten" (Berl. 1822) und die „Schutzschrift für meine Grundlegung u. s. w." (Leipz. 1823), welche letztere durch einige Misdeutungen hervorgerufen wurde, die den Verfasser getroffen hatten. In allen Schriften B.'s herrscht übrigens ein lobenswerthes Streben nach Klarheit und Deutlichkeit, und er rechtfertigt die von ihm vertheidigte Methode durch Reichthum und Feinheit der Beobachtung. Der Vorwurf des Materialismus, welchen man ihm bisweilen gemacht hat, ist ungegründet. (40)

**Bentinck.** Diese Familie stammt ursprünglich aus einem pfälzischen, von da nach den Niederlanden verpflanzten freiherrlichen Geschlechte, welches noch jetzt hauptsächlich in England und Deutschland fortblüht. Von der englischen Linie, welche die ältere ist, erwähnen wir zunächst Johann Wilhelm von B., einen treuen Anhänger des Königs Wilhelm III. von England. Von diesem, dem er viele Beweise aufopfernder Treue und Freundschaft gegeben, zum Grafen von Portland und zum Pair von England ernannt, nachdem derselbe ihn schon früher in die holländische Ritterschaft eingeführt hatte, starb er 1709 auf seinem Landgute in Berkshire. — Unter seinen Nachkommen ist vorzüglich bekannt William Henry Cavendish Lord B., Parlamentsmitglied, geboren 1774, ein jüngerer Bruder des Herzogs von Portland. Er ging 1803 als Gouverneur nach Madras und wurde dann als bevollmächtigter Minister am Hofe Ferdinand's von Neapel nach Sicilien gesendet, wo er 1811 durch sein stolzes Benehmen die Königin Karoline so weit brachte, daß sie mit Napoleon Unterhandlungen anknüpfte. Als in Folge dieses die englische Regierung sich entschloß, die Verwaltung des Landes

Digitized by Google

ganz in ihre Hände zu nehmen, gab er 1812 Sicilien eine der englischen gleiche Verfassung und ein Parlament. Im J. 1813 landete er in Catalonien, mußte jedoch nach der unglücklichen Schlacht bei Villa Franca die Belagerung von Barcelona aufheben und sich wieder einschiffen. Glücklicher war er im J. 1814 bei seiner Landung in Livorno, von wo er sich nach Genua wandte, das er regierte, bis es dem Könige von Sardinien zufiel. Im J. 1815 lebte er in Florenz; nach der Einnahme Neapels durch die Östreicher eilte er dahin, wurde aber sehr lau vom Könige empfangen. Später war er englischer Gesandter in Rom, und nach der Rückkehr von diesem Posten wurde er in das Unterhaus gewählt. Als Generalgouverneur von Ostindien seit 1827 erhielt er 1835 unter dem Ministerium Melbourne den Lord Auckland zum Nachfolger. — Ein jüngerer Seitenverwandter des Johann Wilhelm B., Grafen von Portland, war Wilhelm von B. auf Rhoon und Pendrecht, Präsident des Raths der Staaten von Holland und Westfriesland. Er erhielt 1732 von Kaiser Karl VI. die reichsgräfliche Würde, vermählte sich 1733 mit Charlotte Sophie, der einzigen Tochter des Grafen Anton II. von Aldenburg, durch welche die Herrschaften Kniphausen, Varel und Dorwerth an das Bentinck'sche Haus kamen, und starb am 13. Oct. 1773. Seine Söhne aus dieser Ehe wurden die Stifter zweier Linien, einer holländisch-deutschen und einer englischen. Die Vorbehalte des Ehepacts hatten gleich anfangs Mißhelligkeiten veranlaßt, die bald nach der Geburt des zweiten Sohnes eine Trennung seiner Gemahlin von ihm zur Folge hatten und einen Proceß herbeiführten, der mit allen diplomatischen, politischen und juristischen Waffen geführt, erst in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts durch Vergleich beseitigt werden konnte. Nach ihrer Trennung lebte die Gräfin, eine durch Geist und vielfache Kenntnisse hochausgezeichnete Frau, abwechselnd in Kopenhagen, Berlin und Wien, wo sie überall, namentlich auch von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, mit hoher Auszeichnung aufgenommen wurde, später in Hamburg, wo sie einen sehr gewählten Kreis von Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern um sich sammelte. Im Besitze einer kostbaren Bibliothek und Münzsammlung, fertigte sie selbst über letztere einen sehr fleißigen Katalog, in drei Bänden, der auch unter Aufsicht des berühmten Van Damme in Amsterdam bei Eels Erben sehr prachtvoll gedruckt wurde, aber nicht in den Buchhandel gekommen ist. Allgemein betrauert starb sie zu Hamburg im hohen Alter, im Febr. 1800. Schon 1754 hatte sie die Regierung ihrer Herrschaften durch Vergleich an ihren Sohn Christian Friedrich Anton abgetreten. Ihr zweiter Sohn Johann Albert, geboren 1737, stand im englischen Seedienste und starb 1775. Er hinterließ mehre Töchter und zwei Söhne: Wilhelm, der als großbritannischer Admiral 1813 starb, und Johann, geboren 1771. Christian Friedrich Anton starb 1768. Ihm folgte im Besitze der Herrschaften Kniphausen u. s. w. Wilhelm Gustav Friedrich, der zu London am 22. Oct. 1835 starb. Der zweite Sohn, Johann Karl, geboren 1763, gestorben als großbritannischer Generalmajor zu London am 1. Dec. 1833, hinterließ aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen von Athlone die drei Söhne: Wilhelm Friedrich Christian, geboren 1787, Karl Anton Ferdinand, geboren 1792, und Johann Wilhelm Heinrich, geboren 1796, die jetzt ihren Vettern, den Söhnen des Wilhelm Gustav Friedrich, den Besitz der Herrschaften Kniphausen und Varel streitig machen, welche diese gegenwärtig innehaben. Letzterer war nämlich in erster Ehe verheirathet mit einer Freiin von Reede, die 1799 starb und ihm zwei Töchter und einen Sohn hinterließ, der aber 1813 starb. Dann lebte er, angeblich seit dem Mai 1808, in einer sogenannten Gewissensehe mit Sara Margarethe Gerdes, der Tochter eines Landeigners zu Bockhora im Herzogthume Oldenburg, mit welcher er sich am 8. Nov. 1816 förmlich trauen ließ, nachdem er mit ihr mehre Kinder, darunter die drei jetzt noch lebenden Söhne: Wilhelm Friedrich, geboren 1801, Gustav Adolf, geboren

Digitized by Google

am 21. Nov. 1809, und Friedrich Anton, geboren 1812, gezeugt hatte. Dem ältesten trat der Vater schon am 7. Sept. 1827 den Besitz und die Mitregierung der Aldenburg-Bentinck'schen Fideicommißherrschaften ab; derselbe verzichtete aber darauf und auf alle Nachfolge in den väterlichen Gütern im J. 1833, und lebt im nordamerikanischen Freistaate Missuri, wo er sich angekauft hat. Hierauf wurde seinem jüngern Bruder, Gustav Adolf, der verabschiedeter großbritannischer Rittmeister ist, von dem Vater im Jul. 1834 der Besitz der Herrschaften eingeräumt und demselben am 15. Aug. 1834 die Erblandshuldigung geleistet. (39)

Schon bei Lebzeiten Wilhelm Gustav Friedrich's, nach Übertragung der Mitregierung auf seinen ältesten Sohn, hatten die Agnaten, welche aus vielen Gründen die Successionsfähigkeit seiner in einer Gewissensehe gezeugten Söhne bestritten, und namentlich sein Bruder, Johann Karl, deshalb eine förmliche Klage angestellt, die nach seinem Tode von seinen Söhnen fortgesetzt worden ist, unter denen insbesondere der zweite, der großbritannische Oberstlieutenant Karl Johann Ferdinand, dieselbe mit unermüdlichem Eifer verfolgt. Den Gegenstand bilden die freie Herrschaft Kniphausen und die edle Herrschaft Varel. Die Frage aber ist, ob die Söhne des Grafen Wilhelm Gustav Friedrich successionsfähig sind oder nicht, eine Frage, die wieder mit einer Menge anderer im deutschen Rechte sehr bestrittener Fragen zusammenhängt. Durch ein Urtheil des Reichskammergerichts von 1592 und einen Vergleich vom J. 1624 kam Kniphausen an die Grafen von Oldenburg. Anton Günther, der letzte Graf von Oldenburg und Delmenhorst, ein Sohn Johann VI., starb nach 64jähriger Regierung am 19. Jun. 1667 ohne eheliche Nachkommen, aber mit Hinterlassung eines Sohnes, welchen er mit seiner frühern Verlobten, Elisabeth von Ungnad, im J. 1633 erzeugt hatte. Letztere verheirathete sich, als ihre eheliche Verbindung mit dem Grafen Anton Günther nicht zu Stande kam, mit dem ostfriesischen Geheimrath von Mahrenholz, und ihr Bruder, Daniel Ungnad, wurde unter dem Namen Weissenwolf in den Reichsgrafenstand erhoben. Nach Anton Günther's Tode fielen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an den ältern Zweig seines Hauses, die Herzoge von Schleswig und Holstein, und zwar an die Linie Holstein-Plön, von welcher es 1676 an die in Dänemark regierende Linie abgetreten wurde. Seinem Sohne Anton suchte er indessen aus seinen übrigen Besitzungen ein anständiges Loos zu bereiten. Er ließ denselben 1646 von Kaiser Ferdinand III. legitimiren und unter dem Namen Altenberg adeln; von seinen Vettern, dem Könige Friedrich III. von Dänemark und dem Herzoge Friedrich von Holstein-Gottorp, erlangte er die freie Disposition über die Herrschaft Varel als Allodium und die Vogtei Jahde; und von seiner Schwester, der vermählten Fürstin von Anhalt-Zerbst, die Entsagung aller Ansprüche auf die Herrschaft Kniphausen, welche er 1658 diesem seinen Sohne, der inzwischen vom Kaiser in den Freiherrnstand und 1653 zum Grafen von Aldenburg erhoben worden war, übergab. Kurz vor seinem Tode trug er die Herrschaft Kniphausen dem Herzoge von Brabant (König Karl II. von Spanien) zu Lehen auf, und wurde damit wieder als mit einem freien, dem Heimfall nicht unterworfenen, unbeschränkten Lehen für sich und seinen Sohn, den Grafen Anton von Aldenburg, beliehen, welcher auch in den Besitz dieser Herrschaften kam. Derselbe starb schon 1680 und hinterließ von einer ersten Gemahlin fünf Töchter; seine zweite Gemahlin, welche schwanger war, brachte am 26. Jun. 1681 einen Sohn, Anton II., zur Welt. Diesem wurde sein Besitz von der Linie Holstein-Plön angefochten, und seine Vormünder mußten die Vogtei Jahde und die Reichsunmittelbarkeit von Varel aufopfern, um das Übrige zu retten. Anton II. starb 1738 mit Zurücklassung einer einzigen Tochter, Charlotte Sophie, durch welche die Aldenburg'schen Güter an das B.'sche Haus kamen.

An dem Rechtstreite zwischen ihren Enkeln und Urenkeln haben mehre ange-

Digitized by Google

sehene Rechtsgelehrte Theil genommen. Für die Kläger erschien die „Rechtfertigende Darstellung des Successionsrechtes des Reichsgrafen Johann Karl Bentinck" (Frankf. a. M. 1830), die den Dr. Claus zu Frankfurt zum Verfasser hat, und Heffter's Schrift: „Die Erbfolge der Mantelkinder, Kinder aus Gewissensehen, aus putativen Ehen und der Brautkinder bei Lehnen und Familienfideicommissen" (Berl. 1836); gegen sie schrieb Klüber: „Rechtliche Ausführung der väterlichen Ebenbürtigkeit und familienfideicommissarischen Successionsfähigkeit der Reichsgrafen Wilh. Friedr., Gust. Adolf und Friedr. Anton Bentinck u. s. w." (Basel 1830) und neuerdings der Professor Dieck in Halle: „Die Gewissensehe, Legitimation durch nachfolgende Ehe und Misheirath nach den Wirkungen auf die Folgefähigkeit der Kinder in Lehnen und Fideicommissen" (Halle 1838). Rechtsbeistand der Beklagten war der verstorbene Klüber zu Frankfurt; die Rechte der Agnaten vertheidigte mit großem Geschick der Dr. Tabor in Frankfurt. Letztere behaupten vornehmlich: Graf Anton Günther habe für seinen Sohn, Anton von Aldenburg, ein Fideicommiß gestiftet, zu dessen Genuß blos legitime Nachkommen aus standesmäßiger Ehe berufen seien. Aber auch schon nach gemeinem Rechte des deutschen hohen Adels könnten die Beklagten als unehelich geborene, wenngleich durch spätere Ehe legitimirte Kinder nicht für successionsfähig erklärt werden, da ihre Mutter, Sara Margarethe Gerdes, sogar eine Leibeigne gewesen sei. Das Letzte wird von den Beklagten widersprochen und dagegen behauptet: schon 1800, bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, habe der Reichsgraf Wilh. Gustav Friedrich mit ihrer Mutter, zwar ohne Trauung, aber vollkommen gültig, eine sogenannte Gewissensehe geschlossen, und sie seien daher als eheliche Nachkommen zu betrachten. Sie vertheidigen sodann die Successionsfähigkeit der Kinder, welche zwar unehelich geboren, aber durch die spätere förmliche Ehe der Ältern legitimirt worden (der sogenannten Mantelkinder), und bestreiten, daß ihr Ahnherr, Anton I. von Aldenburg, zum hohen Adel Deutschlands gehört habe, weil er keinen Antheil an einer reichsgräflichen Curiatstimme auf dem Reichstage gehabt, also weder Reichsstand gewesen, noch auch eine Stimme auf den Kreistagen geführt habe. Alle diese Verhältnisse werden in den erschienenen Schriften mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn durchgefochten; allein es ist sehr schwer, in dergleichen Gegenständen einen festen Boden zu gewinnen, da es nur auf zufällige und willkürliche menschliche Satzungen ankommt, bei welchen es an den höhern leitenden Principien fehlt, und da auch die Entscheidungen älterer Fälle, auf welche man sich beruft, so wenig untereinander übereinstimmen, und oft durch ganz andere denn durch Rechtsgründe herbeigeführt wurden, sodaß die Anerkennung eines festen Rechts selten daraus hervorgeht. (9)

Die oldenburgische Regierung sowie das Cabinet haben jede Einmischung in diesen Rechtsstreit abgelehnt. Der Großherzog hat dem Grafen Gustav Adolf nur einstweilen den gräflichen Titel gestatten zu wollen erklärt, die Regierung aber unter dem 13. Nov. 1835 ihm zu erkennen gegeben, daß sie, da er sich angezeigtermaßen im factischen Besitze befinde, in vorkommenden Fällen, um den Geschäftsgang nicht zu unterbrechen, bis auf Weiteres mit demselben oder dessen Bevollmächtigten communiciren, auch die Ausübung der dem verstorbenen Reichsgrafen Wilhelm Gustav Friedrich zugestandenen Berechtigungen durch ihn geschehen lassen wolle, in welcher Hinsicht auch seine eingegangenen Huldigungsreversale vorerst zu den Acten genommen seien. Im Petitorio steht die Sache, welche von Spruchcollegien entschieden werden wird, zur Replik. Im Possessorio sind die Agnaten von ihrem Anspruche auf Mitbesitz und Sequestration vom oldenburgischen Oberappellationsgerichte abgewiesen. Sie haben aber gegen dieses Erkenntniß mittels Actenverschickung appellirt. Die vielen Hindernisse, welche sich den agnatischen Ansprüchen fortwährend entgegenstellen, veranlaßten den zweiten

Digitized by Google

Bruder, Karl Johann Ferdinand, zu einem Schritte, welcher häufig entstellt, übertrieben und sogar als Landfriedensbruch gemisdeutet ist. Derselbe begab sich nämlich am 16. Oct. 1836 in Begleitung weniger Dienerschaft nach dem Schlosse Kniphausen, um seinen Regierungsantritt den dortigen Behörden kundzugeben. Der erste Beamte und Chef der dortigen Kanzlei hatte ihm bereits auf seine Anfoderung die Schlüssel übergeben, als andere Beamte und Privaten dazwischen traten. In dem entstandenen Gedränge verlor er die Schlüssel, und der Gewalt weichend, mußte er das Schloß verlassen. Am 18. Oct. begab er sich wieder nach einer in dem kniphausischen Orte Seegwarden von ihm gemietheten Wohnung, wohin bald nachher der schon erwähnte Kanzleichef an der Spitze einer bewaffneten Schar kam und Sturm läuten ließ. Der Graf erließ hier eine Proclamation, worin er hauptsächlich gegen alle Regierungshandlungen des Besitzers protestirte, und dann ohne irgend eine Art der Gewaltthätigkeit die Herrschaft verließ. Obgleich nun ein solches Verfahren vor dem Gesetze nicht gebilligt werden kann, so bleibt es doch immer höchst bedauerlich, daß durch die Nichtverhängung einer Sequestration nicht blos die Rechte der Agnaten, sondern auch die der zahlreichen Creditoren des verstorbenen regierenden Grafen in dem Falle, daß die Unfähigkeit zur Succession wider den im Besitz befindlichen Gustav Adolf, der jetzt mit freier Disposition alle Revenuen zieht, erkannt werden sollte, so gefährdet ist. Mehre löbliche Bemühungen der oldenburgischen Gerichte, ohne eine förmliche Sequestration die verschiedenen Interessen zu reguliren, haben bis jetzt noch zu keinem Resultate geführt, und es steht zu befürchten, daß der Concurs wider den Allodialnachlaß des verstorbenen Grafen bald erkannt werden wird.

Die freie Herrschaft Kniphausen hat ein Areal von $^{63}/_{100}$ □Meilen mit ungefähr 3000 Einw., die edle Herrschaft Varel, $2^1/_3$ □Meilen, mit ungefähr 6000 Einw. Die Verhältnisse des Grafen B. als Herrn dieser Herrschaften zu dem Großherzoge von Oldenburg sind nach mehrjährigen deshalb gepflogenen Unterhandlungen durch einen Vertrag zu Berlin, vom 5. Jun. 1825, bestimmt. Die Hoheit über Kniphausen, über den Grafen und seine Familie, als Besitzer der Herrschaft, wird von dem Großherzoge von Oldenburg ausgeübt, jedoch nur so, wie sie vorhin bei Kaiser und Reich gewesen ist, wogegen derselbe die Pflichten übernimmt, die mit der Reichshoheit verbunden waren. Zu allen nach der Matrikel aufzubringenden Lasten des Bundes, namentlich zu allen Geldleistungen und zur Mannschaftsstellung für das Bundesheer, hat Kniphausen verhältnißmäßig beizutragen; die Mannschaft ist zu dem oldenburgischen Contingent zu stellen und die Geldbeiträge sind zu den oldenburgischen Kassen zu liefern. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Großherzoge über Kniphausen nicht zu. Aber die Bundesacte, die Schlußacte von 1820 und alle jetzigen oder künftigen Bundesbeschlüsse haben daselbst volle Kraft und Gültigkeit, wie in den übrigen Bundesländern. Die Justizgewalt übt der Graf wie zu der Zeit des deutschen Reichs. Wo in Civilstreitigkeiten die Reichsgerichte competent waren, ist es jetzt das Oberappellationsgericht zu Oldenburg, aus besonderm von dem Großherzoge einfür allemal ertheilten Auftrag. Wo in Criminalsachen weitere Vertheidigung zulässig ist, werden an dasselbe die Acten zur Abfassung des Urtheils gesendet, die Urtheile aber von den kniphausenschen Gerichten eröffnet. Auch ist das Oberappellationsgericht competent in solchen Privatangelegenheiten des Grafen und der Glieder seiner Familie und in Klagesachen der kniphausenschen Unterthanen wider den Grafen oder dessen Behörden, als Obrigkeit, wo und wie es die Reichsgerichte waren. Aus drei von dem Grafen vorgeschlagenen oldenburgischen Beamten bestellt der Großherzog einen Fiscal, der die Stelle des ehemaligen Reichsfiscals vertritt. Wo auf Antrag des letztern zu Erhaltung guter gemeiner Ordnung die Reichsgerichte einzuschreiten hatten, geschieht es nur auf fiscalischen Antrag vor dem Oberappellationsgerichte. Auch hat der Fiscal darüber zu wachen, daß die von dem Grafen in

Digitized by Google

diesem Vertrage eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt werden. Wo das Oberappellationsgericht wider den Grafen oder dessen Familienglieder competent ist, können diese in erster und jeder weitern Instanz auf Actenversendung an eine deutsche Juristenfacultät zu Abfassung des Urtheils antragen. Die Execution der Richtersprüche wider den Grafen geschieht unter der obern Leitung des Oberappellationsgerichts. Vor eine schiedsrichterliche Behörde gehören alle in Beziehung auf Knyphausen zwischen dem Großherzoge und dem Grafen oder seiner Familie vorkommenden Streitigkeiten, welche die Auslegung dieses Vertrags oder den Umfang und die Natur der dem Großherzoge übertragenen Hoheit und der dem Grafen zustehenden Rechte im gegenseitigen Verhältnisse zueinander an sich oder in ihrem Princip, abgesehen von der Erfüllung der daraus auf Seiten des Grafen entspringenden Verbindlichkeiten, worauf die Amtsthätigkeit des Fiscals sich bezieht, zum Gegenstande haben. Die schiedsrichterliche Behörde bildet hier das für solche Fälle der Unterthanenpflicht seiner Mitglieder entbundene Oberappellationsgericht, wenn der Graf nicht, nachdem die Sache bei jenem spruchreif geworden, Actenversendung vorzieht. Unbeschadet seiner landesherrlichen Rechte hat sich der Graf neuerdings bereit erklärt, in Absicht auf die indirecten Abgaben, sich über eine gewisse Gleichförmigkeit mit Dem, was in dem Herzogthume angeordnet ist oder wird, mit dem Großherzoge zu vereinbaren. Die Ausdehnung des Rechts der besondern Flagge für Knyphausen wird fortwährend anerkannt. Des deutschen Bundes Garantie in dieser Übereinkunft soll die Wirkung haben, daß derselbe auf Erfüllung der darin enthaltenen Bestimmungen, insbesondere bei Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und dem Grafen achten wolle. Zu dem Ende steht dem Grafen der Recurs an die Bundesversammlung offen. In Beziehung auf auswärtige Verhältnisse, werden „die Interessen des Grafen und seiner Unterthanen bei andern Staaten unter dem Schutze des Bundes durch den Souverain vertreten, welchem die dem Kaiser und Reich zugestandene Hoheit über Knyphausen eingeräumt ist". Zum oldenburgischen Bundescontingent stellt Knyphausen 29 Mann Infanterie. In Folge des kaiserlichen Privilegiums von 1653 steht dem Besitzer das Münzregal zu, welches derselbe seitdem, auch nach Auflösung des deutschen Reiches, ausgeübt hat. Derselbe führt den Titel: Reichsgraf, Erb- und Landesherr der freien Herrschaft Knyphausen, Edler Herr zu Varel, Herr zu Dorwerth, Rhoon und Pendrecht u. s. w. Zu bemerken ist noch, daß zu dem B.'schen Fideicommiß verschiedene Grundgüter oder grundherrliche Domainen in der Herrschaft Jever, in der Grafschaft Oldenburg und in dem zu solcher gehörigen Stade- und Butjadingerlande gehören. Der Bestand dieses Oldenburg'schen Familienfideicommisses begann mit dem Tode des Grafen Anton Günther, welcher am 19. Jul. 1667 erfolgte, und darf nach dem Testamente des Grafen Anton Günther das Fideicommiß eigentlich nur mit 200,000 Thlrn. Schulden, Fälle der Noth jedoch ausgenommen, belastet werden. (39)

**Berg** (Günther Heinrich von), oldenburgischer Geheimrath und Minister, geboren am 27. Nov. 1765 zu Schreigern bei Heilbronn, studirte von 1783—86 in Tübingen die Rechte und ging dann nach Wetzlar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis kennen zu lernen. Auf einer literarischen Reise mit Pütter in Göttingen bekannt geworden, ward er von diesem bestimmt, nach ihm den Lehrstuhl des deutschen Staatsrechts einzunehmen, auch 1793 zum außerordentlichen Professor der Rechte in Göttingen und zum Beisitzer des Spruchcollegiums ernannt, im J. 1800 aber als Hof- und Kanzleirath und Advocatus patriae (Consulent des Ministeriums) nach Hanover berufen, wo er bis 1803, als die französische Occupation erfolgte, in glücklicher Thätigkeit lebte. Unter mannichfaltigem Druck blieb er auf seinem Posten bis 1810, wo Hanover von Westfalen in Besitz genommen wurde und die Auflösung der Justizkanzlei ihn bewog, als Regierungspräsident in fürstlich schaumburg-lippische Dienste zu treten. Als schaum-

Digitized by Google

burg-lippischer und waldeckscher Bevollmächtigter wohnte er dem wiener Congresse bei. Im J. 1815 erhielt er die Oberappellationsgerichts-Präsidentenstelle zu Oldenburg, ward aber zugleich Gesandter am deutschen Bundestage, wo er bis zum Jul. 1821 die 15. Stimme für Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg führte. Im J. 1819 war er als Bevollmächtigter der gedachten Häuser bei dem Ministercongresse zu Wien. Nach der Abberufung von seinem Gesandtschaftsposten übernahm er nun den Vorsitz im Oberappellationsgerichte. Zugleich trat er, zum Geheimrath ernannt, als zweites Mitglied in das Staats- und Cabinetsministerium. Erst 1830 wurde er des Präsidiums im Oberappellationsgerichte enthoben und widmete sich seitdem allein den Geschäften im Staats- und Cabinetsministerium. In den J. 1833 und 1834 wohnte er den Ministerialconferenzen in Wien bei. Seine literarische Thätigkeit war stets aufs Praktische gerichtet. Erwähnung verdienen unter seinen zahlreichen Schriften „Das deutsche Policeirecht" (5 Bde., Hanover 1801—9) und „Abhandlungen zur Erläuterung der rheinischen Bundesacte" (Bd. 1, Hanover 1808), sowie unter seinen anonymen Schriften: „Die vergleichende Schilderung der Organisation der franz. Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westfalen und andere deutsche Staaten" (1808) und „Über die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa" (1814).

**Berg** (Jens Christian), norwegischer Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher, geboren am 23. Sept. 1775 zu Drontheim, wo sein Vater ein obrigkeitliches Amt bekleidete, bis er 1784 als wirklicher Justizrath nach Christiania versetzt wurde, besuchte von 1789 an die Kathedralschule zu Christiania, der damals der berühmte Gelehrte, nachmalige Staatsrath Niels Treschow als Rector vorstand, und seit 1792 die Universität zu Kopenhagen. Er war eine Zeit lang Amanuensis bei der königlichen Bibliothek daselbst, und machte sich Hoffnung, auf Treschow's Vorschlag als Lehrer der Geschichte an der Universität angestellt zu werden, als dieselbe durch die Bemühungen dieses verdienten Mannes im J. 1800 eine neue und erweiterte Einrichtung erhielt. Da er sich aber hierin getäuscht sah, widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit, arbeitete eine Zeit lang als Accessist in der königlichen Rentekammer, und wurde im J. 1803 als Landrichter des südlichen jarlsberger Districts zu Tönsberg in seinem Vaterlande angestellt, wozu ihm die Verwendung des damaligen Grafen Fr. Anton Wedel-Jarlsberg verhalf. Im Herbst 1814 wurde er Mitglied des außerordentlichen Storthings, das am folgenden 20. Oct. die Vereinigung Norwegens und Schwedens unter einem gemeinschaftlichen Könige mit Aufrechthaltung der Selbständigkeit Norwegens und seines Grundgesetzes beschloß, welches nur die durch einen solchen Staatenbund nöthig gewordenen Veränderungen erleiden sollte, und in dem behufs der neuen Redaction des Reichsgrundgesetzes vom Storthing niedergesetzten Comité war es vorzugsweise B., der die Feder führte. Schon am 28. Nov. 1814 wurde er zum Justitiarius (Präsidenten) des Stiftsobergerichts von Aggerhuus ernannt, und hat seitdem in Christiania gewohnt. Wiederholt fungirte er als außerordentliches Mitglied des Höchstengerichts, aus welcher Veranlassung er denn auch Beisitzer des Reichsgerichts wurde, das den Staatsrath F. G. Harthausen, wegen seines Verhaltens im J. 1814, verurtheilte. Auch arbeitete er in der 1815 niedergesetzten Oberkriegscommission, vor welcher mehre Militairpersonen wegen ihrer Aufführung während des Krieges in Untersuchung waren. Als königlich norwegischer Commissarius zur Beseitigung der gegenseitigen Foderungen Norwegens und Dänemarks hielt er sich vom Mai 1816 bis zum Herbst 1817 in Kopenhagen auf. Auch nahmen mehre Commissionen seine Thätigkeit in Anspruch, sowol die Gesetzgebungscomité des Königreichs Norwegen als diejenige, die 1828 zur Ausarbeitung von Vorschlägen zu einem neuen peinlichen Rechte niedergesetzt wurde. Als Mitglied des letztern mußte er eine Reise nach Stockholm antreten, um sich mit den schwedischen Rechtsgelehrten wo möglich zu verständigen, die sich mit einer

Digitized by Google

ähnlichen Arbeit für Schweden beschäftigten. Indessen mußte er sowol Dieses, wie eine richterlichen Amtsgeschäfte aufgeben, als er im Jul. 1835, wegen eingetretener Vacanz, als vom Storthing erwählter Suppleant der Administration der in Christiania errichteten Abtheilung der norwegischen Bank beigegeben ward. Nachher übernahm er wieder sein Amt im Höchstengerichte. Bei der Wahl der durch das Gesetz vom 14. Jan. 1837 in Betreff des städtischen Communalwesens bestimmten Repräsentanten ward er einer der Stadtverordneten Christianias. Während aller dieser zum Theil sehr mühevollen Verrichtungen, die ihm die ungetheilte Hochachtung seiner Nation erwarben, gewann er dennoch Zeit, sich mit seinem Lieblingsstudium, den nordischen Alterthümern, auf die erfolgreichste Art zu beschäftigen. Später war er ein thätiger Mitarbeiter an den Zeitschriften „Saga" und „Budstikken", welche letztere er von Nr. 15 des vierten Jahrganges an bis in den siebenten Jahrgang hinein als Mitglied der Direction der Gesellschaft für das Wohl Norwegens redigirte. Auf Anlaß der Revision des dem Storthinge im J. 1827 vorgelegten Gesetzentwurfes in Betreff der Militairpflichtigkeit, gab er 1830 einen historischen Bericht über die Landwehr, wie auch über das stehende Heer Norwegens im Allgemeinen heraus. Gegenwärtig schätzt man insonderheit seine Beiträge zu „Samlinger til det norske Folks Sprog og Historie", einem historischen Magazine, das bis zum fünften Bande gediehen und dessen Redacteur er größtentheils gewesen ist. Mit der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit und dem feinsten kritischen Scharfblicke hat er in vielen Abhandlungen das Dunkel der alten Zeit, insonderheit das eigentliche Verhältniß zwischen Norwegen und Dänemark vor der Auflösung ihrer Vereinigung im J. 1814, aufzuhellen sich angelegen sein lassen. Überdies enthalten sowol das „Morgenblad" als die „Constitutionelle" manche gediegene Artikel aus der Feder dieses gründlichen, einsichtsvollen, patriotischen, über jedes Lob würdigen Normanns. (1)

**Berggren** (Jakob), Pfarrer in Skällvik in Ostgothland, bekannt durch seine Reisen, wurde am 11. März 1790 im Kirchspiele Krokstad in der Provinz Bohus-Län geboren. In seiner Kindheit hatte er ein Abenteuer zu bestehen, das als ein Vorzeichen der vielen Gefahren, die seinem reifern Alter drohten, betrachtet werden kann. Acht Jahre alt fiel er nämlich eines Morgens in eine Wolfsgrube, wo er den ganzen Vormittag in Gesellschaft eines lebendigen Wolfs zubringen mußte, endlich aber doch noch unbeschädigt heraufgezogen wurde. Nachdem er in Upsala 1815 den philosophischen Lorberkranz erworben und 1818 die geistliche Weihe empfangen hatte, wurde er als Legationsprediger zu Konstantinopel angestellt, wo er im Sommer 1819 eintraf. Im folgenden Jahre begab er sich nach Syrien und verweilte einige Monate auf dem Libanon; im Jan. 1821 traf er in Damascus ein, von wo er Ausflüge nach Hauran und andern Orten machte, ging dann über Aleppo, Antiochia und Seleucia nach Sidon, setzte von hier nach Damiette über und befuhr den Nil bis Kairo und zu den Pyramiden. Oberägypten zu bereisen, hinderte ihn eine Krankheit. Nachdem er im Oct. 1821 in St.-Jean-d'Acre eingetroffen, benutzte er den Herbst, Palästina zu besuchen, feierte Weihnachten zu Bethlehem, und kam endlich im März 1822 in Konstantinopel wieder an. Doch hier hatte indessen die Niedermetzelung der Christen begonnen. B. erhielt die Erlaubniß, seinen Posten in Konstantinopel zu verlassen, verweilte hierauf noch eine Zeit lang in Paris und London, wurde an beiden Orten als Mitglied der asiatischen Gesellschaft aufgenommen, und langte gegen Ende des J. 1824 in seiner Heimat wieder an. Während seines Aufenthalts in dem Orient hatte B. sich besonders mit der neuern arabischen Sprache beschäftigt und ein Lexikon derselben verfaßt. Dieses Werk interessirte namentlich den berühmten Silv. de Sacy, der auch B. zum Druck desselben aufmunterte. Der Druck begann zu Petersburg auf Kosten des Verfassers, der sich 1825 deshalb dahin begeben hatte, gerieth aber nach



Digitized by Google

Erscheinen der ersten Lieferung ins Stocken. Das ganze Manuscript hat der Verfasser der Universitätsbibliothek zu Upsala als Vermächtniß bestimmt. Aus Petersburg zurückgekehrt gab er seine „Resor i Europa och Oesterländerna" (3 Bde., Stockh. 1826—28; deutsch von Ungewitter, Darmstadt 1829—34) heraus, die manche von seinen Vorgängern abweichende Angaben enthalten. Ein französisch-arabisches naturgeschichtliches Lexikon in fünf Duodezbändchen hat er der Asiatischen Gesellschaft zu London geschenkt. Nachdem B. die Professuren der orientalischen Sprache zu Lund, zu Cherson und Charkow und sodann die Vorsteherschaft der Missionsgesellschaft auf Madagaskar abgelehnt hatte, nahm er 1830 die Pfarrstelle zu Skällvik in einer wunderschönen Gegend an. (15)

**Berghaus** (Heinrich), Professor an der königlichen Bauakademie zu Berlin, einer der thätigsten Geographen der Gegenwart, wurde am 3. Mai 1797 zu Kleve geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Münster, Marburg und während einer kurzen Zeit auch in Berlin. Bereits 1811 wurde er als Conducteur beim kaiserlichen Corps für den Brücken- und Straßenbau in dem damaligen französischen Lippedepartement angestellt, dessen Director Graf Mols war. In diesem Dienstverhältnisse nahm B. Antheil an den Vorarbeiten, welche die durch Napoleon befohlene Anlage eines Kanals zur Verbindung des Rheins mit der Niederelbe und eines Straßenzuges von Amsterdam nach Hamburg foderte. Mit der französischen Herrschaft hörte für B. auch dieses Dienstverhältniß auf und nachdem Preußen seine westfälischen Provinzen wieder in Besitz genommen, trat er als Freiwilliger in die Armeeverwaltung bei dem in diesen Provinzen zusammengezogenen Corps. In dem Feldzuge von 1815 kam er mit dem Corps des Generals Tauenzien bis in die Bretagne, und diesem Kriegszuge verdankt er die lehrreiche Anschauung und die genaue Kenntniß von der Bodenplastik Frankreichs, welche den Werth seiner 1824 erschienenen Karte dieses Landes begründeten. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich beschäftigten ihn theils kartographische Privatarbeiten in Weimar, theils Wanderungen, Aufnahmen, Höhenmessungen in Thüringen und Franken. Doch schon 1816 wurde er als Ingenieur-Geograph im zweiten Departement des königlichen Kriegsministeriums zu Berlin angestellt, in welcher Eigenschaft er bei der 1810 begonnenen, von 1812—15 aber unterbrochenen und hierauf unter der Leitung des Majors von Ösfeld wieder aufgenommenen großen trigonometrischen Landesvermessung des preußischen Staats fünf Jahre thätig war. Diese Dienstarbeiten hinderten indeß B. nicht, auch an andern Privatarbeiten mitzuwirken. So bearbeitete er mit Weiland die Karte des Königreichs der Niederlande in 40 Bl.; ferner lieferte er, die spätern Arbeiten mitgerechnet, gegen 40 Bl. zu Reymann's Karte von Deutschland, von der bis jetzt 138 Sectionen vollendet erschienen; endlich nennen wir aus dieser Zeit noch eine Karte vom Harzgebirge, die ursprünglich von Fr. Julius 1817 entworfen, von B. aber ergänzt und 1822 herausgegeben wurde. Im J. 1821 ward B. öffentlicher Lehrer und 1824 Professor der angewandten Mathematik, insbesondere der praktischen Geometrie an der königlichen Bauakademie in Berlin. Den günstigen Verhältnissen in dieser neuen Stellung, die ihm sogar erlaubten, 1836 seinen Wohnort nach Potsdam zu verlegen, verdankt B. die Muße für seine umfassende und nunmehr selbständig hervortretende literarische Thätigkeit, zu der ihm die schönsten Anlagen, der zweckmäßigste Unterricht, die belehrendste Anschauung der verschiedensten und eigenthümlichsten Bodenbildung, ein erfahrungsreicher Wechsel in den verschiedensten und belehrendsten Arbeiten, Verbindungen mit den einflußreichsten und einsichtsvollsten Beförderern geographischer Bestrebungen vorbereitet und ausgebildet hatten.

B.'s literarische Thätigkeit kann am zweckmäßigsten in drei Kategorien geschieden werden; sie bezeichnen seine kartographischen, journalistischen und größern Schriftwerke. Leider wiederholen sich in den beiden letztern nur zu oft, wenn auch an und für sich werthvolle, doch auf ein beschränkteres Interesse angewiesene Arbei-

Digitized by Google

ten, selbst Compilationen zur belästigenden Ungebühr. Nächst der bereits erwähnten trefflichen Karte von Frankreich nennen wir hier seine 1825 bei Cotta erschienene Karte von Afrika, die, wie sehr sie auch durch den neuesten Fortschritt der Wissenschaft an positivem Werth verloren und gegenwärtig selbst durch die ungleich billigere von Rennet (Berlin bei Schropp) entbehrlich gemacht wird, dennoch für die Darstellung dieses Erdtheils nach den zur Zeit ihres Erscheinens vorhandenen Materialien dauernd einen classischen Werth behalten wird. Noch mehr aber versprach und erfüllte zum Theil der 1833 in 18 Bl. angekündigte Atlas von Asien, von dem bis jetzt bei J. Perthes in Gotha in fünf Lieferungen 13 Bl. erschienen sind. Wenn indeß die Wissenschaft selbst bei den Mängeln, die besonders in einzelnen Karten hervortreten, durch dieses Werk einen überaus reichen Gewinn erhielt, so bleibt dem größern und namentlich dem deutschen Publicum doch das Bedauern, daß es B. nicht beliebt hat, durch Beschränkung der Zahl der hier ohnehin weniger hergehöriger Seekarten, durch Auslassung der vielen meist bekannten landschaftlichen Gravüren, den sicher für Viele unerschwinglichen Preis des Werkes zu vermeiden. Möchte man bei dem neuen Unternehmen des physikalischen Atlasses in 60 Bl., von dem bis jetzt die erste Lieferung in 6 Bl. erschienen, keinen Grund zu ähnlicher Klage haben, wie sehr auch der nicht befriedigende Prospect des ganzen Werkes und in der erschienenen ersten Lieferung mindestens die zwei Blätter Wasserstands-Profile der Elbe leider schon jetzt dazu Veranlassung geben. Mit Übergehung mehrer einzelner Arbeiten, die von B., theils mit theils ohne seinen Namen erschienen, theils von ihm selbst, theils von seinem greisen Gehülfen Schelle gezeichnet wurden, müssen wir noch in dankbarer Anerkennung der Theilnahme gedenken, welche er der Bearbeitung des Stieler'schen Handatlasses gewidmet hat. Um so mehr aber ist es zu bedauern, daß B. in mehren der Blätter, welche er zu dem von Grimm angefangenen, durch dessen Tod aber unterbrochenen Schulatlas (Berlin bei Schropp) liefert, in so vielfacher Rücksicht hinter diesem seinen ausgezeichneten Schüler zurückgeblieben ist.

B., der Stylist und Literat in seinen Schriften, steht weit hinter dem fleißigen, ehrenwerthen Zeichner in seinen Kartenwerken. Für seine journalistische Thätigkeit hatte B. im Vereine mit Karl Vollrath Hoffmann die „Hertha" begründet, und die Jahrgänge von 1825—29 enthalten eine Reihe der schätzenswerthesten Abhandlungen. Die seit 1829 in Berlin unter seiner alleinigen Redaction erscheinenden „Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" lassen hinsichtlich der Originalität der Abhandlungen, insofern sie meist Druckschriften entnommen sind, hinsichtlich der schnellen Mittheilung der wissenswerthesten geographischen Neuigkeiten, sowie einer umfassenden kritischen Übersicht der literarischen Erscheinungen im Gebiete der Geographie und zumal hinsichtlich ihres regelmäßigen Erscheinens unendlich viel zu wünschen übrig. Der 1829 ins Leben getretene „Kritische Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde" ermüdete allmälig auf seinem Wege und verlor sich plötzlich 1835, wie denn auch die 1834 begonnene „Cabinets-Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen" nur bis zu zwei Bänden gediehen ist. Möchten die bei der Erfolglosigkeit der genannten Unternehmungen gemachten Erfahrungen dem „Almanach" wenigstens für die Folge zu Gute kommen, welchen B. schon in zwei Jahrgängen 1837 und 1838 „den Freunden der Erdkunde gewidmet". Von den von ihm herausgegebenen „Elementen der Erdbeschreibung" (Berlin 1831) bezeichnet Karl Ritter fast den ganzen inneren Organismus, mit Ausnahme des mathematischen Theils, als Resultat seiner Vorträge. Die „Allgemeine Länder- und Völkerkunde" (Bd. 1 und 2, Berl. 1837) soll „ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände" werden. Wenn indeß B. mit Recht die meisten derartigen, in neuester Zeit erschienenen Werke als „Skelette" bezeichnet, so möchte die Überfülle minutiöser Spectaldarstellung schwerlich allen Ständen brauchbar, ja kaum verständlich



Digitized by Google

erscheinen. Demungeachtet erkennen wir das eminente Talent, die schönsten Kenntnisse, den ausdauerndsten Fleiß und noch viele der vortrefflichsten Eigenschaften bei B. gern an. (14)

**Bériot** (Charles Auguste de), einer der vollendetsten Violinspieler der Gegenwart, ist zu Löwen in den Niederlanden am 20. Febr. 1802 geboren. Er zeigte schon früh großes Talent für sein Instrument, wie für die Musik überhaupt, sodaß er im neunten Jahre ein Concert von Viotti zum höchsten Beifall und Erstaunen der Hörer vortrug. Sein Lehrer in den Anfangsgründen des Violinspielens war ein gewisser Rohrer; doch ausgedehntern, allgemein musikalischen Unterricht erhielt er erst durch den Professor der Musik in Löwen, Tiby, der, nach Fétis' sachkundigem Zeugniß, ein ausgezeichneter Mann in seinem Fache ist. B. blieb bis zum 19. Jahre in Löwen; hierauf ging er, im Drange, sich durch große Meister und Vorbilder zu vervollkommnen, 1821 nach Paris. Sein erster Gang daselbst war zu Viotti, damals Director der großen Oper, den B. als den Begründer des neuern Violinspiels auf das höchste verehrte. Viotti ließ den jungen Mann vor sich spielen, schenkte ihm seinen vollen Beifall, und gab ihm den Rath, aufs fleißigste fortzustudiren, Alles zu hören, Alles zu nützen, aber Niemanden nachzuahmen. Darin schien die indirecte Weisung zu liegen, sich keinen besondern Lehrer mehr zu nehmen. Indessen glaubte B. dies doch thun zu müssen und wendete sich an Baillot. Nach Fétis hat er nur einige Monate im Conservatorium unter Baillot's Leitung zugebracht, indem er sehr bald eingesehen, daß er seine selbstentwickelte Eigenthümlichkeit einbüßen müsse, falls er sich der fremden Ansicht länger unterordne. Nach B.'s eigner Äußerung hat er zu Paris durch Baillot und Lafont Unterricht erhalten. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, in wie weit Das, was er von Beiden gelernt haben mag, aus directem Unterricht hervorgegangen ist. So viel ist gewiß, daß er einen Weg zwischen beiden großen Meistern gegangen ist, und zwar einen so glücklichen, daß der allerbeste Rath dieser Lehrer ihn nicht besser hätte führen können. Bald schwang sich B. auf die Spitze der Gunst und des Ruhmes, und durfte es mit Glück wagen, als Paganini zum ersten Male in Paris war, gleichzeitig mit ihm aufzutreten. Denn obgleich dieser ein beiweitem erstaunenswürdigerer Spieler ist, so repräsentirt B. doch die vollendetste Gesetzmäßigkeit des Spieles, der nirgend ein Vorwurf zu machen ist, und die sich immer neben der kühnsten Excentricität in einem gewissen Rechte behaupten wird. Vom J. 1830 an schloß B. ein inniges Band der Freundschaft und Liebe mit der berühmten Malibran-Garcia (s. d.), welches nur deshalb nicht durch die Ehe geheiligt werden konnte, weil Madame Malibran erst die Einwilligung ihres Gatten zur Ehescheidung gerichtlich erringen mußte. Einige Jahre später erhielt das Band auch die gesetzliche Weihe, wurde aber leider nur zu bald durch den Tod dieser großen, genialen Sängerin im J. 1836 zerrissen. Hatte B. in der Zeit seiner Verbindung mit ihr die höchsten Triumphe gefeiert, und auf Reisen mit ihr in England und Italien eine Kette beispiellosen Erfolge errungen, so ergriff ihn nach diesem erschütternden Trauerfall tiefste Schwermuth. Erst nach länger als Jahresfrist trat er wiederum öffentlich auf, und begann eine Kunstreise in Begleitung der jüngern Schwester seiner verstorbenen Gattin, Pauline Garcia, ebenfalls einer Sängerin von den glücklichsten Gaben und wahrhaft künstlerischem Naturell. Auf dieser Reise, die ihn nach Wien und Mailand, und sodann durch Ungarn, Polen und Rußland führen wird, berührte er im Frühjahre 1838 Berlin, wo er sich in fünf glänzenden, überfüllten Concerten hören ließ und sodann Leipzig, wo er gegen Ende des Monats Jun. ebenfalls zwei Concerte gab. Sein Spiel ist am bezeichnendsten ein musterhaftes in jeder Beziehung zu nennen; denn er repräsentirt keine Richtung des Violinspieles vorzugsweise, sondern die Gesammtheit desselben in innigster Verschmelzung und Vollkommenheit, auch in Hinsicht auf Das, was in neuester Zeit die Technik des Instruments fodert. Paganini ausgenommen, erreicht er die höchsten Grade der-

Digitized by Google

selben, die irgend einer der uns bekannten Violinspieler erklommen hat. Ihm gleich, doch in dem Verhältnisse wie der Deutsche zum Franzosen, dürfte Karl Müller in Braunschweig stehen, der ebenfalls dieses generelle, nach allen Richtungen ausgebildete Meisterspiel besitzt. Edler, schmiegsamer, zarter und doch kraftvoller Ton, die glockenreinste Intonation, der gewandteste Bogen, ein durchaus in jeden Charakter eingehender Vortrag, dem Feuer und Zartheit, Kraft und Anmuth, Schmelz und humoristische Keckheit gleich natürlich sind — dies sind die Eigenschaften seines Spiels. Auch als Componist für sein Instrument ist B. sehr zu schätzen, da er mit großer Einsicht die Natur desselben studirt hat und heraustreten läßt. Die äußere Erscheinung B.'s, seine ruhige, edle, den geselligfein gebildeten Mann bekundende Haltung, gewinnt sehr. Ein gewisser stiller Ernst seines Wesens ist vielleicht die Folge des großen Verlustes, den er erlitten hat. Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß der Künstler, als er nach seinen ersten bedeutenden Erfolgen in Paris in sein Vaterland zurückkehrte, dort auch die ehrende Anerkennung seines Königs fand, der ihm eine unabhängige Stellung durch eine Pension von 2000 Gulden und den Titel seines ersten Kammermusikus verlieh; doch die Ereignisse des J. 1830, die Belgien von Holland trennten, brachten B. um diese Vortheile. (12)

**Berlin, in seiner neuen Gestaltung.** Um die Zeit des siebenjährigen Krieges erfand der französische Esprit für Berlin den Namen eines Palmyra in der Sandwüste. Wenn wir gegenwärtig die reichen Paläste, die geräumigen schönen Plätze, die Aussichten und Perspectiven vom brandenburger Thor, durch die Linden, über den Opernplatz, die Schloßbrücke und den Lustgarten verfolgen, so könnte die Vergleichung mit einer halb fabelhaften Wunderstadt gerechtfertigt erscheinen. Aber diese Werke einer geläuterten Architektur, die künstlerische Anordnung, welche Einheit unter den verschiedenartigsten Bauten hervorbringt, sind erst unter den Augen der jetzt lebenden Generation, zum Theil in Folge der letzten Kriege entstanden und zur Ausführung gekommen. Von allen Bauwerken, die dem neuen Berlin zur Zierde gereichen, waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum drei vorhanden. Das historische Berlin ist eine Schöpfung der neuern Zeit; das schöne Berlin aber das Werk von Künstlern, die noch unter uns fortwirken.

Aus dem Mittelalter haben sich wenig Baudenkmäler erhalten. Die älteste bestehende Kirche der deutschen Eroberer und Colonisten in Berlin (welches nach den neuesten Untersuchungen die ältere, ursprünglich deutsch gegründete Stadt war; während Köln, wenn es älter ist, nur ein wendischer Fischermarkt war) ist die Klosterkirche, merkwürdig durch die sonst nur noch an der Johanniskirche in Stettin vorkommende Art des Chorschlusses mit sieben Seiten aus einem Zehneck. Dieses schöne Denkmal, im reinen gothischen Styl, etwa um 1290 vollendet, ist jetzt baufällig, und zur Restauration ihres ältesten Baudenkmals werden die Berliner durch eine Hauscollecte angegangen. Nächst der Klosterkirche sind die Marienkirche und die Nikolaikirche die ältesten (letztere ihrer Gründung nach sogar die erste in beiden Städten), beide häufig durch Feuer oder andere Umstände zerstört, sodaß bedeutende Restaurationen an ihrer ursprünglichen Form geändert haben. Die Nikolaikirche, in ihrer jetzigen Gestalt um 1487 vollendet (ihr hoher Spitzthurm ist erst 1514 aufgesetzt), wurde nach dem Befreiungskriege im Innern in alter Art würdig wiederhergestellt. Der Thurm der Marienkirche, der höchste in der Stadt, verdankt seine jetzige Gestaltung erst dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, in einem Styl, der in keiner Art ein rein altdeutscher zu nennen ist, den aber doch ein englischer Beobachter, Rechton, dem Zeitalter König Heinrich III. zugeschrieben hat! Diese drei ältesten Baudenkmäler repräsentiren in ihrem Material die Mittel, welche der Kunst jener Zeiten zu Gebote standen. Der Sandstein fehlte fast ganz. Der wenige, der aus dem Magdeburgischen kam, war dem Verwittern zu

sehr ausgesetzt. Deshalb ist die Steinmetzkunst hier nicht ausgebildet worden. Granitgeschiebe fanden sich zerstreut, aber häufig in der Mark vor. Die Umfassungsmauern der beiden letztgenannten Kirchen sind aus mehr oder minder sorgfältig behauenen Granitcuben zusammengesetzt, die der Klosterkirche aus gebrannten Ziegeln. Auch ihre Ornamente sind aus eigens gebrannten und geformten Erdsteinen. Die Reste der mittelalterlichen Baukunst in den Marken, besonders der Altmark, zeigen, auf wie hoher Stufe diese Kunst des Formens und Brennens in Thon gestanden haben muß. Sie ist verloren gegangen, obschon die Natur unsers Flachlandes unsere Architektur auf dieses Auskunftsmittel angewiesen hat. Die mühseligen Anfänge, besonders durch den erfindsamen Feilner, und in neuester Zeit durch den Ziegeleibesitzer Wenzel, haben noch keine befriedigenden Resultate herbeigeführt.

Außer diesen Kirchen hat sich aus dem Mittelalter kaum ein Gebäude, was architektonisch der Beachtung werth ist, erhalten. Das berlinische Rathhaus, eng, unschön, steht gegen die Rathhäuser der kleinsten sächsischen Städte zurück. Das Lagerhaus, die ehemalige Residenz der Markgrafen in der Klosterstraße, ist eine wüste Compilation todter Massen. Desgleichen sind die ehemaligen Residenzen in der breiten Straße und der jetzigen Poststraße nur merkwürdig als erhaltene Reste der Vorzeit. Die Hohenzollern erbauten sich ihre Residenz am Ende von Kölnz das alte Schloß hat nur durch seinen grauen Burgcharakter am Rande der Spree ein antiquarisches und malerisches Interesse. Erst unter dem großen Kurfürsten zeigen sich Kunstbestrebungen von Bedeutung. Er vergrößerte die Stadt nach Westen zu ansehnlich. Der Friedrichs-Werder ward von ihm bebaut, die Dorotheenstadt angelegt. Sein Nachfolger, König Friedrich I., erbaute den jetzt schönsten Theil der Residenz, die Friedrichsstadt. Seine Gemahlin Sophie Charlotte war in seinem Sinne thätig; ihr verdankt Charlottenburg seine Entstehung. Zwei berühmte Baumeister wirkten unter dieser Regierung, und das Andenken des Einen lebt noch im Munde des Volkes, sogar mit märchenhaftem Spuk umwoben: Schlüter und Eosander von Goethe. Schlüter, aus Hamburg, in Italien gebildet, war es, der aus der chaotischen Masse älterer Gebäude, die das Schloß an der Spree bildeten, mit Benutzung des Vorhandenen, das Schloß, wie es heute ist, zusammenfaßte und zu einem Ganzen dachte. Schlüter's erstes Werk war das Lustschloß Charlottenburg, welches indessen von späteren Meistern vielfach umgestaltet worden ist. Ihm verdankt das Zeughaus, von Nering begonnen, von Jean de Bodt umgeschaffen und vollendet, seinen reichen, architektonischen Schmuck, z. B. die berühmten Larven der sterbenden Krieger. Er zierte die von Nering entworfene lange Brücke mit der Reiterstatue des großen Kurfürsten, dem vielleicht bedeutendsten Bildwerke des ganzen Zeitalters. Vielfach thätig als Bildhauer wie als Baumeister ward er von seinem Nebenbuhler in der königlichen Gunst und seinem Todfeinde Eosander v. Goethe um Ruf und Stellung gebracht. Schlüter ist in Rußland verschollen, wo er einige Jahre für den Gründer von Petersburg thätig war. Eosander baute das Schloß fertig, aber er vollendete es nicht. Genöthigt, Schlüter's Entwurf beizubehalten, um die Einheit nicht ganz zu zerstören, suchte er dennoch den von ihm erbauten Theil gegen die Schloßfreiheit durch kleinliche Abänderungen als einen unabhängigen Bau darzustellen. Ganz unmotivirt ließ er den Flügel gegen den Lustgarten vorspringen, und durchbrach unnöthigerweise auch hier die Fronte durch ein Portal mit Säulen, die nichts tragen. Dies Portal, durch alle Geschosse durchgehend, durchbricht die innere Communication dergestalt, daß man eine Noth- und Laufbrücke hat anbringen müssen, um von einem Gebäudetheil zum andern zu kommen. In schwindelnder Höhe, von Holz und Brettern zusammengenagelt, zeigt sie noch jetzt, nach anderthalb Jahrhunderten, auf welche Abwege eitler Drang einen Künstler führen kann.

Unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. geschah für Berlins Verschöne-

Digitized by Google

rung nichts. Bekanntlich ließ er den schönen, ältern Lustgarten gleich nach seiner Thronbesteigung umhauen, und machte daraus einen Exercirplatz. Sein auf das Praktische und Nützliche gerichteter Sinn begnügte sich, eine große Anzahl Bürgerhäuser zu bauen und alle nach einer Norm. Die Friedrichsstadt nach Süden zu erweiternd und vollendend, wurden unter ihm der jetzige Dönhofs-, Belle-Alliance- und Pariserplatz, sowie die Zimmer-, Kochstraße u. s. w. angelegt. Alle diese geräumigen Straßen tragen den Stempel der eilfertigen, militairisch auf Commando, oder contractlich in Pausch und Bogen erfolgten Aufrichtung. Von schlechtem, verwitterndem Material, nur vorn von Stein, nach hinten von Fachwerk aufgebaut, werden diese Häuser schon jetzt zum Theil niedergerissen, um soliderem Platz zu machen. Friedrich Wilhelm I. hat auch dem Zeughause gegenüber das jetzige königliche Palais (damals für den Kronprinzen nach dessen Begnadigung) erbauen lassen, und der Parochialkirche das Glockenspiel (Singeuhr) geschenkt. Unter seiner Regierung wurde übrigens von Privaten viel gebaut. Die Mehrzahl der Paläste in der Wilhelmsstraße rührt aus jener Zeit her. Die Zeichnungen dazu wurden aus fremden Ländern verschrieben.

Obschon Friedrich's II. Thätigkeit sich vorzugsweise in dem neu von ihm umgeschaffenen Potsdam bekundet hat, trägt doch auch Berlin den Stempel seines Geistes und Geschmackes. Daß letzterer tief unter jenem stand, bekunden auch seine Bauten. Sein Geschmack gehörte seiner Zeit an, sein Geist erhob sich über dieselbe. Mühsam rang sich sein erster Baumeister v. Knobelsdorf aus den Fesseln einer verkehrten Geschmacksrichtung. Das Opernhaus, schon um 1740 erbaut, läßt ein großes Talent nicht verkennen. Wo Friedrich selbst als Baumeister auftrat und seine Vorschriften streng befolgen ließ, wird das Auge vielfach beleidigt. Die Bibliothek, dem Opernhause gegenüber, in der Volkssprache sehr charakteristisch die Commode genannt, enthält Linien eines Borromini würdig. Friedrich nannte dies un goût pittoresque dans l'architecture. Vom Könige selbst rührt der Entwurf zur katholischen Kirche her, dem Pantheon in verfehlter Weise nachgebildet. Der, nach Knobelsdorf mit Friedrich's Entwürfen beschäftigte Holländer Boumann führte diese, wie das gegenüberliegende Palais des Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, aus. Geziert hat Friedrich die Residenz durch die beiden Gendarmenthürme, durch welche er die beiden Kirchen des Gendarmenmarktes zu verdecken suchte. Den beiden Kirchen der Piazza del popolo zu Rom ziemlich treu in größerm Maßstabe nachgebildet, sind sie von bedeutender Wirkung, und nächst dem Opernhause das beste unter seinen Auspicien ausgeführte Bauwerk. Bekanntlich stürzte der eine der beiden Thürme, noch nicht ganz vollendet, in der Nacht vom 28. Jul. 1781 zusammen, ohne andern Schaden als den der königlichen Baukasse. Gegenwärtig, besonders in ihrer reichen Ornamentur, baufällig, wird eine bedeutende Reparatur daran nothwendig, welche aber, so hofft man, weder am ursprünglichen Charakter noch an den Verzierungen etwas ändern wird. Erweitert hat Friedrich die Residenz durch das Voigtland, zur Aufnahme der aus dem Voigtlande alljährig nach Berlin ziehenden Arbeitsleute, das noch jetzt die trostloseste Vorstadt ist. Die umgebende Natur und die Architektur wetteifern an Dürftigkeit. Hier sind auch seit zwei Jahrzehnden die sogenannten von Wülknitzschen Familienhäuser errichtet, die hunderte armer Familien im engsten Raume herbergen, und, wie auch policeilich bewacht, doch nur zu oft der nothwendigen Zugabe einer großen Stadt, dem verbrecherischen Gesindel, zum Schlupfwinkel dienen. Friedrich erbaute auch das Invalidenhaus, dessen Inschrift (Laeso et invicto militi) sein bester Schmuck ist. Auf dem Wilhelmsplatze ließ er den vorzüglichsten Feldherren seines Heers von schlechten Bildhauern Statuen errichten, die nur den historischen Werth der Erinnerung haben. Ziethen, eine frühere Arbeit Schadow's, kam erst später dahin, und das treffliche Standbild des alten Dessauers, eine Meisterarbeit desselben Künstlers, ist erst in den letzten Jahren vom Lustgarten, wo sie

isolirt stand, dahin zweckmäßig versetzt worden. Auch verdankt der Thiergarten erst Friedrich's Regierung seine Umschaffung aus einer morastigen Wildniß in einen Park. Doch gelang es dem damit Beauftragten, dem Intendanten v. Arnim, dem Vater des Dichters Achim von Arnim, nicht, die sumpfigen Gewässer durch Zufluß aus der Stadt her in klare Teiche und strömende Flüsse umzuwandeln, eine Aufgabe, an der man noch jetzt laborirt. Viele der Häuser unter den Linden, in der leipziger Straße und um den Gendarmenmarkt geben Zeugniß, in welchen Formen und Zierathen die Privatbaukunst seiner Zeit sich gefiel. Im Innern eng und unbequem (im Gegensatz zu den soliden Räumen der Schlüter'schen Häuser), die Form massenhaft, ohne besondere Schönheit, der Putz über Thüren und Fenster mit geschnörkelten Linien und den beliebten Dreiecken, gewähren sie doch, aneinander gereiht, einen großartig städtischen Anblick.

Der Regierung Friedrich Wilhelm's II. verdankt die Residenz das Prachtwerk des brandenburger Thors. Ein tüchtiger Meister, Langhans, ist der Erbauer, dem eine bedeutende Einwirkung auf die neue Kunstblüte, die sich in Preußens Hauptstadt so herrlich entfaltet hat, nicht abzusprechen ist. Langhans strebte zur ursprünglichen Reinheit des Styls in der Baukunst zurück. Daß es ihm schwer wurde, von verjährten Vorurtheilen sich loszureißen, erhöht sein Verdienst. Es ist gebräuchlich, das brandenburger Thor den Propyläen zu Athen nachgebildet zu nennen, ein Vorurtheil, welches das oberflächlichste Studium der Mauerwerke Griechenlands widerlegen müßte. Die Idee mag von den Propyläen entnommen sein, gemein hat das Thor damit aber nur die Zahl der Eingänge, fünf, und die dorische Säulenordnung. Doch auch diese ist römischen Monumenten nachgebildet; jene Zeit war noch nicht reif genug, einzusehen, daß die römische Kunst nur eine Nachbildung, und eine verdorbene, Dessen war, was griechische Geister geschaffen. Das brandenburger Thor ist indessen ein großartiges Bauwerk, welches, ohne Hinweisung auf griechische Muster, für sich bestehen kann, und der Gedanke an die Propyläen erscheint gerechtfertigt, wenn man es als den Eingang zu der Prachtstraße von Palästen, die mit dem Schloß und Museum schließt, ansieht. Gekrönt ward das Thor durch die nach Schadow's Entwurf gearbeitete Victoria, bekannt durch ihre Schicksale, welche sie mit den ihr mütterlich verwandten venetianischen Rossen der Marcuskirche theilte.

Langhans' Wirken reicht noch weit hinein in die Regierung Friedrich Wilhelm's III. Jüngere Talente entfalteten sich schon in den ersten Jahren der verhängnißvollen Regierung des Königs, unter der Geschmack und Bildung nicht mindere Umwälzungen überstanden als die Staatsformen. Genz, der Bruder des Diplomaten, baute die Münze, ein gegen alle vorangegangenen ganz eigenthümliches Gebäude, dem man ansieht, daß sein Meister die Fesseln des vorigen Jahrhunderts abzustreifen bemüht gewesen. Schadow verzierte den umherlaufenden Fries mit seinen trefflichen Reliefs. Nur erinnern manche Willkürlichkeiten in der Ornamentur dieses Gebäudes an eine Anzahl öffentlicher und Privatgebäude aus jener Zeit, in denen ein verunglückter Modestyl, der sogenannte hetruriſche, spukt. In den Landhäusern dicht um Berlin, die aus dem Anfang des neuen Jahrhunderts herrühren, ist er noch in reichem Maße sichtbar, während man ihn in den öffentlichen Gebäuden bei Reparaturen zu verwischen bemüht ist. Man denke an die famöse „reitende Artilleriecaserne" am oranienburger Thore, wo Inschrift und Werk in Harmonie standen. Von Genz rührt auch das ursprüngliche Gebäude des Denkmals der Königin Luise im charlottenburger Schloßgarten her, in dorischer Ordnung nach griechischen Motiven erbaut, in neuerer Zeit in demselben Styl in polirtem Granit vortrefflich restaurirt.

Nach den Kriegen von 1813 und 1815 hat für Berlin eine neue Ära in der Baukunst begonnen. Die Stadt hat innerhalb zwanzig Friedensjahren ein verändertes Ansehen erhalten, nicht ein schönes Kleid, das man dem Körper umgelegt, um seine Mängel zu verdecken, sondern eines, das aus dem Bedürfniß hervorgegangen,

Digitized by Google

dem Bedürfniß entgegengekommen ist. Nicht ein willkürliches Machtgebot hat Paläste, Museen und Kirchen aus dem Boden gestampft, die nun, eine fremde Schöpfung, dastehen gegen die historische Vorzeit. Aus dem Volke und seiner steigenden Bildung sind die Künstler hervorgegangen, die für die Gegenwart gearbeitet haben, rastlos, umsichtig, mit voller Kenntniß und Würdigung aller Schätze und Winke der Vergangenheit, und von oben herab wurde ihre Kunst gepflegt und ihnen Wirksamkeit verschafft. Wie manche Wünsche auch unerfüllt blieben, wie mancher Querstrich durch großartige Pläne diese selbst verstümmelte, das Geschehene überwiegt doch das Unterlassene, und anerkennungswerth ist besonders Das, wie die großen königlichen und Staatsbauten nicht allein geblieben, sondern eine erfreuliche Wechselwirkung und Eifer zwischen ihnen und den Privatbauten stattgefunden hat. Ein neues schönes Berlin ist seit 1815 erstanden, und an den Namen Schinkel knüpft sich der Ruhm dieser zweiten Gründung. Die Bauten, welche seinen Namen tragen, werden diesen verewigen; aber minder bekannt ist, wie dieser Meister auf die Verbesserung des Geschmacks selbst in technischer Hinsicht eingewirkt hat, und wie sein Einfluß durch Fabriken und Handwerke hindurch bis in den Chablonen der kleinsten Stubenmaler sich kund gibt. Schinkel's großes Verdienst ist, daß er der Erste war, der die Herrlichkeit der griechischen Kunst nicht nur erkannte und aufs eifrigste studirte, sondern auch die Möglichkeit ihrer Anwendung darthat, und daß der Weg, den er einschlug, nicht nur ein anderer war, als der bisher befolgte, sondern auch ein besserer.

Schinkel's erstes größeres Werk war das neue Schauspielhaus. Der Meister hatte bis da mehr als genialer Architekturmaler, denn als ausführender Baukünstler gegolten. Er stand auch hier nicht ganz frei; er mußte Fundamente und Mauern des abgebrannten Hauses benutzen, und Rath und Mitwirkung von Liebhabern, deren Stellung einen bedeutenden Einfluß rechtfertigte, gelten lassen. Man tadelt die Vorsprünge, die vielen Fenster; dennoch bildet der Bau ein äußerst malerisches Ganzes; der Eindruck des Heitern, Beweglichen ist bei einem Schauspielhause kein Fehler. Daß Schinkel weiß, wo Ruhe und Ernst an ihrer Stelle sind, zeigt sein Hauptwerk, das Museum. Dem Schlosse die Hauptfronte zugewandt, vor sich den neu zu einem Garten umgeschaffenen Lustgarten, ist dieser großartig concipirte, würdig ausgeführte Bau in einem frühern Flußbette auf 2000 hölzernen Pfählen gegründet. Die Colonnade der Hauptfaçade, die Säulen, denen am Tempel der Minerva Polias auf der Akropolis nachgebildet, zeigt griechische Eleganz bei würdigen Verhältnissen. Die prächtige Rotunde, die einfach ausgeschmückten und zweckmäßig angeordneten Säulen lassen erkennen, wie Zweckmäßigkeit neben der Schönheit wol zu erreichen steht, und daß Schinkel die erstere recht zu erkennen und selbst die letztere ihr unterzuordnen weiß. Auch gegen das Museum haben sich, wie gegen die ganze von Schinkel neu verfolgte Richtung, Stimmen erhoben; hier oft lächerlich an den geringfügigsten Gegenständen haftend, z. B. gegen die Adler, welche die Gebälkvorsprünge markiren, die viel bekrittelte Inschrift, daß die Säulencolonnade nur um die Fronte, und nicht, wie bei der pariser Börse, um die drei übrigen Seiten geht, welche hier nackt gelassen sind, u. s. w. Wo Lücken erscheinen, ist es nicht Fehler des reich erfinderischen Geistes des Künstlers, sondern die Macht der Verhältnisse, welche da inne zu halten gebot, wo die Schöpferkraft noch im Erguss war. Wenn Schinkel ein Vorwurf trifft, ist es, daß sein Genius sich im Schaffen von der Idee fortreißen läßt, und im Streben, südliche Schönheitsformen bei uns einzubürgern, die klimatischen Hindernisse und Bedingungen zu leicht nimmt. Schinkel's Werk ist auch die neue Wache, der Königswohnung gegenüber, die Schloßbrücke, auf deren Granitsockeln nur die Statuen noch fehlen, welche ihr Ziel und Bedeutung geben. Desgleichen rührt von ihm her der Entwurf der Werderschen Kirche, in welchem der in griechischen Urformen lebende und schaffende Künstler sich mit altdeutscher Kunst aufs innigste vertraut gezeigt hat; wenn gleich die

äußere Wirkung dieser neugothischen Kirche wegen des beengten Raumes und weil manches Projectirte unterbleiben mußte, zerstört ist. Bei diesem Bauwerk hat Schinkel zuerst wieder den Ziegelbau als das unsern Verhältnissen geziemende Material erkannt, und die Kunst des Formens von architektonischen Ornamenten in Thon wieder ins Leben gerufen. Am weitesten aber erscheint diese Technik gediehen in dem neuesten, größern Werke des Meisters, der Bauschule. Wieder ganz neu und eigenthümlich zeigt sich in diesem kolossalen Gebäude, das wie ein rother Stempel in die Mitte des betriebsamen und des schönen Berlins gedrückt ist, die Fülle und Frische seines Genius. Ein wunderbarer Reichthum der Decoration entfaltet sich in den zierlichsten, geistreich gedachten Ornamenten, und der Totaleindruck, weder Schloß, Kirche, noch Wohnhaus, vielmehr in prachtvoller Würde den Charakter der Industrie repräsentirend, wirkt und spricht zu jedem Unbefangenen.

Der königliche Eindruck, welchen die weiten Räume vom Ausgang der Linden bis zur neuen Friedrichsbrücke üben, ist Schinkel's Werk. Die vorhandenen Gebäude, versteckt zwischen schlammigen Gräben, verbunden durch schlechte, enge Brücken, hat er durch Eröffnung einer breiten glänzenden Communication ins rechte Licht gerückt. Die umpfählten engen Spreeufer sind durch ihn zu prachtvollen Quais erweitert, und die Perspectiven von der Schloßbrücke aus nach allen Seiten, besonders nach den in theatralischer Ordnung aufeinander folgenden Packhof- und Accisebauten am Spreekanal, sind einzig in ihrer Art. Berlin hat sich hier in seiner schönen Architektur concentrirt und kann es mit allen modernen Städten aufnehmen, denen, wie ihm, der Vorzug einer terrassirten Lage abgeht. Zu viel Schmuck, der nicht aus den architektonischen Verhältnissen sich erklären ließe, ist vermieden. Der Lustgarten zwischen Museum und Schloß wurde kein Park; einfache Linien umschließen die Rasenflecke, nur dienend, die Monotonie des großen Platzes zu unterbrechen. Selbst der Springbrunnen in der Mitte ward kein mächtiger Strahl, welcher der schon bedingten Höhe des Museums Eintrag thäte; die Schale von polirtem vaterländischen Granit vor demselben hat ihrer Bestimmung: zu zieren, nicht entsprochen. Auf der Schloßbrücke fehlen noch, wie bemerkt, zur Vollendung, die Statuen. Vor der neuen Wache stehen in würdigen Positionen die Marmorbilder der Helden des Befreiungskrieges: Bülow und Scharnhorst; ihnen gegenüber in kühner Angriffsstellung die bronzene Blücher's, alle drei Meisterschöpfungen Rauch's. Auf dem Platze, am Ausgang der Linden zwischen der Universität, welche restaurirt wird, und dem Palais des Prinzen Wilhelm (von Langhans, dem Sohne des berühmten Baumeisters, im engsten Raume hinter der Bibliothek mit einer sorgfältigen Benutzung desselben kunstreich eingeschichtet), fehlt noch Friedrich der Große. Wie sie eine solche Größe ihrer würdig darstellen, berathen Kunst und Staat nicht mit Unrecht länger als die Ungeduld des Publicums billigt.

Von Schinkel rühren neben diesen großen Bauten und andern in der nachbarlichen Residenz Potsdam, z. B. die neue Nikolaikirche, viele Privat- und Fürstenwohnungen, Landhäuser und Kirchen her, z. B. das Palais des Prinzen Karl auf dem Wilhelmsplatze, durch reiche Ornamentur im Innern ausgezeichnet, das in würdigem Barokstyl restaurirte Schloß des Prinzen Albrecht in der Wilhelmsstraße, die neuen Kirchen der Vorstädte in Moabit, auf dem Wedding und vor dem schönhäuser Thore, versuchsweise im Basilikenstyl, ohne Thürme, erbaut. Auch ward unter seinen Auspicien die kleine Gertrudenkirche (Spittelkirche), am Ausgange der schönen leipziger Straße, gothisch restaurirt. Projectirt war für diesen Platz ein großer gothischer Münster, als religiöses Denkmal für den Befreiungskrieg; aber die Begeisterung war schon verraucht und die Mittel waren erschöpft, als man noch darüber debattirte, und aus dem Riesendom ward eine kleine Kapelle.

Erwägt man, daß Schinkel außer diesen bedeutenden Bauten auch noch die Oberaufsicht über alle wichtigern Bauwerke der Monarchie führt, so erscheint der Umfang seiner Thätigkeit nicht minder überraschend als die Schöpferkraft seines

Digitized by Google

Genius. Sein Einfluß erstreckt sich aber über das gegenwärtige auch hinaus auf das künftige Berlin. Abgesehen davon, wie sich die Kunsttechnik jeder Art durch ihn gehoben, wie neue Richtungen ins Leben gerufen und welche Fortschritte in den Constructionen gemacht sind, so haben sich unter seiner Führung eine bedeutende Zahl jüngerer Talente ausgebildet, deren Thätigkeit man schon jetzt bemerkt. Erst aber in der Folgezeit, wenn seine über die Monarchie verbreiteten Schüler zu ausgedehnterer Wirksamkeit gelangen werden, wird Schinkel's Verdienst um die Umgestaltung der ganzen Geschmacksrichtung vollkommen gewürdigt werden. Unter den aus seiner Schule hervorgegangenen Künstlern haben sich schon jetzt zum Theil als Beamtete, zum Theil als Privatbaumeister (eine neu geschaffene Stellung) bekannt gemacht die Namen Stieler, Knoblauch, Bürde, Menzel, Geisler, Strack, und vieler jüngern Talente Namen werden mit den nächsten Jahren auftauchen. Der zu Berlin gestiftete jüngere Architektenverein wirkt günstig mit zu einer wissenschaftlichen Vereinigung der jüngern Künstler.

Manche Unternehmungen zur verschönernden Umgestaltung der innern Stadt sind unterblieben, weil sie zu riesenmäßig erschienen. Der schönen Perspectivenlinie der Linden fehlt nur als mittlerer Schlußpunkt die Statue des großen Königs. In dem Palastbau des Grafen Redern (nach florentinischen Mustern) und ihm gegenüber in dem in verwandtem Style erbauten großen Logirhause des Banquier Benecke von Gräbitzberg erhielt diese Linie auch imposante Eingangspfeiler. Der zweiten schönen Linie vom potsdamer Thore durch die leipziger Straße nach dem Spittelmarkte fehlt als Schlußpunkt der gothische Dom, der freilich, um würdig hergestellt zu werden, eine ganze Häuserreihe gekostet hätte. Noch eine dritte Linie in der Mitte beider und mit ihnen parallel ward durch eine Verlängerung der französischen Straße bis zum Schlosse projectirt. Die ersten und unternehmendsten Talente standen an der Spitze dieses Projects, welches die Aussicht nach dem Schlosse, der neuen Bauakademie und der werderschen Kirche in einer breiten prachtvollen Straße, die ein glänzender Bazar Berlins werden sollte, offen zu legen und die Post- und andere Communication aus dem ältern Berlin nach der Friedrichsstadt, die jetzt durch schmale Eckstraßen und enge Brücken sich gefährlich windet, bequem zu machen bestimmt war. Er ist nicht zu Stande gekommen, weil — die zu bedeutenden Ankäufe und Kosten gescheut wurden.

Unter den öffentlichen Gebäuden, welche nach dem Kriege erstanden, ist noch zu bemerken das Gewerbeinstitut in der Klosterstraße, das königstädtische Theater (wegen der Zweckmäßigkeit des innern Ausbaus berühmt, ein früheres Werk des talentvollen jungen Ottmer, der jetzt das neue Schloß zu Braunschweig erbaut), die neue Sternwarte, ein schöner Bau, der nur leider versteckt dem Auge in einem äußersten Quarré der Friedrichsstadt liegt, das Colosseum (ein kolossaler Vergnügungssaal, und eine merkwürdigerweise geglückte Speculation, insofern die Stände dort verschmolzen erscheinen, die niedern als handelnde, die höhern als Zuschauer), das neue Charitégebäude und das hinter demselben eröffnete neue Thor in einem eigenthümlich schweren Styl mit vermischter Ornamentur. Die jüngst an der Herculesbrücke aufgerichteten Speichergebäude, mit einem prachtvollen Wohngebäude davor, gereichen dem Spreeufer zu einer malerischen Zierde. Unter den frankfurter Linden ist jetzt der Grundstein zu einem großartigen Bürgerhospital gelegt, welches nach dem Namen des russischen Kaisers, dessen Geschenk an die Armen Berlins die Fundirung veranlaßt, das Nikolaushospital heißen soll.

Es ist eine Seltsamkeit, daß, während Berlin innerhalb seiner Ringmauern noch weite, unbebaute Ackerfelder enthält, wo förmlich Landwirthschaft getrieben wird (sogar die Jagdgerechtigkeit wurde darauf geübt; ein Übelstand, der zu manchen Beschwerden Anlaß gab. Die Commandantur, welcher sie zustand, hat sich im vorigen Jahre freiwillig ihrer entäußert), der Raum doch zu eng wird, die Mauern schon durchbrochen und erweitert sind und ein Theil der Bevölkerung sich

Digitized by Google

städtisch weit über die Mauern hinaus anbaut. Das köpnicker Feld mit den Krautgärten und Wiesen des stralauer Viertels umschließen einen Flächenraum, auf welchem die Hälfte des jetzt bebauten Berlins Platz hätte! Die Spree durchfließt diese Ackerfelder; für Handel, Gewerbthätigkeit und Fabriken schiene daher kein günstigerer Ort zum Anbau, aber der Zug der Mode und Industrie ist nicht hierher. Von Seiten des Magistrats war der Anbau des köpnicker Feldes projectirt, schon existiren vollkommene Risse der neuen Straßen, Märkte, Kanäle, Kirchen. Aber der Plan scheint in die weite Ferne hinausgerückt, wenn er je zu Stande kommt. Die historische Bildungsgeschichte der Städte will sich keine willkürlichen Gesetze vorschreiben lassen. Von Privatunternehmern wurden die Sumpfwiesen der Spree am nordwestlichen Ende Berlins angekauft, und hier entstand vor zehn Jahren die neue Friedrich-Wilhelmstadt (sprachgebräuchlich Luisenstadt), ein schöner geräumiger Stadttheil. Aber obgleich es scheint, derselbe könnte nicht günstiger gelegen sein, denn er füllt den rechten Winkel, welcher die große Friedrichsstraße, indem sie die Spree durchschneidet, mit dieser bildet, und die neue Stadt hängt auf der einen Seite mit der genannten Straße, auf der andern mit den Linden und dem Thiergarten zusammen, so ist doch die Erwartung getäuscht, daß Verkehr und Eleganz sich hinziehen sollten. Der Durchbruch durch die Linden dahin, die verlängerte Wilhelmsstraße nach der Marschallsbrücke, sollte ein großer Bazar werden; es wurden öde, kleine Kramläden. Auch der Verkehr nimmt keine äußern Bestimmungen an. Dieser und die Modelust ziehen sich die leipziger Straße entlang hinaus vors potsdamer Thor, weit hinein in die nach Potsdam führende Chaussee und seitwärts nach dem Thiergarten. Keine Regierungsmaßregeln, keine Actienvereine haben den Weg ihnen angewiesen. Es hat sich von selbst gemacht. Wo vordem nur Hütten und kleine Kaffeehäuser längs der staubigen Chaussee standen, sind seit funfzehn Jahren große, schöne Wohnhäuser, prachtvolle Villen entstanden; die Wohlhabenheit hat die Kunst zu Hülfe gerufen, und die Natur hilft durch den schönen Wuchs alter Bäume, durch Gartenboden und Wasser. Vom Thore bis zum Landwehrgraben ist jetzt eine große Prachtstraße; über jenseit hinaus reichen die Villen und Wohnhäuser (darunter sehr beachtenswerth die Knoblauch'schen, Hänel'schen und Schneider'schen Gehöfte) fast schon bis an den botanischen Garten und Schöneberg. In einer Seitenstraße, dem Karlsbade, haben Künstler in phantastischen Bauten sich versucht (das gothisch-lombardische Castell des Professors Stier), und dahinter erhebt sich in stolzer Höhe der große Bahnhof für die potsdamer Eisenbahn. Seitwärts ab nach dem Thiergarten ist die Bellevuestraße die gesuchteste und eine der schönsten Modestraßen Berlins geworden, mit gemalten, bunt verzierten Häusern. Der Maurermeister Schüttler und der Zimmermeister Schulz bauen auf dem ehemaligen Kemper'schen Grundstücke Wohnhäuser, welche der Stadt zur architektonischen Zierde gereichen werden. Gegenwärtig wird auf dem Terrain zwischen dem brandenburger Thore und diesen Bauten noch eine neue Straße abgesteckt, welche, gegen den Thiergarten Fronte machend, an Pracht und schöner Lage alle bisherigen ausstechen dürfte. Die lange Thiergartenstraße, wo zwischen den vereinzelten dürftigen Wohnhäusern nur wenige besser gebaute sich erhoben, ist jetzt eine Kette geschmackvoller, mit Phantasie ausgeschmückter Villen, umhegt von dem prachtvollen Grün des Laubwaldes. Vor dem potsdamer Thore ist, wenn nicht das schöne, das behaglich-elegante Berlin zu finden. Bald dürfte auch hier die Stadtmauer, welche die Schulgartenstraße von den großen Gärten der Paläste in der Wilhelmsstraße trennt, niedersinken. Die Mauthgrenzen der Stadt müssen weiter hinausgerückt werden. Ein prachtvolles Thor, als historische Erinnerung ehemaliger Abgrenzungen, inmitten einer Stadt stehen gelassen, ist nicht ohne Präcedenzien.

Dicht vor dem brandenburger Thor verbietet der Thiergarten die Etablirung einer Vorstadt; doch vom Exercirplatz (einem wüsten Platze, dessen Culturlegung zu

Digitized by Google

wünschen wäre) aus werden die Spreeufer, nach Moabit und Bellevue zu, wo noch ein Platz sich darbietet, mit Lusthäusern bebaut. Der Thiergarten selbst erleidet eine Reform, die, kunstgerecht vom Director Lenné ausgeführt, doch nicht allgemeiner Billigung sich erfreut; denn der wilde Waldcharakter, den die Berliner liebten, ein Tummelplatz ihrer Kinderspiele, wird in einen zierlichen englischen Park umgewandelt. Breite Kieswege durchschneiden ihn und Warnungstafeln verbieten bei Strafe das Betreten des künstlich gepflegten Rasens. Man vertheidigt die Reform mit der Absicht: die Luft gesünder zu machen, den Baumwuchs zu fördern, dem Wasser Abfluß zu verschaffen. Letzteres ist bis jetzt noch nicht erreicht; man hofft, es durch einen Kanal aus dem Landwehrgraben zu erzwingen. Von der Schöpfung eines prachtvollen Lustschlosses und Parks, am Ausgange des Thiergartens, wo die unfreundlich umzäunte Fasanerie ihn schließt, ward gesprochen und ihm der Name Albrechtshof bestimmt. Vor dem oranienburger Thore ziehen sich Nutz- und Nothansiedelungen stundenweit die Chaussée entlang; Schönheit und Comfort erwarte man hier nicht. Diese Ansiedelungen stehen in Verbindung mit dem Wedding, einem der ältesten historischen Besitzthümer der Stadt. Das damalige Vorwerk hat einem ganzen neuen Stadttheile den Namen geliehen; Sand und Armuth, wo in der Vorzeit herrliche Waldungen standen. Die Anbauten vor den übrigen Thoren, nach Norden, Osten und Süden, die halbwüsten Stadttheile mit dem Lande verbindend, haben mit den Kunstbauten nichts gemein; nur die minaretähnlichen Schornsteine der Dampfmaschinen in den vermehrten Fabriken möchten hier der Stadt ein verändertes orientalisches Ansehen geben. Auch vor dem hallesschen Thore bauet sich zur Zeit nur noch das Bedürfniß an*); obwol die Nähe des ehemaligen tempelhofer, jetzt Kreuzberges, mit seinem schönen Monumente in Gußeisen, seiner Aussicht über Berlin und dem eine kurze Weile berühmten Tivoli-Etablissement, die Gegend heben. Das Tivoli ist, wie mehre andere Vergnügungsorte, mit einem Decorationsaufwande und in einer Ausdehnung unternommen, für welche Berlin zu klein und zu bürgerlich häuslich ist, untergegangen. Die wüsten Holz- und Glaswände stehen wie traurige Repräsentanten so mancher hochfahrenden Unternehmungen da, denen es am Grund und Boden fehlte. Auch das Monument des großen Krieges steht vereinzelt auf dem Berge; die gothisch-religiöse Kunst in der Ausführung der herrlichen Figuren stimmt so wenig mit den Sandfeldern und Sommerhäusern umher, als der fromme Gedanke, dem es damals entsprang, mit den heutigen Ideen. Eine Verbindung des Kreuzberges mit dem Thiergarten durch parkartige Anlagen war projectirt. Jetzt ist schon viel versäumt; man hat diesen einzigen terrassirten Punkt in der Umgegend Berlins mit Nutzbauten unmalerisch besetzen lassen. Überhaupt ist für die Umgegend der Residenz in den letzten zwanzig Jahren wenig geschehen, sowol im Verhältniß zu den Bauten im Innern, als zu den Park- und Gartenanlagen, welche andere alte Städte, wie Leipzig, Breslau, Frankfurt am Main jetzt verschönern. Mit den Mitteln, welche Berlin bietet, ließe sich der Sand bewältigen und, mit Benutzung des Vorhandenen, auf einen weiten Umkreis in einen Garten umwandeln. Viele Wünsche sprechen sich für eine chaussirte, mit Bäumen umpflanzte Circumvallationslinie um die Stadt aus, wie sie die genannten Städte besitzen, die aber freilich bei Berlins Umfang große Schwierigkeiten darböte. Nur unsere Kirchhöfe, besonders die vor dem hallesschen und Königsthore, hat man in letzter Zeit würdig gepflegt.

*) Ein großes Wohnhaus dicht vor dem hallesschen Thore (Neu-Amerika genannt) verschließt seit einigen Jahren unkünstlerisch und unschön die weite Aussicht der großen Friedrichsstraße. Etwas Ähnliches ist seit vorigem Jahre bei der leipziger Straße der Fall. Die Stadt ist dadurch in ihren bedeutendsten Punkten verunstaltet. Die kitzliche Frage entspringt daraus: ob und in wieweit der Privatgrundbesitzer in einer Stadt und in dessen nächster Umgebung einer Beschränkung seines Eigenthums unterliege, nicht allein zum Behuf der Communalsicherheit und des Nutzens, sondern auch der architektonischen Schönheit?

Digitized by Google

Jene, zum Theil auf dem südlichen Höhenzuge, der Fortsetzung des tempelhofer Berges, mit der Aussicht auf die Stadt, könnten in kleinem Maßstabe einen Vergleich mit dem berühmten Gottesacker des Père Lachaise aushalten. Je weniger die Natur den Einwohnern Berlins in der weitern Umgebung bot, um so mehr schätzen sie das Wenige. Alle Dörfer im Umkreise einer Meile sind zu Lustorten geworden, zugleich aber auch zu Städten. Voran steht Charlottenburg (durch Rauch's Marmorbild der Königin Luise für alle Zeiten berühmt), Pankow, Schönhausen, Stralow und Treptow, malerisch an der Spree gelegene Fischerdörfer (berühmt durch den stralauer Fischzug, dessen Abstammung man übrigens jüngst der wendischen Vorzeit nicht gegönnt, sondern mit überwältigenden Gründen dem katholischen Mittelalter vindicirt hat), das Wald- und Jagdschloß Grunewald und das schöne, an einem weiten See gelegene Tegel, berühmt durch den Spuk, der Tegel's Namen im Goethe'schen „Faust" verewigt hat, jüngst aber durch classische Kunstschöpfungen und die Erinnerung an Den, der sie als letzter Besitzer ins Leben rief, Wilhelm von Humboldt.

Was die Privatbauten in Berlin anlangt, so läßt die innere Bequemlichkeit der neuen Wohnhäuser noch viel zu wünschen übrig. Andere Städte, z. B. Wien, haben darin unleugbare Vorzüge. Theils wirken die zu ängstlichen policeilichen Sicherheitsvorschriften, z. B. hinsichts der Galerien, Altane, Nebentreppen u. s. w., hemmend, theils gebricht uns der Sandstein zu den Treppen u. s. w. Die neuern Treppen werden zwar mit besonderer Zierlichkeit angelegt, aber kaum mit der Solidität der frühern. Dagegen zeigen sich im Äußern von Jahr zu Jahr bessere Formen, bessere Verhältnisse. Auch der gebildete Bürger fängt an, zu erkennen, daß es ganz angenehm ist, auch in einem äußerlich wohlansehnlichen Hause zu wohnen, und daß die bessern Verhältnisse seines Hauses kaum viel mehr kosten, als das Honorar des Architekten beträgt. Das Institut der Privatbaumeister bewährt sich bereits, indem auch der Bürger ihm Vertrauen schenkt. Doch auch unter den jüngern Maurer- und Zimmermeistern zeigt sich schon der Einfluß wissenschaftlicher Bildung, und Talente entwickeln sich. Ersichtlich wird das Bestreben, auch unsern Wohnhäusern die gefälligen südlichen Formen zu geben. Balcone zieren die Vorderfronten und die flachen Dächer kommen seit der Erfindung des Commissionsraths Dorn (s. d.) mehr und mehr auf. Schon sieht man inmitten der Stadt hohe Häuser, deren flache umgitterte Dächer zu Spaziergängen und schwebenden Gärten benutzt werden. Abgesehen von der Schönheit der Formen, die dadurch erzielt wird, Formen, welche unserer nordischen Stadt innerhalb 10—20 Jahren ein ganz verändertes, südliches Ansehen geben können, werden die möglichen, nicht erwiesenen Nachtheile dieser flachen Dächer durch die sicheren Vortheile in Feuersgefahr bei weitem überwogen. Die Anwendung farbiger Malereien scheint sich, ohne besondere technische Vorrichtungen, für unser Klima noch nicht ganz zu bewähren; auch bedarf es eines richtigen Sinns für Farben, wenn solche Versuche nicht verunglücken sollen, wovon es an Beispielen nicht fehlt. Mit Bedauern sieht man dagegen das Bunte, welches die Natur lieferte, um die Monotonie der Stadt zu unterbrechen, mehr und mehr ausgehen, die grünen patriarchalischen Bäume, welche hier und da die Hausfronten beschatteten. So sterben die schönen Linden, nach denen die Lindenstraße heißt, mehr und mehr aus, und auch die Linden „Unter den Linden" würden allmälig vergehen, wenn nicht die Ehre der königlichen Entrée zu ihrer Unterhaltung nöthigte. Bei unsern Bürgern und Hausbesitzern herrscht eine philisterhaft ökonomische Feindschaft gegen die edlen Bäume, deren Schattenseiten sie allein abschätzen, besonders die Feuchtigkeit, die den Mauern dadurch erwachsen könnte. Berlins Straßen sind breit genug; die Sonne findet Platz trotz der Baumwipfel, und mehre, z. B. die breiten öden Querstraßen der Friedrichsstraße, würden durch Anpflanzung von Bäumen ein freundlicheres Ansehen gewinnen, ohne an Räumlichkeit, Luft und Helle zu verlieren. Die patriar-

Digitized by Google

challische Ehrfurcht vor alten Bäumen, die dem Familienleben der Berliner nicht entgegen ist, kann nur nicht gepflegt werden, seit die städtischen Häuser aus einem forterbenden Besitzthum ein Gegenstand des Handels wurden und von Hand in Hand gehen. Anerkennenswerth ist deshalb die Sorgfalt, welche jetzt von oben herab diesem Schmucke der Städte geschenkt wird; bei den Baulichkeiten vor dem potsdamer Thore ist es zur Vorschrift geworden, daß eine grüne Umhegung bleiben muß.

Viele Mängel, die auf unsern Straßen noch sichtbar werden und den großstädtischen Verkehr hemmen, dürften, bei dem regen Eifer für Communalangelegenheiten, mit den kommenden Jahren mehr und mehr beseitigt werden. Bei der ebenen Beschaffenheit unseres Terrains fehlt es an Abfluß der Rinnen. Sie stinken im Sommer. Man ist auf eine generelle Abhülfe dieses Übels bedacht. Die Trottoirs verbreiten sich, wenn auch langsam, über die Bürgersteige. Für anständige, öffentliche Latrinen und Gelegenheiten für das Bedürfniß ist noch gar nicht gesorgt (wie z. B. in Wien), daher überall schmuzige Winkel, befeuchtete Mauern. Verbote und Placate allein können dem nothwendigen Übelstande nicht abhelfen. Die Droschken sind verbessert und genügen für den Augenblick dem Bedürfniß; dennoch möchten in einigen Jahren Omnibus oder stage coaches als stehender Verkehr zwischen den entfernten Stadttheilen nöthig werden. Die Stadtpost ist für den Briefverkehr im Gange, aber reicht noch nicht aus zu Versendungen anderer Art. Das Sprengen im Sommer gegen den Staub ist noch fast ganz dem Willen der Eigenthümer überlassen. Actienvereine gibt es so wenig zu Förderung der städtischen Wohlfahrt und Behaglichkeit, als im Privatverkehr zur Hebung der Industrie. Man ist gewöhnt worden, das Gute als ein Geschenk zu erwarten; aber das Bedürfniß, selbst dafür zu arbeiten und die Kräfte zusammen zu thun, wird immer deutlicher und läßt sich nicht mehr zurückweisen. (6)

**Berlioz** (Hector), geboren am 11. Dec. 1803 zu la Côte St.-André im Departement der Isère, ist jedenfalls eine höchst merkwürdige psychologische Erscheinung, wie man auch über die Richtung, welche er als musikalischer Componist genommen, urtheilen möge. In dieser letztern Beziehung eine begründete Meinung zu gewinnen, ist vorläufig fast unmöglich, da mit Ausnahme einer einzigen Ouverture zu der noch nirgend aufgeführten Oper „Les francs-juges" nichts von diesem Componisten im Stich erschienen ist, der in Paris die widersprechendsten Urtheile hervorgerufen hat, indem er einerseits enthusiastische Anhänger und Verehrer, andererseits die entschiedensten Gegner fand, die nicht fern davon sind, sein ganzes musikalisches Treiben als eine reine fanatische Verirrung und Verwirrung zu bezeichnen. Man muß vorsichtig sein, sich der einen oder der andern Meinung anzuschließen, zumal da hier nicht einmal der Fall eintreten möchte, daß die Wahrheit in der Mitte läge; denn grade der Umstand, daß B. durchaus keinen Mittelweg geht, ist es, welcher jene durch eine so breite Kluft getrennten Meinungen erzeugt hat. Eine außerordentliche Wirkung ist ohne außerordentliche Ursachen aber niemals möglich, und so sind wir denn geneigt, zu glauben, daß, wenn B.'s Erfolge auch nicht entschieden aus einer eminenten musikalischen Productionskraft hervorgehen, sie doch wenigstens das Resultat einer höchst eigenthümlichen geistigen und künstlerischen Complexion im Allgemeinen sein müssen, und die es jedenfalls mit etwas ganz Ungewöhnlichem zu thun haben, was den herkömmlichen Gesetzen der Abschätzung nicht unterworfen werden darf. Halten wir daher unser musikalisches Urtheil auch noch zurück, so sind wir doch im Stande, den Leser auf einen Punkt zu stellen, wo er selbst eins über die allgemeine Natur des Geistes fällen kann, die sich in diesem Künstler offenbart.

B. ist der Sohn eines geachteten Arztes; sein Vater wünschte, daß er sich derselben Laufbahn widmen möge. Anfangs ging der Knabe auf diesen Plan ein, doch als er, nur um seiner Erziehung die gewöhnliche äußere Vollendung zu geben,

Digitized by Google

Musikunterricht erhielt, umfaßte er diese Kunst mit glühender Leidenschaft, und in eben dem Maße, wie diese wuchs, nahm sein Widerwille gegen die Medicin zu. Nach einem halben Jahre sang B. Alles vom Blatt und spielte gewandt die Flöte. Er versuchte sich auch in Compositionen; da er jedoch etwas Eignes aus seinem tiefsten Innern fördern wollte, und die Gesetze der Harmonie nicht kannte, sie auch trotz unermüdlicher, nächtlicher Studien nicht aus weitschweifigen Lehrbüchern zu fassen vermochte, so waren seine ersten Erzeugnisse so chaotischer Natur, daß sie bei der Ausführung durch einige Musikfreunde nur Gelächter erregten. Ein Quartett von Haydn öffnete ihm wie mit einem Zauberschlage das harmonische Verständniß, und mit einer Anschauung des lebendigen Erzeugnisses drang der begabte Seherblick des Künstlers tiefer und klarer in den nothwendigen Organismus des Kunstwerks ein, als alle abstracten Gesetze ihn bei jahrelanger Mühe zu führen vermocht hatten. Er hörte das Quartett, setzte es in Partitur, und der Schleier des Geheimnisses, der über dem harmonischen Bau lag, war nun für den Eingeweihten auf immer gehoben. So erwuchs seine Kraft unter innern Kämpfen mit der Kunst selbst und den Foderungen des Lebens, welche sich seiner Ausübung derselben entgegensetzten. Er ging nach Paris, um dort seine pathologischen und anatomischen Studien zu beginnen. Ein Jahr überwand er sich aus kindlicher Liebe; doch da wurde das Gebot des Genius zu mächtig in ihm, und um diesem zu gehorchen, brach er das Gesetz des Gehorsams gegen den Vater. Dieser liebte den Sohn innig, war aber nicht im Stande, seinen wissenschaftlichen Eifer durch eine künstlerische Begeisterung zu ersetzen. Bitten, Drohungen, Entziehung der Unterstützung, endlich selbst eine förmliche Verstoßung drückten die Neigung des älterlichen Widerstrebens aus. Alles aber scheiterte an dem eisernen Willen, an dem unbezwinglichen Berufstriebe des Künstlers. B. gerieth in Noth, sodaß er eine Choristenstelle beim Théâtre des nouveautés suchte, die er auch erhielt. Dieses Verhältniß dauerte drei Monate; inzwischen hatte er einige Gesangsschüler gefunden und gewann auf diese Weise seinen äußern Unterhalt, während er zugleich seine Studien im Conservatorium eifrig verfolgte, die er unter Lesueur begonnen hatte und unter Reicha's gelehrter Führung beendigte. B. gewann im J. 1828 einen zweiten Preis bei dem musikalischen Concurs im Conservatorium, und 1830 einen ersten. Diese letztere Arbeit ist ein Zeugniß von der wunderbaren Natur seines Geistes. Die Aufgabe war eine Cantate, „Sardanapal"; B. componirte sie grade in den Tagen der Juliusrevolution, unter dem Donner des Geschützes, der Musketen, unter dem Toben eines seine Freiheit im Sturme erobernden Volkes; er componirte sie, eingeschlossen in die Räume des Palastes, dessen Mauern von Kugeln übersäet wurden. So war der Moment gestaltet, wo der Künstler in aufwogender, selbstvergessener Begeisterung sich in die tiefsten Tiefen seines eignen Innern hinabstürzte. Der Sieg in diesen olympischen Spielen des Conservatoriums verschaffte ihm die Mittel zu einem zweijährigen Aufenthalt in Italien, hinsichtlich dessen B. in einer freimüthigen Mittheilung folgendermaßen sich vernehmen läßt: „Die neuere italienische Schule, von Rossini an, ist mir im Innersten verhaßt; nur für die komische Oper kann sie mir etwas gelten. In der sogenannten Opera seria aber ist es mir unmöglich etwas Anderes zu erblicken (mit Ausnahme einiger glänzenden Effecte für die musikalische, besonders die Vocal-Execution), als eine unverschämte Parodie aller dramatischen Wahrheit und jedes dichterischen Elements der Kunst." Konnte aber auch bei diesen sehr richtigen Ansichten die italienische Musik dem jungen Künstler nichts bieten, so ließ Italien selbst ihn doch nicht leer ausgehen. Er führte daselbst ein phantastisches, künstlerisch regelloses, aber reiche Adern der innern Welt eröffnendes Leben. So schwärmte er in den neapolitanischen Gebirgen umher, lag Tage lang auf den hohen Felsspitzen, durchkroch alle Schlupfwinkel der Banditen, warf sich aus der Sonnenglut angekleidet in den kalten Anio, auf die Gefahr, drei Stunden danach am Fieber zu sterben, — kurz er suchte in tausend abenteuerlichen

Digitized by Google

Formen den gährenden Kräften seiner Brust Ableitung oder Gestaltung zu geben. Zu Florenz wurde er durch Shakspeare's „Lear", welchen er hier zuerst las, in eine ekstatische Wuth der Begeisterung versetzt. Überhaupt hat dieser britische Genius eine mächtige Gewalt auf ihn geübt. Dies steht offenbar mit einer Leidenschaft in Verbindung, die ihn mitten im Feuer seiner künstlerischen Jugend in die noch heftiger lodernden Flammen der Liebe hineintrieb. Es war die schöne Irländerin Miß Smithson, die ihn auf der englischen Bühne zu Paris als „Ophelia" so hinriß, daß von nun an ein unterhöhlender Strom der unbezwinglichsten Leidenschaft seine Brust durchwühlte und an den tiefsten Wurzeln seiner Lebenskraft zehrte. Er rieb sich auf in diesen Kämpfen. Man sah ihn, wenn Miß Smithson spielte, leichenblaß, mit langem unordentlichen Haar in einem Winkel des Orchesters stehen, alle Qualen seines Innern auf dem düstern, verstörten Antlitz zur Schau tragend. Als er, es war im dritten Jahre seiner Leidenschaft, von einem seiner Freunde zufällig eine völlig ungegründete Verleumdung über Miß Smithson hörte, trieb es ihn auf der Stelle fort aus Paris, und erst nach zwei Tagen kehrte er, abgezehrt, todtmüde zurück. Er war so lange in den Feldern umhergeschweift, hatte eine Nacht im Freien zugebracht, in einem Weizenfelde liegend, ohne zu schlafen. Alle Zustände dieser beiden fürchterlichen Tage suchte er sechs Monate später in einem Musikstücke auszudrücken, das er „Sinfonie fantastique" genannt hat, und das er später durch einen sogenannten „mélologue" vervollständigte und seinen Hörern klarer zu machen suchte. Diese Composition war es, welche den obenerwähnten Kampf der Meinungen hervorrief und das kritische Paris für und wider den Componisten in Waffen brachte. Er hatte dabei den Typus hergebrachter musikalischer Formen ganz verlassen und, so viel uns aus der Schilderung hervorgeht, eine Art Instrumental-Melodrama geschrieben. An sich wäre diese Kunstform nicht neu, und es käme nur darauf an, ob das absolute musikalische Verdienst darin einen bedeutenden Grad erreicht hätte; das ist jedoch, ohne das Werk selbst zu hören, nicht zu entscheiden. Aus der Schilderung desselben geht indessen hervor, daß, was bei der excentrischen psychischen Natur des Componisten nicht anders zu vermuthen war, derselbe eine ungemeine Masse von Mitteln und Kräften zur Erreichung seines Zweckes in Bewegung gesetzt hat. Auch dies ist, wiewol diejenige Kunst die größere ist, welche mit sparsamen Mitteln durch ruhige Beherrschung das Ziel erreicht, nicht an sich verwerflich, sondern auch hier entscheidet das Wie. Auf den oben ausgesprochenen Grundsatz gestützt, daß eine große Wirkung in der Kunst nie ohne große Ursachen ist, möchte der Erfolg, der sonst nicht unser Richter ist, doch diesmal günstig für B. sprechen, zumal da er ihn nicht errang, indem er der Lust der Menge fröhnte, sondern indem er gradezu als ihr Opponent auftrat und sie in einen Kreis düsterer Empfindungen, wilder Leidenschaften hineinriß, vor denen das vergnügungslustige Publicum einer Residenz, vollends aber in Paris, eher zu flüchten als sie zu suchen pflegt. Ein Biograph des Künstlers, d'Ortigue, sagt von ihm: „Es ist unmöglich, ein Werk B.'s zu beurtheilen, wenn man sich nicht die Mühe gibt, in seinen Arbeiten den Menschen zu studiren", und B. selbst sagt: „Man muß bis auf einen gewissen Punkt mit einer ähnlichen Organisation versehen sein, wie der Künstler, und die Empfindungen durchgelebt haben, die er schildert." Beides ist bis zu einem gewissen Grade ganz allgemein wahr; der Künstler hat aber auch nur die Aufgabe, Empfindungen zu schildern, die Anklang in jeder Brust finden, deshalb wird der größte Genius für Alle etwas geben, selbst wenn er noch weit mehr gibt, als von Denen, die ihm am verwandtesten sind, aufgefaßt werden kann. Damit ist nicht gesagt, daß er durchaus seine Basis in der breiten Alltäglichkeit habe; es gibt eigenthümliche Complexionen des Geistes, die sich nur mit wenigen andern befreunden und doch auf dem erhabensten Standpunkte stehen. B. scheint diesen Naturen anzugehören. Er will von der Musik nicht jene ober-

flächliche Reizung, die fast nur eine sinnliche ist, sondern verlangt, daß sie ins tiefste Innere dringe, daß der Genuß nicht ohne Schauer der Wollust sei. Alles deutet auf eine der seltenen Geistesorganisationen, die chaotisch, titanenhaft gebieten und oft alle Gefäße des Geistes sprengen, bevor sie dessen gährende Unbändigkeit zu läutern vermochten. Daß B. ein Mann sei, mit allen Willenskräften zum Ziele zu dringen, beweist auch ein Umstand seines Lebens, nämlich der, daß Miß Smithson, die als ein unerreichbares Kleinod hoch über der Lebenssphäre des Jünglings strahlte, dennoch durch die Gewalt seiner Liebe die Seinige geworden ist. Weiß er sich die Braut der Kunst ebenso durch Erstürmung der demantenen Mauern, die ihren Sitz umgeben, zu erzwingen, so haben wir vielleicht großartig gesegnete Erfolge zu erwarten. Bis jetzt hat B. hauptsächlich folgende Werke geschrieben: Die Sinfonie fantastique; Scenen aus Faust von Goethe, mit Begleitung des Pianoforte; die Ouverture zu den Francs-Juges; Harold, avec un Alto principal; Der fünfte Mai, oder der Tod Napoleon's, Cantate von Béranger für eine Baßstimme, Chor und Orchester; Sara la baigneuse, Orientale von Victor Hugo, für vier Männerstimmen, Chor und Orchester; ein Requiem für eine sehr große Masse von Stimmen und Instrumenten, welches zur Todtenfeier für den General Damrémont ausgeführt wurde und in Partitur erscheinen wird; endlich eine Oper „Benvenuto Cellini" in fünf Acten, die von der großen Oper bereits einstudirt wird. Eine Ouverture zu Rob Roy, von der in öffentlichen Blättern die Rede gewesen, und eine Messe hat der Componist verbrannt, und es spricht diese strenge Selbstbeurtheilung ebenfalls für B. Sein musikalisches Glaubensbekenntniß hat er in folgenden gedrängten Zügen wörtlich so abgelegt: „Ich componire ohne Instrument, ich spiele das Pianoforte gar nicht. Meine Ansichten von Harmonie, Melodie, Instrumentation sind, glaube ich, die aller Welt, mit Ausnahme der Vorurtheile. Diese letztern sind in Frankreich so eingewurzelt, vorzüglich in unserm pariser Conservatorium, daß Jemand, der sie nicht theilt, sofort für einen ausschweifenden Träumer gilt. Die größte Hinneigung habe ich obenan für Gluck und Beethoven, dann für Weber. Mozart bewundere ich unendlich, allein er bewegt mich weniger als die drei Genannten, es sei denn in der „Zauberflöte", die ich für sein Meisterstück halte. Ich glaube, daß in Rhythmus und in der Instrumentation noch viel gethan werden kann; ich habe mich nicht, wie man gern glauben machen will, in übertriebenen Meinungen über die Macht der Instrumentalmusik verirrt; allein ich halte sie für fähig, gewisse Gefühle und dichterische Gedanken auszudrücken, die man nie und nirgend dem Bereich der Musik hat entziehen wollen, aber die freilich oft den Vorwand zu anmaßenden und lächerlichen Versuchen hergeben mußten." Ein solches Bekenntniß spricht für den Sachkundigen ungemein viel aus; die Eigenthümlichkeit, ja Seltsamkeit mancher Ansichten, Zusammenstellungen, Bevorzugungen wird Niemandem entgehen, ebenso wenig die Lücken derselben; gewiß aber ist dennoch ein tieferer Geist und eindringenderer musikalischer Sinn dadurch bethätigt, als er aus fast allen sonstigen Erzeugnissen der neuern französischen Musik hervorgeht. Daß B. mit künstlerischem Bewußtsein, mit der Einsicht eines vielfältig gebildeten Mannes handelt, geht nicht nur aus diesem Selbstbekenntniß, sondern noch mehr aus dem Umstande hervor, daß er jetzt eine der ersten Stellungen als musikalischer Kritiker im „Journal des débats" einnimmt, welches diesen Platz immer durch einen ausgezeichneten Mann besetzt hatte. Es gibt in Paris eine ganz eigenthümliche musikalische Sekte, die nicht ohne Anhang und Anklang ist; B. scheint ihr als Componist so zuzugehören, wie Liszt als Clavierspieler, der auch B.'s Sinfonie fantastique für das Pianoforte eingerichtet hat. (12)

Berly (Karl Peter), Redacteur der „Frankfurter Oberpostamtszeitung", geboren zu Frankfurt am Main am 10. Nov. 1781, stammt aus einer reformirten Familie, die, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, nach Deutschland

übersiedelte. Frühe verwaist und der Güter des Glücks entbehrend, war er, was den Unterricht betraf, viel auf sich selbst verwiesen, wodurch die Natur seiner Kenntnisse und Leistungen bestimmt wurde. Nur zwei Jahre lang besuchte er die untern Classen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und etwa eben so lange eine Pensionsanstalt zu Hanau, wo er die Elemente der classischen Sprachen erlernte. Gleich nach der Confirmation, 1796, trat er als Lehrling in ein frankfurter Handelshaus. Unter dem Druck kleinlicher Beschäftigungen suchte sich des Jünglings Geist in den wenigen Freistunden Aussicht zu öffnen in die Gärten der Phantasie und des Wissens. Opfer und Entbehrungen wurden nicht gescheut, eine früh erwachte Bücherlust zu stillen. Es vergingen sorgenvoll die Lehrjahre und selbst einige der folgenden, ohne die mindeste Perspective künftiger Ausdehnung des Gesichts- und Wirkungskreises. Da geschah es, daß der Minister von Kretschmann zu Koburg ein Bankinstitut begründete und einen Vorsteher dazu suchte. B. wurde ihm empfohlen und trat 1804 in koburgsche Dienste. Daß er Talent entwickelte und Vertrauen gewann, dafür zeugt eine ungewöhnlich rasche Beförderung. Er wurde 1804 zum Kammerrath und 1805 zum wirklichen Finanzrath ernannt. Mit dem Tode des Herzogs Franz im J. 1806 und dem bald darauf gefolgten Zurücktreten des Ministers von Kretschmann erbleichte B.'s Glücksstern. Er war, jung und unerfahren, in schwierige Verhältnisse gerathen, sollte in der Schule des Unglücks zur Reife des Charakters kommen und erlangte bald die Überzeugung, daß, wer im Streit mit ungleichen Waffen unterliegt, gegen das Urtheil der Menge sich wappnen muß mit Selbstbewußtsein. Unbereichert kam B. 1811 zurück in seine Vaterstadt. Er mußte Unterricht geben, sich und seine Familie zu ernähren. Nicht lange jedoch und es lächelte ihm wieder ein Schimmer besserer Tage. Graf Bentzel-Sternau, Moritz von Bethmann, Anton Kirchner, Alexander Stein, — sie waren es, die dem vom Schicksale, nicht von der Schuld, Niedergedrückten aufrichteten, ihm Muth gebend, die emsig gesammelten Schätze des Wissens auszumünzen in das Circulationsmedium der Journalistik. Bethmann führte B. ein in sein Haus, gab ihn 1815 seiner erblindeten Mutter zum Vorleser, blieb ihm auch, als diese 1822 starb, mit Wohlwollen zugethan und gewährte ihm einen Ehrenplatz in seinem letzten Willen. So viel über B.'s äußere Lebensgeschichte. Seine Eigenthümlichkeit als Literat zu bezeichnen, mag hier erinnert werden, daß Malten in seiner „Weltkunde" schon 1833 ihn hinsichtlich seiner Leistungen als Journalist William Combe an die Seite und in Hinsicht auf Talent, Fleiß und Anspruchlosigkeit sogar über ihn stellte. War dieses Urtheil schon 1833 nicht ohne richtige Begründung, so hat es gewiß inzwischen an Gültigkeit gewonnen, da es in der That kein Geringes ist, daß B. seit Jun. 1834 ununterbrochen nacheinander bis Ende Dec. 1837 über 1300 Eingangsartikel zur „Oberpostamtszeitung" geliefert hat. Die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" redigirte B. anfangs theilweise, zuletzt aber ganz, von 1821 an bis 1829. Auch das Beiblatt „Iris" erschien 1827 und 1828 unter seiner Leitung. Für die Brönner'sche Handlung besorgte er den Wiederdruck von Byron's „Works" (1826, 2. Aufl. 1829); Walter Scott's „Poetical Works" (1826) und „The british poets of the 19th century" (1828). Ferner hat B. zur Übersetzung von Lingard's „Geschichte von England" Bd. 11—14 (Frankf. 1830—33) und zu Pölitz's „Bibliothek der Geschichtswerke des Auslandes" Villemain's „Leben Cromwell's" (Leipz. 1830) geliefert. Das bedeutendste Verdienst aber hat er sich wol erworben durch die gelungene Zusammenziehung des großen Hammer'schen Geschichtswerks unter dem Titel: „Kern der osmanischen Reichsgeschichte" (Leipz. 1837). (58)

Bernatowicz (Felix), der vorzüglichste unter den polnischen Romanschriftstellern, erhielt seine Bildung zu Mydzynce in Volhynien bei den Piaristen.

Ums J. 1805 kam er an den Hof der Fürsten Czartoryiski und wurde dann in den letzten Lebensjahren des Fürsten Czartoryiski, der General in Podolien war, dessen Vorleser und Privatsecretair. Nach dem Tode desselben lebte er ununterbrochen zu Pulawy, wo er sich ganz den Wissenschaften widmete. Doch die Schlacht bei Pulawy im J. 1831 und die Gewaltthaten, welche hier die Russen verübten, machten auf ihn einen so gewaltigen Eindruck, daß er in eine Geistesabspannung verfiel, die in der Folge zur Geistesabwesenheit führte. Im J. 1834 in eine Heilanstalt bei Breslau gebracht, vermochte die ärztliche Kunst seine Herstellung nicht zu bewirken, und als im folgenden Jahre sein Bruder, der Präsident des Gerichts zu Lomza war, ihn zu sich nahm, endete wenige Monate nachher, am 5. Sept. 1836, der Tod die Leiden des Unglücklichen. In seiner Zurückgezogenheit zu Pulawy hatte B. daran gedacht, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Doch ein einfacher, bescheidener Mann, der wenig Umgang hatte, wollten selbst seine Freunde, als er sein erstes Werk erscheinen ließ, nicht glauben, daß er der Verfasser desselben sei. Sein bester Roman, „Pogata" (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1834), zeichnet sich aus durch geschickte Verwebung der einzelnen Begebenheiten und die rein historische Grundlage, auf der er beruht. In „Nalencz" (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1834) findet man mehr Einheit der Handlung, aber weniger Sorgfalt in Bearbeitung der einzelnen Partien. Auch sein Roman: „Die unerfüllten Wünsche" hat seine Verdienste. Politische Verhältnisse haben bis jetzt das Erscheinen seines letzten Romans, „Ivan Czartoryiski" verhindert, den er noch vor der polnischen Revolution schrieb. Auch ist B. der Verfasser einiger kleiner dramatischer Stücke, die zu Sieniawa, der Residenz des Generals Czartoryiski, zur Aufführung kamen und in denen B. als Mitspielender eine seltene Darstellungsgabe an den Tag legte. Wenn wir übrigens B. die erste Stelle unter den polnischen Romanschriftstellern anweisen, so will dies, bei der Armuth der polnischen Literatur im Fache des Romans, durchaus nicht viel bedeuten. Wenn auch in einzelnen Partien lobenswerth, sind doch B.'s Romane, als Ganzes betrachtet, durchaus keine Kunstwerke, sondern ganz gewöhnliche Composition. Am meisten aber lassen sie in stylistischer Hinsicht zu wünschen übrig. (54)

**Bernhard** II. (Erich Freund), Herzog von Sachsen-Meiningen, wurde am 17. Dec. 1800 geboren. Zu früh für ihn und das Land starb am 24. Dec. 1803 sein trefflicher Vater, **Georg**, ein Fürst, welcher sich durch viele zweckmäßige Einrichtungen und durch große Popularität dem Andenken seiner Unterthanen unvergeßlich machte. B., der einzige Sohn, gelangte dadurch im kaum angetretenen vierten Lebensjahre zur Nachfolge, unter der Obervormundschaft seiner Mutter, der Herzogin Luise Eleonore, geborenen Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, gestorben am 30. Apr. 1837. Sein erster Erzieher war der jetzige Oberconsistorialrath Friedrich Mosengeil und seine Bildung wurde auf den Hochschulen zu Jena und Heidelberg, wie durch verschiedene Reisen nach den Niederlanden, der Schweiz, Italien und England fortgesetzt und vollendet. Am 17. Dec. 1821 trat er die Regierung an und vermählte sich am 23. März 1825 mit **Marie**, der zweiten Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen. Gleich bei seinem Regierungsantritte fühlte der Herzog das Bedürfniß zweckmäßiger Reformen in der gesammten Staatsverwaltung seines Landes; daher ließ er bereits am 25. Nov. 1823 die neue Organisation der Landescollegien und am 4. Sept. 1824 das Grundgesetz der landständischen Verfassung in Kraft treten. Als in Folge des Aussterbens der sachsen-gothaischen Linie dem Herzogthume Meiningen die Fürstenthümer Hildburghausen und Saalfeld, die Grafschaft Kamburg und die Herrschaft Kranichfeld zufielen und so eine neue Organisation des nun aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Landes dringend nothwendig wurde, schlug der Herzog, lebhaft von dem Wunsche beseelt, seinem Volke eine zeitgemäße freisinnige Verfassung zu geben, möglichste Einheit und organisches Leben in die Verwaltung

Digitized by Google

zu bringen und auf alle Weise das Wohl des Landes nach besten Kräften zu fördern, unverdrossen von Neuem den Weg mühsamer und schwieriger Reformen ein. Zuerst fiel sein Vertrauen in Bezug auf die Schöpfung der neuen Organisation auf den nassauischen Staatsrath Ibell, welcher einen Theil derselben ausarbeitete, an der Vollendung des Ganzen aber verhindert war; hierauf wurde sie dem vormaligen kurhessischen Ministerialrath von Kraft, der um die neuere Organisation des Kurfürstenthums namhafte Verdienste hatte, anvertraut, und als auch jetzt die Resultate nicht genügten, übernahm, auf des Herzogs Wunsch, der bekannte Staatsrechtslehrer und ehemalige wirkliche Geheimrath des vormaligen Herzogthums Hildburghausen Schmid zu Jena den Entwurf zu einer neuern Landesorganisation, die seit 1829 nach und nach ins Leben trat. Vom besten Geist und Willen beseelt, strebt der Herzog mit regstem Eifer darnach, nach allen Richtungen hin zeitgemäße Verbesserungen herbeizuführen. Einer nützlichen Bauluft huldigend, ist er auch auf Verschönerung der Residenz bedacht, welche seit seiner Regierung in ihren äußern Umgebungen um Vieles freundlicher geworden ist, wie sie früher war. Im J. 1831 erhielt er den Orden des blauen Hosenbandes und 1833 erneuerte er mit seinen Agnaten, den Herzogen zu Sachsen-Altenburg und Sachsen-Koburg-Gotha, den herzoglich sachsen-ernestinischen Hausorden der Treue. Als Mensch steht Herzog B. durchaus musterhaft da; er ist edel, sittlich rein, human, zartfühlend, dabei einfach und persönlich liebenswürdig und in seinem Privat- und Familienleben als Gatte und Vater das schönste Vorbild seiner Unterthanen. Sein einziger Sohn, Georg, geboren am 2. Apr. 1826, genießt eine höchst zeit- und zweckgemäße Erziehung. Seine Schwester, Adelheid, ist seit 1837 Witwe König Wilhelm's IV. von England; seine jüngere Schwester Ida ist mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar vermählt. (59)

Bernhard (Karl), Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, Generallieutenant in niederländischen Diensten, geboren am 30. Mai 1792, hat sich die sichersten Ansprüche auf allgemeine Achtung und Auszeichnung erworben, sowol durch seine kriegerischen Talente und persönliche Tapferkeit, als auch durch den Umfang seiner Kenntnisse und durch die Gediegenheit seines Charakters. Diese ihn emporhebenden Vorzüge der Bildung und des Verdienstes ruhen auf dem dauernden Grunde einer vortrefflichen Erziehung, die ihm sein als Fürst und Mensch ausgezeichneter Vater, der verstorbene Großherzog Karl August, dessen zweiter Sohn er ist, durch eine Auswahl tüchtiger Männer geben ließ. Schon 1806 focht B. als Freiwilliger im Heere des Fürsten von Hohenlohe in der Schlacht bei Jena. Durch den Anschluß seines Vaters an den Rheinbund vom preußischen Heere entfernt, ging er auf kurze Zeit wieder in die Heimat, bald darauf aber nach Dresden, wo er im Aug. 1807 Hauptmann im Gardegrenadierregiment wurde. Als Major beim Generalstabe begleitete er 1809 das sächsische Heer unter Bernadotte's Führung in dem Feldzuge gegen Östreich, wo er sich namentlich in der Schlacht bei Wagram ein öffentlich ausgesprochenes Lob erwarb. Im Sommer 1812 zum Oberstlieutenant erhoben, entzog er sich nach dem Wunsche seines älterlichen Hauses der Theilnahme am Feldzuge gegen Rußland und ging mit unbestimmt dauerndem Urlaube nach Italien und Frankreich. Auch nach seiner Rückkehr im Frühjahre 1813 hielt er sich vom Waffengetümmel entfernt und erst nach Einsetzung der provisorischen Regierung Sachsens ging er im Oct. 1813 zu seinem Regimente zurück, in welchem er während seiner Abwesenheit in den Grad eines Obersten hinaufgerückt war. Als Befehlshaber desselben half er Torgau belagern, kämpfte im J. 1814 in Holland und Flandern gegen die Franzosen und blieb hier, bis er sich in Folge der politischen Unruhen und Zwistigkeiten seiner und anderer sächsischen Truppen im Mai 1815 nebst mehren Waffengenossen verabschiedete und als Oberst des Regiments Oranien-Nassau sogleich in den Dienst des Königs der Niederlande überging, wo er der zweiten Brigade in der Division Perponcher zugewiesen

Digitized by Google

wurde, während ihm durch die Erhebung seines Vaters in die großherzogliche Würde der Herzogstitel mit dem Prädicate Hoheit zufiel. Der Umstand bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Frankreich, daß sein Brigadier in Folge eines Beinbruchs dienstunfähig wurde, brachte ihn am 15. Jun. 1815 an dessen Stelle. Über die rühmlichen Kämpfe, die er sofort bestehen mußte, berichtete er aus dem Bivouak im Walde bei Waterloo seinem Vater auf eine anziehend getreue und äußerst liebenswürdige Weise. Dieser Brief, der in die Öffentlichkeit überging, gab den nassauer Offizieren seines Regiments Anlaß zu Reibungen an ihn, und als er im Nov. desselben Jahres in die Niederlande zurückgekehrt, mußte er zwar sein Regiment dem Herzoge von Nassau übergeben, dagegen wurde ihm die Befehlshaberschaft über eine Infanteriebrigade erhalten und dieselbe 1816 in die Würde eines Generalmajors umgewandelt. An seinem Geburtstage 1816 vermählte er sich mit Ida (geboren am 25. Jun. 1794), der jüngsten Schwester des jetzigen Herzogs von Sachsen-Meiningen. Sein Vermählungsfest zu Meiningen zeichnete sich nicht sowol durch große Pracht, als vielmehr durch den vaterländischen Sinn aus, den seine Schwiegermutter in dasselbe zu legen wußte. Hundert Ehepaare des meininger Landes sammt den aus allen Ständen vormals gewählten Taufzeugen der fürstlichen Braut waren zum Freudenfeste geladen worden, das in mannichfacher Weise drei Tage lang sinnvoll und anmuthig abwechselte und endlich zu Weimar in glanzenden Festlichkeiten endete.

In die Niederlande zurückgekehrt, lebte B. rüstig seinem Berufe, wie seinen Studien. Zu Anfange des J. 1819, als ihm das Provinzialcommando über Ostflandern anvertraut worden war, schlug er seinen Wohnsitz zu Gent auf, den weder die 1826 ihm übertragene Aufsicht über das dritte Militaircommando, noch die 1829 hinzugefügte Divisionairwürde störte; vielmehr kaufte er sich daselbst an, baute und verschönerte seine Besitzung und trat dadurch mit den Genten in ein näher berührendes Verhältniß, das aber bei dem Ausbruche der belgischen Revolution im J. 1830, in welcher er dem Hause Oranien ergeben blieb, weder ihn vor gröblichen Beleidigungen, noch sein Schloß vor Plünderung zu sichern vermochte. Von der Übermacht gedrängt, mußte er Stadt und Festung den Belgiern überlassen, und zog sich nach Antwerpen zurück. Von hier nach Holland zurückgerufen, ward er zu Anfange des Monats Mai 1831, nachdem er zwei Monate zuvor zum Generallieutenant ernannt worden war, an die Spitze der bürgerlichen und militairischen Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg gestellt, wo er mit Milde und Schonung nichts mehr auszurichten vermochte, mit Gewalt aber nicht einschreiten durfte. Neben den Generalen van Geen und Meyer ward ihm eine der drei Divisionen überwiesen, aus welchen die gesammte Kriegsmacht zu Lande zusammengesetzt war, und mit der seinigen bildete er den linken Flügel, als im Aug. 1831 der zwölftägige Feldzug gegen Belgien begann. Sein Hauptquartier nahm er zu Eyndhoven und im Frühjahre 1834 zu Bortel, wo es noch gegenwärtig ist.

Die ihm vergönnte Muße vor und nach den belgischen Unruhen widmete der Herzog seinen Privatstudien und Reisen. In den J. 1825 und 1826 unternahm er eine Reise in die nordamerikanischen Freistaaten und legte seine Beobachtungen und Erfahrungen auf dieser Wanderung in einem sehr schätzbaren Tagebuche nieder, welches Luden in Jena unter dem Titel: „Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar durch Nordamerika" (2 Bde., Weim. 1828) herausgab. In englischer Sprache erschien dieses Werk zu Philadelphia noch in demselben und zu Dordrecht in holländischer im folgenden Jahre. Zu seinen beiden später unternommenen größern Reisen gaben kriegswissenschaftliche Studien den nächsten Anlaß. So wohnte er den Übungen des im Herbste 1833 in Oberitalien zusammengezogenen östreichischen Heers bei. Im folgenden Jahre beschäftigte ihn die Herausgabe einer Monographie über den Krieg auf Java im J. 1811, der das Schicksal der holländischen Besitzungen in Ostindien entschied.

Digitized by Google

Das schätzbare Werkchen, durch Mittheilungen von mitwirkenden Augenzeugen unterstützt, erschien unter dem Titel: „Précis de la campagne de Java en 1811" (Haag 1834, mit Karten und Planen) und wurde vom Artillerieoffizier von Rijneveld (Dordrecht 1835) ins Holländische übersetzt. Im Sommer 1835 hielt der Herzog bei Rijen eine Musterung über seine und einen Theil der dritten Division, und hier war es, wo ihn der verabschiedete Unterlieutenant Roeloff im Zustande der Geistesverwirrung mit einem Stockdegen im Zelte anfiel. Nachdem er gegen Ende Mais 1837 seine Nichte, die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, jetzige Herzogin von Orleans, auf ihrer Reise nach Frankreich in Alzei empfangen und ihr das Geleite bis zur Grenze bei Forbach gegeben hatte, befehligte er ein zweites Lager bei Rijen und führte dort am 27. Jun. die glänzendste Heerschau aus. In Mitte dieser taktischen Übungen trat er in Begleitung seines ältesten Sohnes in der Nacht vom 24. Jul. seine neueste Reise an. Er ging von Amsterdam zu Wasser über Hamburg nach Petersburg, von wo er am 19. Aug. in Gesellschaft des Großfürsten Michael und mehrer Großen des Reiches in die Provinz Cherson abreiste. Hier wohnte er bei Wosnesensk einer Heerschau im großartigsten Style bei und begab sich am 16. Sept. nach Odessa, wo er sich zu einer Reise in die Krim an die kaiserliche Familie und den Erzherzog Johann von Österreich anschloß. Nach Odessa zurückgekehrt, ging er nun nach Konstantinopel, wo er mit den übrigen hohen Fremden, die sich mit ihm in Wosnesensk zusammengefunden hatten, wieder zusammentraf und gleich ihnen vom Großsultan mit Auszeichnungen überhäuft, fast drei volle Wochen verweilte. Hierauf segelte er am 27. Oct. nach dem Archipel ab und landete am 30. Oct. zu Smyrna. Nach kurzem Aufenthalte daselbst stach er durch den Archipel ins mittelländische Meer, verweilte auf Malta und Sicilien und landete zu Anfange des J. 1838 zu Neapel, wo ungewöhnliche Festlichkeiten ihm bereitet wurden. Längere Zeit, als es in seinem Plane lag, mußte er in Folge der Krankheit seines ihn begleitenden Sohnes in Rom verweilen, und noch gegenwärtig fesseln ihn, wie man vernimmt, Familienangelegenheiten in Neapel. Seine Familie besteht aus vier Söhnen und zwei Töchtern: Wilhelm, Oberlieutenant beim niederländischen Mineurcorps, geboren 1819; Eduard, geboren 1823; Hermann, geb. 1825; Friedrich Gustav Karl, geb. 1827; Anna, geb. 1828, und Amalia, geb. 1830. (60)

Bernhardy (Gottfried), ordentlicher Professor der alten Literatur zu Halle, auch zweiter Director des philologischen Seminars und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission daselbst, wurde am 20. März 1800 zu Landsberg in der Neumark geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine Familienverhältnisse waren nicht glücklich; durch verschiedene Unfälle waren die Vermögensumstände seiner Ältern so übel geworden, daß er keine Hoffnung auf eine gelehrte Bildung haben konnte. Aber als er neun Jahre alt war, erlösten ihn zwei vermögendere Brüder seines Vaters, welche in Petersburg wohnten, aus seiner mislichen Lage und gewährten ihm sechs Jahre hindurch die nöthigen Mittel, um in Berlin das joachimsthalsche Gymnasium zu besuchen. Im 17. Jahre bezog er die Universität zu Berlin, wo er neben philosophischen Studien vorzugsweise die philologischen, besonders unter Böckh, betrieb. Er war drittehalb Jahre im philologischen Seminar, wurde 1820 Mitglied des pädagogischen, wodurch er die Verpflichtung erhielt, am Friedrichwerderschen Gymnasium Unterricht zu ertheilen, und promovirte 1822. Seine erste bedeutende Schrift waren die „Eratosthenica" (Berl. 1822). Die weitzerstreuten, vielartigen und großentheils auf dunklere Partien der alten Literatur und Wissenschaft bezüglichen Fragmente des Eratosthenes mit Ausschluß der „Catasterismi" sind in dieser Arbeit gesammelt, geordnet und erläutert mit so viel Fleiß, mit einer solchen Fülle mannichfaltiger Gelehrsamkeit und scharfer Combination, daß dadurch die frühe Reife ihres

Digitized by Google

Verfassers sich auf eine glänzende Weise beurkundete. Im J. 1823 habilitirte er sich bei der Universität zu Berlin und zwei Jahre später wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Neben seinen Vorlesungen, der Leitung einer Abtheilung des philologischen Seminars und dem Unterricht, welchen er 1826 und 1827 in der ersten Classe der Cauer'schen Erziehungsanstalt zu Charlottenburg ertheilte, um einige Zöglinge zur Universität vorzubereiten, beschäftigten ihn in jener Zeit zwei größere Arbeiten, die Ausgabe der „Geographi minores", wovon aber bis jetzt nur der erste Band in zwei Abtheilungen (Leipz. 1828) erschienen ist, und dann die „Wissenschaftliche Syntax der griechischen Sprache" (Berl. 1829). Mit diesem Werke betrat B. einen ganz neuen Weg, der bis dahin in seinem ganzen Umfange von den Grammatikern kaum geahnet und nur in wenigen Einzelnheiten einseitig betreten war. Er löste die Aufgabe, die griechische Syntax im Ganzen und Einzelnen als einen lebendigen, klar geordneten Organismus zu begreifen, seine einzelnen Theile auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen, ihre weitere Fortbildung durch Zeiten und Sprachgattungen hindurch historisch darzulegen und ihrem ästhetischen und grammatischen Werthe nach vorurtheilsfrei zu prüfen, ohne sich auf einzelne Perioden und die gewöhnlich bevorzugten Autoren zu beschränken oder sich durch ihren Ruhm blenden zu lassen, und wie er die Geschichte des ganzen Organismus, so lange er lebendig fortwuchs, selbst in seinen spätern Auswüchsen, zu umfassen bemüht war, so beherrschte er auch das von Neuern Geleistete im weitesten Umfange und benutzte es, so weit es für seine Zwecke zu brauchen war. Dieselbe gründliche Richtung auf die Erkenntniß des innern Zusammenhangs der Wissenschaft und des organischen Lebens in Sprache und Literatur zeigen seine spätern Schriften, welche er nach seiner Versetzung nach Halle herausgab, wo er zu Ostern 1829 nach Reisig's Tode seine gegenwärtige Stellung einnahm. Dem „Grundriß der römischen Literatur" (Halle 1830) ließ er die „Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie" (Halle 1832) und den „Grundriß der griechischen Literatur" (Th. 1, Halle 1836) folgen. Mit bereitwilliger, ehrender Anerkennung der von F. A. Wolf ausgegangenen Anregung zu einer wissenschaftlichern Auffassung und Behandlung der Literaturgeschichte führt er theils das von Wolf mehr Gefoderte als Geleistete wirklich aus, theils bringt er es durch größere Consequenz und fleißigere Forschung um einen bedeutenden Schritt der Vollendung näher, und wenn auch die Sonderung der innern und äußern Literaturgeschichte einer organischen Entwickelung derselben zu widersprechen scheint, so hat er es doch keineswegs versäumt, das geistige Band beider nachzuweisen und überhaupt ist jene Sonderung wol mehr nur ein Hülfsmittel zur bequemern Überschauung des Ganzen und des Einzelnen. Schon die erwähnten Schriften zeigen, daß B. fern davon ist, sich einseitig einer einzelnen Richtung der Philologie hinzugeben; vielmehr sucht er sie in dem ganzen wissenschaftlichen Umfange zu umfassen. Wesentliche Lücken suchte er durch seine sehr verdienstliche noch nicht vollendete Ausgabe des Suidas und durch die Redaction einer Bibliothek kritisch exegetischer Ausgaben der lateinischen Autoren auszufüllen, wovon bis jetzt ein Band („Ciceronis Brutus" von Meyer) erschienen ist, in welchem nach Form und Inhalt das Meiste und Beste von B. geleistet wurde, auch wo er nicht ausdrücklich sein Eigenthum als solches bezeichnet. Sehr willkommen wird ferner eine neue Ausgabe der „Scriptores historiae augustae" sein, mit welcher er gegenwärtig beschäftigt ist. Sein Leben steht mit seinem wissenschaftlichen Charakter in der innigsten Harmonie. In Berlin von dem Einfluß eines liebevollen Familienlebens getrennt und von früher Jugend auf sich allein angewiesen, eignete er sich die allen Schwierigkeiten und Entbehrungen gewachsene Kraft und das Bewußtsein derselben an, womit er lange Jahre hindurch eine trübe äußere Existenz überwunden hat, ohne daß er darüber das Gemüth für Andere eingebüßt hätte; dies kann Niemand verkennen, der seinen genauen Umgang mit Buttmann, sein Verhältniß zu Jugend-

Digitized by Google

freunden, sein Familienleben und seine eingehende Theilnahme für seine Schüler kennt; welche letztere ihre Anhänglichkeit an ihn auch öffentlich wiederholt an den Tag gelegt haben. Nur den ferner Stehenden zeigt er eine gewisse pikante Härte. Denselben Charakter tragen auch seine Schriften. Mit kecker Unbefangenheit tritt er seinen Gegenständen gegenüber und durchdringt sie mit scharfem Auge; vor keiner Schwierigkeit scheut er sich, kein gepriesener Name imponirt ihm. Wie er Lebensverhältnisse und Persönlichkeiten mit scharfem Urtheil zu begreifen weiß, so auch die einzelnen Erscheinungen in der Sprache und Literatur; ist hier seine Charakteristik auch zuweilen nicht ohne Einfluß von Laune und Stimmung und von der einen oder andern Seite her durch subjective Neigung bestimmt, so trägt die nicht selten sehr abweichende Eigenthümlichkeit der Auffassung doch nie den Charakter einer gesuchten Originalität, sondern sie ist natürlich und unbefangen, trifft gewiß immer einen Gesichtspunkt richtig und ist sehr anregend zu weiterer Betrachtung. Ganz entsprechend ist auch seine oft getadelte Darstellung; ohne sich an herkömmliche Phraseologie und Politur zu kehren, ist ihm eine scharftreffende, pikante Bezeichnung die Hauptsache; zu dem Zwecke handhabt er die Sprache ebenso so kühn als geistvoll; originelle Bilder, neue Wort- und Begriffsverbindungen, das Zusammendrängen verschiedener Züge einer Schilderung in den engsten Rahmen mittels einer sehr knappen, von Inhalt zuweilen überschwerten Kürze geben seinem Styl eine ganz eigenthümliche Färbung, die ihre spröde Kälte und den Mangel einer durchsichtigen Klarheit und leichten Flusses durch innere Tiefe vollkommen aufwiegt, eben deshalb aber einen aufmerksamen, nicht zu bequemen und flüchtigen Leser voraussetzt. (42)

**Bernoulli** (Christoph), ein Sprosse des seit Jahrhunderten berühmten Geschlechts, wurde am 15. Mai 1782 in Basel geboren, wo sein Vater **Daniel** B. damals Professor war, jedoch bald in eine Civilbeamtung überging. Von frühester Jugend an für den gelehrten Stand bestimmt, wurde er wegen der mangelhaften Einrichtung des Schulwesens von dem Vater selbst in Arithmetik, Algebra, Geometrie und Physik unterrichtet, nach vollendetem Gymnasialcurs aber im 14. Jahre auf das französische Collège zu Neufchatel gebracht, wo er 1½ Jahre verweilte. Bei seiner Rückkehr in das Vaterhaus fand er in Folge der mittlerweile ausgebrochenen Umwälzung den Vater ohne Amt, und war fast entschlossen, auf den Rath der Seinigen sich dem unabhängig stehenden Kaufmannsstande zu widmen, als er durch Verwendung einen Platz im Bureau des Ministers der Wissenschaften Stapfer zu Luzern erhielt, den er zwar nur ein halbes Jahr bis zur Auflösung des Bureaus im Mai 1799 behauptete, der ihm aber durch die Collegialität mit Fischer, Girard, Bronner und Zschokke sehr bildend wurde. In dieser Zeit fand B. zuerst Geschmack an statistischen Arbeiten, überdies reifte sein Entschluß, sich dem Lehrfache zu widmen und namentlich eine Lehranstalt für die reifere Jugend und höhere Stände zu bilden, ein Plan, welcher nach einen Besuche bei Pestalozzi zwar sehr lebhaft aufgefaßt wurde, jedoch für jetzt an der starken Missbilligung seines Vaters scheiterte. B. blieb nun wieder zwei Jahre lang in seiner Vaterstadt, wurde auf einer Kanzlei placirt und hörte juristische Privatcollegien, von denen sich das eine bald in eine Unterhaltung über des Professors Naturalien- und Antiquitätensammlung verwandelte. Die einzige Erholung während dieser an Arbeit reichen Zeit war die Musik. Im Oct. 1811 wurde endlich sein eifrigster Wunsch erfüllt, er durfte noch eine auswärtige Universität besuchen, und zog daher nach Göttingen, um dort fast ausschließlich naturwissenschaftliche Collegien zu besuchen. Wie lebhaft ihn der Gegenstand derselben beschäftigte, zeigt die Abhandlung „Über das Leuchten des Meeres" (Götting. 1802), mit welcher er zuerst als Schriftsteller auftrat, sowie die später bearbeitete „Physische Anthropologie" (2 Bde., Halle 1804). Kaum aber hatte er ein Jahr in Göttingen verweilt, so wurde er von Niemeyer nach Halle gerufen und als ordentlicher Lehrer am Pädago-

Digitized by Google

gium angestellt. Die Mußestunden wurden hier zur Vollendung des oben erwähnten Werkes verwendet, dessen Herausgabe ihn in den Stand setzte, seinem innern Triebe zu folgen, sein Amt (nach zweijähriger Führung) aufzugeben. Er ging nach Berlin und Paris, wo er namentlich Cuvier hörte, kehrte dann nach kurzem Verweilen an der Schule zu Aarau nach seiner Vaterstadt zurück, wo er im Oct. 1806 seine Privatlehranstalt eröffnete, die vorzugsweise eine realistische Tendenz hatte und ihre Aufgabe vollkommen löste, bis sich B. in Berücksichtigung Dessen, daß es ihm als Privatmann unmöglich werden dürfte, mit den seit dem J. 1817 ins Leben getretenen öffentlichen Unterrichtsanstalten Concurrenz zu bestehen, veranlaßt sah, die Anstalt eingehen zu lassen. Mit besonderer Vorliebe hatte sich B. schon früher mit Mineralogie beschäftigt, und unter Anderm einen „Leitfaden für Physik und Mineralogie" (Halle 1807, 2. Aufl. 1811), sowie ein „Taschenbuch für schweizerische Mineralogie" herausgegeben; es wurde ihm daher die Professur der Naturgeschichte an der baseler Universität übergetragen, die jedoch durch die geringe Theilnahme Studirender eher dazu beitrug, ihn von der Wissenschaft, deren Erweiterung ohnehin nicht sein Bestreben war, zu entfremden und andern mehr dem Bedürfnisse der Zeit und seiner industriösen Umgebung entsprechenden Arbeiten zuzuwenden. Die Nähe des gewerbreichen Elsaß und der alte Reiz an der Technologie bestimmten B., seiner Thätigkeit eine neue Richtung zu geben, die ihn zu einem der fleißigsten Schriftsteller in Bearbeitung der rationellen Technologie machten. Er ließ zunächst seine „Anfangsgründe der Dampfmaschinenlehre" (Basel 1824), sowie „Betrachtungen über die Baumwollenfabrikation (Basel 1825), und seine „Rationelle Darstellung der gesammten mechanischen Baumwollenspinnerei" (Basel 1829) erschienen und trug dadurch nicht wenig dazu bei, den Sinn für gewerbliche Gegenstände in Deutschland zu erregen und zu unterstützen. Eine andere Schrift „Über den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie" (Basel 1822), in welcher er die Verhältnisse zünftiger Gewerbe mit den daraus abzuleitenden Folgerungen untersuchte, hatte sich zwar bei dem Gewerbstande nicht der besten Aufnahme zu erfreuen und zog dem Verfasser manche Anfeindung zu, wurde aber nähere Veranlassung, daß sich B. speciell mit Nationalökonomie beschäftigte, worüber er später Vorlesungen hielt. Nicht zufrieden, auf diesem Wege neue Ansichten zu verbreiten, gründete B., vorzüglich durch die Verbindung mit seinen frühern Zöglingen begünstigt, eine Gesellschaft zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten und als Organ derselben ein „Bürgerblatt", welches in sechs Jahrgängen erschien; an dasselbe schloß sich gleichzeitig das „Schweizerische Archiv für Statistik und Nationalökonomie" (5 Bde., Bas. 1828—30). Zugleich war B. zu dieser Zeit eines der thätigsten Mitglieder der Allgemeinen schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft und präsidirte bei derselben in Basel. Auf diese Art wußte er sich, fortwährend von aller officiellen Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen, doch einen seinen Bestrebungen völlig angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, in welchem er zur Bildung einzelner sowol als zur allgemeinen Umgestaltung öffentlicher Einrichtungen wirken konnte, bis die Umwälzung von 1831 erfolgte und der bei derselben erwachende leidenschaftliche Geist ihn die Fortsetzung seiner beiden Zeitschriften als nutzlos erkennen ließ. Zwar versuchte er als Redacteur der „Baseler Zeitung" und durch Fertigung von Artikeln in auswärtige Zeitschriften, Einfluß auf die Stimmung der Gemüther zu gewinnen, erfuhr aber bald, daß seine politische Ansicht für seine Zeitgenossen zu gemäßigt sei, und zog sich daher auf das Gebiet der Technologie zurück, um seine frühere Thätigkeit auf demselben durch eine Anzahl neuer Erzeugnisse zu ergänzen. Es erschien daher von ihm in der letzteren Zeit außer mehren Flugschriften ein „Handbuch der Technologie" (2 Bde., Bas. 1833—34), welches das Gesammtgebiet der Technologie vom rationellen Standpunkte aus durchmustert, ein „Handbuch der Dampfmaschinenlehre" (Stuttg. 1833), das „Hand-

Digitized by Google

buch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik" (2 Bde., Stuttg. 1834) und die deutsche Bearbeitung von Baines' „Geschichte der britischen Baumwollenfabrikation" (Stuttg. 1836). Durch seine Werke hat sich B. den bedeutendsten Schriftstellern der Technologie angereiht, welche den doppelten Zweck vor Augen haben, einmal dem größeren Publicum die Bekanntschaft mit dem Gesammtgebiete der Technologie zu erleichtern, und zugleich den Gewerbtreibenden mit den ihm nöthigen wissenschaftlichen Hülfskenntnissen bekannt zu machen. (30)

**Berryer** (Pierre Antoine), der größte jetzt lebende Redner in Frankreich, wurde zu Paris im J. 1790 geboren. Gleich seinem Vater, der mit Dupin die Vertheidigung des Marschalls Ney vor dem Pairshofe führte, Advocat, hatte er bereits vor seinem Eintritte in die parlamentarische Laufbahn Beweise eines seltenen rednerischen Talents gegeben, ohne besonderes Glück zu machen, weil seine Anhänglichkeit an das Haus der Bourbons und seine Vorliebe für das Königthum der in Frankreich herrschenden Richtung zu schroff entgegenstand, um ihn in irgend einem Kreise außer dem engen in sich abgeschlossenen der Legitimisten Anerkennung finden zu lassen. B. gehört zu den seltenen Charakteren, die den Grundsätzen, zu denen sie sich bei der Eröffnung ihrer politischen Laufbahn bekannt haben, in dem ganzen Verlaufe derselben treu geblieben sind. Im J. 1829 wurde er vom Departement der Oberloire zum Abgeordneten erwählt. Unter allen Wortführern der legitimistischen Partei, die bei den Verhandlungen über die berühmte Adresse der 221 in der Kammer das Wort ergriffen, war er der einzige, der einigen Eindruck hervorbrachte. Er erklärte, daß seiner Überzeugung nach das Land mit der Regierung zufrieden sei; wenn Unruhe in den Gemüthern herrsche, wie die vorgeschlagene Adresse versichere, sei diese nur durch die Presse hervorgerufen, die sich täglich die gehässigsten Angriffe gegen die Regierung erlaube. Besonders aber erhob B. sich gegen die Foderung eines Ministerwechsels, welche die Adresse aufstellte, indem er behauptete, daß diese ein Eingriff in die unantastbaren Vorrechte der Krone sei. Nur dem Könige stehe es zu, seine Minister zu ernennen; die Kammer könne diesen Ministern ihre Unterstützung gewähren oder verweigern, nie aber dürfe sie sich eine Aufsicht über den Gebrauch, den der König von seinem Ernennungsrechte mache, anmaßen, indem sie die Wahl tadle, welche der König getroffen habe. Die Rede B.'s wurde von der linken Seite mehrmals durch lautes Murren unterbrochen; obwol noch unerfahren in der parlamentarischen Beredtsamkeit ließ er sich jedoch durch keine Äußerung des Unwillens aus der Fassung bringen. Die Ansicht, die er aussprach, wie wenig sie auch mit den herrschenden Meinungen übereinstimmen mochte, war seine Überzeugung, und die unerschütterliche Festigkeit, sowie das überlegene Talent, welches er in der Vertheidigung dieser Überzeugung bewährte, erregte in dem Cabinete Karl's X. so große Aufmerksamkeit, daß man ernstlich daran dachte, ihm eine Ministerstelle zu geben. Ehe dieser Plan jedoch noch zur Ausführung gedieh, kam die Julirevolution zum Ausbruche, und diese machte mit einem Male allen den glänzenden Aussichten ein Ende, die sich für B. zu eröffnen schienen. Auf die Gesinnungen eines Mannes von seinem Schlage konnte kein Wechsel in den äußern Umständen einen Einfluß üben; er blieb seiner Vorliebe für die Bourbons treu, auch nachdem das Glück sie verlassen hatte. Die Lage, in welche die Julirevolution ihn versetzte, war eine sehr bedenkliche. Sollte er, gleich Chateaubriand, gleich dem Grafen Kergorlay und so vielen andern bewährten Freunden des gestürzten Regentenhauses, sich von dem öffentlichen Leben zurückziehen und in stiller Trauer oder in verbissenem Trotze das Unglück beklagen, welches er nicht abzuwenden vermochte? Oder sollte er sich in das Unvermeidliche fügen, und, indem er die Umwälzung, die ohne sein Zuthun und ohne seine Schuld erfolgt war, als eine einmal eingetretene Thatsache anerkannte, aus dem großen Schiffbruche getäuschter Hoffnungen zu retten suchen, was noch zu retten war? B. wählte das Letzte, weil er auf diese Weise der Par-

Digitized by Google

tei, der er angehörte, noch die besten Dienste leisten konnte. Er schwor Ludwig Philipp den Eid der Treue, erklärte aber laut, daß er dadurch die Verbindlichkeit nicht übernehme, seinen alten Gefühlen, seiner alten Liebe und seinem alten Hasse zu entsagen. B. ist ein Ehrenmann, und wir glauben daher, daß er seinen Eid, soweit derselbe ihn band, gehalten hat, daß er sich in keine Verschwörungen wider die neue Ordnung der Dinge eingelassen und an keiner Unternehmung Theil genommen hat, die darauf berechnet war, den Umsturz des neuen Thrones zu bewirken. Die neue Regierung, die durch ihre geheime Policei bis in die innersten Geheimnisse des Familienlebens zu dringen wußte, hat bei der schärfsten und sorgfältigsten Beobachtung zwar mehr als einmal Veranlassung gefunden, schwere Anklagen gegen den legitimistischen Abgeordneten zu erheben; sein Haus ist durchsucht, seine Papiere sind mit Beschlag belegt, er selbst ist vor Gericht gestellt worden; aber die strengste Untersuchung hat nie auch nur den Schatten eines Beweises wider ihn ergeben. Daß er mit den Mitgliedern der verbannten königlichen Familie in unausgesetzter Verbindung steht, ist bekannt; aber Niemand wird ihm dies zum Verbrechen anrechnen, man müßte denn die Treue im Unglücke als ein Verbrechen ansehen.

Die Stellung, die B. nach der Julirevolution der neuen Dynastie gegenüber einnehmen konnte, war durch sein Verhältniß zu dem alten Königshause zum voraus bestimmt. Wie er unter der Restauration der eifrigste Anhänger der Regierung war, wurde er jetzt der entschiedenste Gegner derselben. Sein Platz in der Abgeordnetenkammer, in der er seit der Julirevolution ununterbrochen saß, indem er, auch in andern Departements gewählt, von dem Departement der Oberloire fortwährend wiedererwählt ward, ist auf den Bänken der Opposition, und wenn seine mächtige Stimme in der Aufregung der ersten Jahre, die auf die Revolution folgten, nur selten Gehör gefunden hat, so hat sie doch immer selbst den bittersten Gegnern die Anerkennung eines bewundernswürdigen Rednertalents abgezwungen, und in der letzten Zeit, nachdem die Wogen der revolutionnairen Gährung sich gelegt und zu sanftern und immer sanftern Wellen sich geglättet hatten, bei mehr als einer Gelegenheit einen gewaltigen, ja einen entscheidenden Eindruck hervorgebracht. Nach der Julirevolution nahm er zum ersten Male in der Abgeordnetenkammer wieder das Wort, als der Antrag gestellt wurde, die Minister Karl's X. in Anklagezustand zu versetzen. Die beredten Worte, die er zu der Vertheidigung der von dem Volkszorne Geächteten sprach, konnten in dem Taumel, der damals noch alle Gemüther beherrschte, keine Wirkung hervorbringen; auf jeden unbefangenen Gerichtshof würden sie ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Lange war B. in der Abgeordnetenkammer beinahe das einzige legitimistische Mitglied; er verhehlte seine Gesinnungen nicht, aber er wußte wohl, daß er für dieselben in einer Versammlung, von welcher der Sturz des legitimen Königthums ausgegangen war, keinen Beifall zu erwarten hatte. Er wendete sich daher nicht an die politischen Grundsätze, sondern an die Vaterlandsliebe der Kammer; hier fand er den Boden, auf dem er seine Gegner mit gleichen Waffen bekämpfen kann. Er verlangte von den Dienern des Julithrones die Durchführung der Grundsätze, denen dieser seine Existenz verdankt, und wies ihnen mit unerbittlicher Strenge jede Verletzung des neuen Grundgesetzes nach, die sie sich zu Schulden kommen ließen. Es hat einer langen Zeit bedurft, ehe es B. gelang, die feindselige Stimmung, die er in der Kammer fand, zu überwinden und die bittern Erinnerungen, die sich an seinen Namen knüpften, in Vergessenheit zu bringen. Noch in der Kammer von 1838, bei der Berathung, die über das Eisenbahngesetz stattfand, wagte es der Handelsminister Martin — freilich ein sehr beschränkter Kopf — den schlagenden Gründen, mit denen B. die Unhaltbarkeit des ministeriellen Entwurfes dargelegt hatte, den kindischen Vorwurf entgegenzusetzen, daß er ein Legitimist sei, als ob die politische Gesinnung das Geringste mit dem Bau der Eisenbahnen zu thun hätte.

Digitized by Google

Ebenso schwer, wie in der Abgeordnetenkammer, wurde es B. vor Gericht, sich Gehör zu verschaffen, denn die glänzendste Beredtsamkeit reicht nicht aus, wo es gilt, persönlichen Haß oder eine eingewurzelte vorgefaßte Meinung zu bekämpfen. Von allen den zahlreichen Rechtshändeln, die er seit der Julirevolution für legitimistische Blätter oder für einzelne vorragende Männer seiner Partei geführt hat, die wegen mehr oder weniger schwerer Vergehen gegen die neue Ordnung der Dinge angeklagt waren, haben daher die wenigsten einen günstigen Ausgang genommen. Dadurch hat sein Ruf als Advocat so wenig wie sein Ruf als Redner verloren. In diesem Augenblicke sind alle Stimmen darüber einig, in ihm den ausgezeichnetsten Redner Frankreichs anzuerkennen. Cormenin, in seinen „Etudes sur les orateurs parlementaires", sagt von ihm: „Seit Mirabeau ist Niemand B. gleichgekommen; weder der General Foy, der mehr recitirte als sprach, und der nicht die festgeschlossene Dialektik des Geschäftsmannes mit der Macht des Organs und der gewaltigen Beredtsamkeit B.'s vereinte; noch Lainé, der nur einen harmonischen und das Gemüth ansprechenden Ton der Stimme hatte; noch Deserre, der, schwerfällig und verlegen in seinen Eingängen, nur von Zeit zu Zeit einen Ausbruch rednerischer Leidenschaft vernehmen ließ; noch Casimir Périer, dessen Leidenschaftlichkeit sich nur in der directen Anrede zeigte; noch Benjamin Constant, dessen Talent mehr Gewandtheit und Kunst, als Bewegung und Kraft hatte; noch Manuel, der, mit scharfem und muthigem Urtheile begabt, aber mehr Dialektiker als Redner, es nicht wie B. verstand, eine entzückte Versammlung zu unwillkürlichen Äußerungen der Bewunderung hinzureißen." Die Natur hat B. mit Vorliebe ausgestattet. Seine Gestalt ist nicht groß; aber seine einnehmenden ausdrucksvollen Züge geben alle Regungen seiner Seele wieder. Er beherrscht mit erhobenen Haupte die Versammlung. Seine Bewegungen sind weniger trocken, weniger schneidend, edler, als die Bewegungen Guizot's. Aber Das, worin er durchaus unvergleichlich ist, was er vor allen Rednern der Kammer voraus hat, ist der Klang seiner Stimme: unter allen Vorzügen des Redners wie des Schauspielers jener, welcher den meisten Eindruck macht. Übrigens verdankt B. seinen Vorrang keineswegs blos dem glücklichen Zufalle seiner äußern Eigenschaften. Er ist Meister in der Kunst der Beredtsamkeit. Die meisten andern Redner überlassen sich ganz dem Feuer ihrer Inspiration; sie finden, in der Verwirrung ihrer verschiedenen Wendungen, schöne Gedanken, aber diese haben keinen nothwendigen Zusammenhang. Das, was B. seine größte Überlegenheit leiht, ist, daß er von dem Anfange seiner Rede, wie von einem erhabenen Standpunkte, bereits das Ziel vor Augen hat, auf welches er ausgeht. Er greift seinen Gegner nicht ohne Vorbereitung an; er beginnt damit, seine Circumvallationslinien um ihn zu ziehen; er verdrängt ihn von Posten zu Posten; er täuscht ihn durch sein berechnete Bewegungen; er nähert sich ihm allmälig, folgt ihm, umringt, drängt, erstickt ihn in den furchtbaren Falten seiner Beweisführung. Diese Methode ist jene der bedeutendsten Geister; aber sie würde eine so wenig aufmerksame Kammer, wie die französische, bald ermüden, wenn B. sie nicht durch den Reiz seiner Stimme, die Lebendigkeit seiner Geberde und die Eleganz und den Adel seiner Sprache fesselte. (26)

**Bertin** (Louis François), geboren zu Paris 1770, und sein jüngerer Bruder, **Pierre Louis Bertin de Vaux**, Pair von Frankreich, verdanken ihre bürgerliche und politische Stellung größtentheils dem seit 1805 von dem ältern B. geleiteten „Journal des débats", das während des Kaiserreichs „Journal de l'Empire" hieß. Das eigentlich Interessante aus dem Leben beider Brüder, von denen auch der jüngere der Redaction des „Journal des débats" nie ganz fremd geworden ist, hängt so genau mit der Geschichte der Fluctuationen und Metamorphosen dieses Journals zusammen, daß es nur in diesem Zusammenhange interessant ist. Beide haben kein anderes Interesse für sich in Anspruch zu nehmen,

Digitized by Google

da der ältere nur die leitenden Artikel verfaßt und nur einige englische Romane übersetzt, der jüngere aber seine besten Kräfte seit 1801 seinem Banquiergeschäfte gewidmet und in den Staatsgeschäften nie eine Rolle von Bedeutung gespielt hat. Beide Brüder arbeiteten während der Revolution an royalistischen Journalen und wurden schon unter dem Consulat Mitarbeiter des für Wiederherstellung der guten alten politischen, religiösen und literarischen Doctrinen arbeitenden „Journal des débats". Während der Kaiserzeit blieb das Journal ein halboffizielles Blatt, und es würde vielleicht seine bourbonischen Sympathien allmälig ganz abgelegt haben, wenn nicht Napoleon, der die Presse in der Weise des ancien régime behandelte, durch Anweisung von Pensionen, über einen Theil des Ertrags der Journale disponirt hätte. Im J. 1814 wurde es royalistisch, und während der hundert Tage fiel es in andere Hände, da beide Brüder Frankreich verließen. Der ältere Bruder nahm Theil an der Redaction des „Moniteur de Gand" und nach der zweiten Rückkehr der Bourbons übernahm er wieder die Leitung des „Journal des débats", während der jüngere, vom Ministerium begünstigt, in die Kammer gewählt, Generalsecretair des Policeiministeriums und später Staatsrath wurde. Als Chateaubriand und die Fraction Agier mit Villèle brach, da ging auch endlich das „Journal des débats" zur Opposition über. Der bekannten Protestation der liberalen Journale gegen die Ordonnanzen trat es zwar nicht bei; als indeß die Julirevolution gesiegt hatte, erklärte es sich für die neue Monarchie, und seit der Herrschaft des Justemilieu-Princips ist es nur in einzelnen Punkten den wechselnden Ministerien entgegengetreten. Es ist in dem Journale eine Vorliebe für die durch Guizot repräsentirte Politik nicht zu verkennen und die bis jetzt fast immer glücklich gelöste Aufgabe für dasselbe ist, einerseits ministerielles Blatt zu bleiben, womit mannichfache Vortheile verknüpft sind, andererseits die Interessen des Journals den Abonnenten gegenüber nicht zu gefährden. So sprach sich neuerdings das Journal, weil es fast nur Rentiers zu Abonnenten hat, gegen die Rentenconversion aus. Nach der Julirevolution war der jüngere Bruder kurze Zeit Gesandter beim Könige der Niederlande; nach seiner Rückkehr wurde er zum Pair ernannt, und ist auch wieder in den Staatsrath eingetreten. — Eine Tochter B.'s des Ältern hat 1830 eine italienische und 1836 eine von Vict. Hugo nach dessen „Notre-Dame" geschriebene Oper: „Esméralda", in Musik gesetzt, doch sind beide Compositionen nur einige Male zur Aufführung gekommen. (10)

**Berville** (Saint-Albin), französischer Advocat, geboren zu Amiens am 22. Oct. 1788, glänzte während der Restauration in den ersten Reihen des französischen Barreaus. Seine Vaterstadt war der erste Schauplatz, wo er als Jurist auftrat. Die politischen Stürme von 1815 verschlugen ihn mit seinem Vater nach Paris und befestigten das aufblühende Glück des jungen Advocaten. Er brachte dahin ein bereits in einigen schwierigen Rechtsfällen erprobtes Talent mit, welches beinahe schon die Reife erlangt hatte; außerdem begleiteten ihn ein hellsehender Kopf, ein allen neuen Ideen mit Maß huldigender Geist und ein liebenswürdiger, umgänglicher Charakter. Bald nach seiner Ankunft in Paris, im J. 1816, finden wir ihn neben Mauguin in jenem unglücklichen Processe der Patrioten, wo die Restauration das erste Blut auf dem Grèveplatz vergoß. Obschon B. hier nur in zweiter Linie erschien, so bemerkte man doch seinen klaren, geistreichen Vortrag, seine rasche, unerschütterliche Logik, seine leichte, obschon mitunter gesuchte Eleganz und seine attische Ironie, die bei ihm instinctmäßig zu sein scheint. Von jener Zeit an finden wir seinen Namen bei den meisten politischen Processen, für welche er in der That, trotz einiger bemerkenswerthen Plaidoyers in Civilsachen, wohin namentlich die für die Bouclier'schen Erben gegen den Herzog von Orleans gehört, den meisten Beruf haben dürfte. Im J. 1819 vertheidigte er die Associationsfreiheit gegen das Ministerium Decazes, bald darauf den Verfasser der „Lettres normandes", Léon Thiessé, welcher der Restauration das Recht absprach, der fran-

Digitized by Google

zösischen Nation die officielle Trauer des 21. Januar auferlegen zu können. Zehn Jahre später verfocht er dieselbe Sache für einen andern Schriftsteller, Achille Roche, welcher unter dem Pseudonamen des obscuren Conventsmitgliedes Levasseur Memoiren herausgegeben hatte, worin die geachteten Namen der ersten französischen Revolution rehabilitirt wurden. Dies Plaidoyer B.'s war ein Muster von klarer, lichtvoller, gründlich raisonnirender Darstellung und es fanden sich darin mehre oratorische Wendungen von seltener Schönheit. Mit echt Voltaire'schem Geist plaidirte B. für Sénancourt, welcher im J. 1828 wegen Schmähung der öffentlichen Moral vor den Assisen stand. Auch spielte B. eine Rolle in jener blutigen Tragödie der vier Sergenten von Larochelle; er vertheidigte nämlich Baradère, einen jungen Advocaten, den die Anklageacte als einen Hauptanstifter bezeichnete, der aber freigesprochen wurde und gegenwärtig französischer Consul in einem der südamerikanischen Freistaaten ist. Endlich plaidirte B. auch für Paul Louis Courier, als er wegen seines „Simple discours" angeklagt war. Doch der Vertheidiger war hier nicht in seiner Sphäre. Jener bittere, directe Spott Courier's, des größten Spötters, den die Franzosen seit Voltaire gehabt haben, mit vielleicht noch mehr Galle und Leidenschaft, zerschmilzt auf B.'s Lippen. Aus einer stechenden Satire, worin das alte französische Königthum gegeißelt und mit Dornen gekrönt ward, machte B. eine Art evangelischer Parabel; vergebens bot er alle Ressourcen seines Talents auf und verschanzte sich hinter Worte; es blieb dennoch eine unübersteigliche Schranke zwischen seiner mit ganz modernen Farben ausgeschmückten feinen Grazie und jener antiken, strengen Schreibart, welche Courier dem Genie Lucian's, Rabelais', Montaigne's und Pascal's abgelauscht hatte. B. sprach daher auch ohne Erfolg; der Weinbauer von Lachavonnières wurde einstimmig verurtheilt. B. hat von jeher einen wesentlichen Theil der Redekunst vielleicht zu sehr vernachlässigt, nämlich die Handlung, worauf die Alten so große Stücke hielten. Seine Stimme ist ohne Accent, seine Bewegungen sind ohne Nachdruck und Kraft, und seinen lebendigsten, ergreifendsten Gedanken leiht der Redner nur ein schwaches, unvollkommenes Relief; dafür aber besitzt er feinen Geschmack und eine seltene Leichtigkeit des Vortrags. Man hört ihn, ohne müde zu werden und ohne für ihn jene ängstlichen Begegnungen der Worte und Ideen zu fürchten, worin der unversehens überraschte Redner so oft stolpert; der Vortrag B.'s ist von einer tadellosen Fülle, die nur ihm eigen ist und ihn nie im Stich läßt. (61)

**Beskow** (Bernhard von), Hofmarschall des Königs von Schweden, beständiger Secretair der schwedischen Akademie, ist zu Stockholm am 19. Apr. 1796 geboren. Sein Vater war ein sehr reicher Kaufmann und Bergwerksbesitzer. Frühzeitig in der Malerei und Tonkunst unterrichtet, wendete er sich von jener in Upsala ausschließend dieser zu und componirte auch mehre leichte Sachen. Später wurde er von der Dichtkunst angezogen, und erst als Dichter erwarb er sich einen Ruf. Nachdem er 1814 in die königliche Kanzlei eingetreten, war er 1824 bereits expedirender Secretair. Jetzt wurde er Privatsecretair des Kronprinzen, 1826 in den Adelstand erhoben, 1827 Kammerherr, 1828 Ritter, 1836 Commandeur des Nordsternordens und 1833 Hofmarschall. Im Febr. 1831 übernahm er die Direction des königlichen Theaters, und brachte damals mehre treffliche Stücke auf die Bühne; doch seine finanziellen Verhältnisse bestimmten ihn, im Jun. 1832 dieselbe wieder aufzugeben. Abgesehen davon, daß B. auf die mit seinen Ämtern verbundenen Besoldungen verzichtet hat, ließ er sich nicht abhalten, junge Talente aus eignen Mitteln vielfach zu unterstützen. Er ist einer der Achtzehn der schwedischen Akademie, seit 1834 deren beständiger Secretair, und vieler andern Gesellschaften Mitglied. In den J. 1820—21 und 1827—28 bereiste er die vornehmsten Länder Europas und kam dadurch mit den bedeutendsten Männern in ein vertrauteres Verhältniß. Trotz seiner mannichfachen, der schönen Literatur zum

Digitized by Google

Theil sehr fern liegenden, anderweitigen Verpflichtungen, ist er fortwährend der Muse treu geblieben. Schon 1818 ließ er eine Sammlung seiner Dichtungen (2 Bde.) erscheinen, die 1829 eine neue Auflage erlebten. Sein erstes Trauerspiel war „Erik den Fiortende"; diesem folgten die Tragödien „Hildegard", „Torkel Knutson" (ins Dänische übersetzt von Öhlenschläger, 1837), vielleicht nicht nur sein bestes Werk, sondern überhaupt das beste unter allen den bühnenrechten Trauerspielen, die die schwedische Literatur aufzuweisen hat, und „König Birger och Hans Ätt" (1837). Auch hat er zwei Opern verfaßt „Trubaduren" (in Musik gesetzt vom Kronprinzen von Schweden) und „Ryno", welche letztere auch ins Deutsche übertragen wurde. Seine „Wandrings-minnen" (2 Bde.) erschienen 1832, und 1833 in einer neuen Auflage. Übrigens hat B. zu fast allen schönwissenschaftlichen Zeitschriften seines Vaterlandes Beiträge geliefert. Anmuth und Lieblichkeit, Vaterlandsliebe, ein mildes und warmes Gefühl wehen in seinen Dichtungen, und wenn auch die strengere Kritik das Eine oder Andere gegen Plan und Charakterzeichnung in seinen Tragödien aussetzen könnte, so stehen sie doch in Hinsicht auf Diction und Verskunst sehr hoch. Fehlt es auch seinen dramatischen Werken zuweilen an Kraft, so versteht er doch trefflich Theatereffecte hervorzubringen. Indessen ist bis jetzt keines seiner Trauerspiele aufgeführt worden, wovon der Grund vielleicht darin zu suchen sein dürfte, daß er mit seinem Nachfolger in der Theaterdirection in nicht sehr freundlichem Verhältnisse steht. (15)

Besson, bekannt unter dem Namen Besson Bei, als Admiral des Vicekönigs von Ägypten, geboren in Frankreich 1782, trat in einem Alter von neun Jahren in den französischen Seedienst. Im Marinebataillon machte er den russischen Feldzug mit und wurde während der Belagerung von Danzig zum Schiffslieutenant ernannt. Als solcher war er in seiner untergeordneten Stellung in Rochefort, wo er 1815 dem Generalstabe attachirt stand, auf eine Weise, die sehr zu seiner Ehre gereicht, in die Geschichte Napoleon's, bei einem entscheidenden Wendepunkte derselben, verflochten. Diese Episode ist zuerst in der Reise des Herzogs von Raguſa, und ausführlicher, aus B.'s eignen Memoiren, in den Mittheilungen Semillasso's aus Ägypten erzählt worden. Es ist nämlich wiederholt behauptet worden, daß Napoleon, nach seiner zweiten Abdankung, zuerst den Plan gehabt, von Rochefort aus nach Amerika zu flüchten, um dort seine Tage zu beschließen, ehe er den für ihn so unheilvollen Entschluß faßte, der Großmuth der Engländer zu vertrauen. B. war der Mann, der zu jener Flucht dem Kaiser seine Dienste anbot. Er hatte nicht sobald sich überzeugt, wie wenig Neigung der Commandant der zu des Kaisers Disposition gestellten Fregatte verspüre, sich zu compromittiren, als ihm selbst der Entschluß feststand, zur Rettung Napoleon's jedes Wagniß zu bestehen. In den Mitteln, welche der Zufall ihm an die Hand gab, gewahrte er den Wink des Schicksals zugleich und den verstärkten Ruf der Pflicht. Verheirathet mit der Tochter eines Gutsbesitzers und Schiffsrheders in der Gegend von Kiel, traf es sich, daß drei Schiffe seines Schwiegervaters, ihm adressirt, zur Zeit im Hafen von Rochefort lagen. Als er seiner Gattin das Project mittheilte, erwiderte sie ihm ohne Zögern: „Der Kaiser ist in solcher Lage, daß es für Jeden die höchste Ehre sein wird, ihn zu befreien; biete ihm unter den drei Schiffen meines Vaters den besten Segler an, und befehlige, wenn der Kaiser es wünscht, das Fahrzeug selbst; was mich betrifft, ich bin bereit, lieber Alles zu leiden, als dir im Wege zu sein, eine so große That zu vollbringen." Der beste Segler war die Magdalena, eine Jacht unter dänischer Flagge, 1812 in Kiel erbaut, um gegen die englischen Kreuzer in der Ostsee zu agiren. Sie nahm eben eine Ladung Branntwein, für Amerika consignirt, ein und ward mit zwei Expeditionen versehen, die eine für Kiel, die andere für Neuyork. Im Schiffsraume waren zwei Reihen Branntweinfässer, dazwischen fünf leere Fässer, die man so vorgerichtet, daß im Falle einer Untersuchung fünf Personen darin versteckt werden

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Allgemeines Handwörterbuch

der

# philosophischen Wissenschaften,

nebst

## ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften

bearbeitet von

**Wilhelm Traugott Krug.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände.

Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:

Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

---

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.), ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen Denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Beruf, theils mehr aus Neigung und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

**Zwölf Thaler**

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden.

---

Früher erschien von demselben Verfasser in meinem Verlage:

# Handbuch

der

## Philosophie und der philosophischen Literatur.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Jun. 1838.

**F. A. Brockhaus.**